Schuld und Unschuld.

Erster Theil.

Von fernen Meeren kehrt der Mensch zurück, aber nicht aus dem Jenseits.
Finnisches Sprichwort

304

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schuld und Unschuld.

Eine Erzählung

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1862.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Kapitel.

Schon zu Anfang des Jahres 1780 hatte die Stadt Uleåborg eine solche Entwickelung erlangt, daß sie als die bedeutendste im Oesterbotten betrachtet werden konnte.

Sie zählte ungefähr dreitausend Einwohner, zwei Märkte und dreiundzwanzig Straßen, eine geräumige Kirche und dreihundertfunfzig Häuser ohne das Rathhaus — alle von Holz.

Die Stadt hatte damals blos zwei steinerne Häuser, von welchen eins am großen Markte stand.

Eine ihrer Merkwürdigkeiten ist, daß John Messenius in der dortigen Kirche begraben liegt.

Ueberdies konnte Uleåborg sich einer schönen und gesunden Lage auf der Südseite des Uleåstromes rühmen, der sich durch einen Wasserfall, Merekoski genannt, in das Meer ergießt.

Uleåborg ist auf einer Landspitze erbaut, welche den Fluß auf der einen und die Kembelebucht auf der andern Seite hat. Es hatte auch verschiedene Anhöhen, unter welchen eine unter dem Namen der Pakkiseshöhe die bedeutendste war und eine herrliche Aussicht darbot.

Am Fuße derselben rauschte ein Gebirgsbach und man sah von hier aus mehrere schöne Inseln. Jenseit

der Bucht zog sich die Landzunge Hietasaari und das schöne Vorgebirge hin, welchem es niemals an stattlichen Fahrzeugen fehlte.

Ueberdies hatte man auch zwei Brücken, welche über den sogenannten Stadtbach führten.

So ungefähr sah Uleåborg in der oben angegebenen Zeit aus.

Kurz vor dem Kriege im Jahre 1788 wurden in der kleinen Stadt zwei Hochzeiten gefeiert.

Es waren ein paar Freunde, welche von ihren Knabenjahren an alles gemeinsam gehabt und nun auch durch einen und denselben Priester und zu einer und derselben Stunde sich in die Fesseln der Ehe schlagen lassen wollten.

Der eine war der Apotheker Hederman und der andere der Kaufmann Claes Aberney.

Beide waren geachtete Männer, die wegen ihres redlichen Charakters sowie wegen ihrer aufgeklärten und wahrhaft patriotischen Denkweise in allgemeinem Ansehen standen.

Vereinigt durch eine in den Kinderjahren entstandene Freundschaft, hatten sie stets sowol die dunkeln als die hellen Augenblicke des Lebens miteinander getheilt.

Hederman hatte zwei Schwestern, Deborah und Sarah. Letztere, das jüngste von den drei Geschwistern, ward schon als sie noch ganz jung war nach dem Tode der Aeltern von einer in Schweden wohnenden reichen Tante angenommen. Deborah dagegen hatte dem Hauswesen des Bruders bis zu dem Tage vorgestanden, wo Claes Aberney sie als seine Braut heimführte.

Hederman vermählte sich mit einer jungen Schwedin, welche in der Eigenschaft einer Gouvernante bei einem ihrer Verwandten lebte.

Rosa Ström, so hieß sie, hatte ihm allerdings anfangs eine entschiedene Abneigung zu erkennen gegeben, aber dadurch ließ Hederman sich durchaus nicht abschrecken.

Er dachte: „Frisch gewagt, ist halb gewonnen", und auf diesen Grundsatz hin fuhr er fort, Rosa zu bestürmen, bis sie eines schönen Tages sich erweichen ließ und Ja sagte.

Gleichwol hatte sein Freund Aberney ihm auf das ernsthafteste von dieser Verbindung abgerathen.

„Siehst du denn nicht, lieber Hederman", pflegte er zu sagen, „daß dieses Mädchen kein Gefühl hat? Wenn es dir auch glückt, ihre Hand zu erobern, so wirst du doch ganz bestimmt unglücklich. Während du dein Herz gibst, wirst du dagegen nur Kälte und Gleichgültigkeit empfangen. — etwas, was du weniger als irgendein anderer geschaffen bist zu ertragen. Uebrigens hast du ebenso wie ich unvermischtes finnisches Blut in deinen Adern und solltest dich mit keinem andern als einem finnischen Mädchen vermählen. Gleich und gleich gesellt sich gern — das darfst du nicht vergessen."

Dergleichen Worte äußern aber, wenn sie an einen Verliebten gerichtet werden, bekanntlich keine Wirkung. Hederman achtete nicht darauf. Er ward ganz und gar von seiner Neigung beherrscht, und das Ende vom Liede war, daß er und Rosa mit Aberney und Deborah an einem und demselben Tage Hochzeit machten.

Die Freundschaft, welche die Männer der beiden Frauen vereinigte, war der Grund, daß Deborah sich ihrer Schwägerin zu nähern suchte.

Allerdings herrschte zwischen den jungen Frauen keine Sympathie, Deborah aber war gut und redlich. Sie dachte mehr an den Nutzen, den die Gattin ihres Bruders von ihrer Freundschaft haben könnte, als an das Vergnügen, welches sie selbst davon hatte.

Rosa dagegen war schön, gefallsüchtig und hegte keine Anhänglichkeit an irgendjemand, am allerwenigsten an ihren Mann. Hederman, dessen Gemüthsart eine heftige und despotische war, besaß auch durchaus nicht die Fä-

higkeit, in dem Herzen dieses in sich selbst verliebten und eigensinnigen Weibes zärtlichere Gefühle hervorzurufen. Sie achtete nicht auf seine guten Eigenschaften; sie fühlte blos das Unangenehme seiner Fehler und die Last seiner Herrschsucht.

Die Folge davon war, daß, während Aberney's Haus ein Gemälde häuslicher Glückseligkeit darbot, das Hederman's dagegen eine ununterbrochene Kette von stürmischen Auftritten und heftigen Kämpfen war.

Rosa widersetzte sich stets allem, was der Mann wollte, und konnte nicht lernen, da anzufangen, wo sie gleichwol aufhören mußte, nämlich sich in ihn zu fügen.

Anfangs weinte und beklagte sie sich laut über ihr Unglück und konnte nicht einmal in Gesellschaft den Unwillen verbergen, den sie gegen einen Mann empfand, den sie nicht zu regieren vermochte und welchem sie gleichwol nicht zu trotzen wagte.

Es glückte Deborah wenigstens, ihr zu zeigen, wie unrecht es von ihr war, die Welt in das einzuweihen, was zwischen ihr und ihrem Gatten vorging.

Das Ergebniß dieser Vorstellungen Deborah's war, daß Rosa sich darauf beschränkte, nur vor ihr die Klagen über die barbarische Tyrannei auszuströmen, welcher sie unterworfen war.

Hederman fühlte sich im höchsten Grade unglücklich und ward mit jedem Jahre unverträglicher und heftiger gegen eine Frau, die ihn nicht verstand, sondern alles Mögliche that, um ihr Zusammenleben zu verbittern.

Die Liebe, welche er für sie gehegt, verwandelte sich daher allmählich in Kälte und Bitterkeit, und er suchte außer dem Hause das Wohlbefinden, welches er in demselben vermißte.

Wie alle egoistischen Männer hatte Hederman innig gewünscht, daß seine Gattin ihm einen Sohn schenken möchte, aber auch in dieser Beziehung ward er vom Schicksal getäuscht.

Erst nach sechsjähriger Ehe ward ihm eine Tochter geboren. Aberneys hatten jetzt schon zwei Söhne, Kaspar und Henoch, von welchen der älteste fünf und der jüngste drei Jahre alt war.

Aus Aerger darüber, daß das Kind ein Mädchen war, ließ Hederman sie Harmen taufen. Ein Jahr darauf gebar seine Frau abermals eine Tochter. Hierüber gerieth er in solchen Zorn, daß er rief: „Dieses Kind ist für mich als ob es gar nicht geboren wäre. Ich werde niemals mit ihm sprechen oder von seiner Existenz irgendwie Notiz nehmen.“

Die Kleine ward von ihrer Mutter Edith genannt. In demselben Jahre war die Familie Aberney noch durch einen Sohn vermehrt worden. Sie hatte sonach drei Knaben, während der unglückliche Hederman gar keinen hatte.

Jahre vergingen und die Kinder der beiden Freunde wuchsen heran.

Schon bei Harmen's Geburt bestimmten die Väter Kaspar und sie füreinander, was zu damaliger Zeit etwas ganz Gewöhnliches war. Auf diese Weise sollte das alte Freundschafts- und Verwandtschaftsband noch fester geknüpft werden.

Nach dieser Uebereinkunft ward Kaspar Hederman's bevorzugter Günstling.

Es ward beschlossen, daß der Knabe, im Fall er Lust dazu hätte, sich bei ihm zum Apotheker bilden sollte, und Hederman begegnete ihm mit einer an Schwäche grenzenden Zärtlichkeit, während er seine Tochter Harmen mit Strenge behandelte und nach Edith gar nicht fragte.

Die letztere ward von ihm niemals angeredet und ihren Morgengruß beantwortete er blos durch stummes Kopfnicken.

Edith war daher im älterlichen Hause, um uns eines im gemeinen Leben gebräuchlichen Ausdrucks zu bedienen, „wie weggesetzt“. Die Mutter liebte ihr ältestes Kind

mit leidenschaftlicher Heftigkeit und beschäftigte sich mit diesem so ausschließlich, daß sie für das jüngste keine Zärtlichkeit übrig hatte.

Hederman war nach Edith's Geburt noch strenger gegen seine Gattin geworden, und dies hatte die Folge, daß Rosa in ihrem großen Unverstand das Kind als die Ursache der Steigerung ihres Unglücks betrachtete und deshalb eine wirkliche Abneigung gegen das arme Mädchen hegte.

Vom Vater als ob sie gar nicht da wäre und von der Mutter mit zügelloser Heftigkeit behandelt, konnte Edith mit Recht sagen, daß ihre erste Kindheit eine sehr trübselige war. Wenn der Vater in Zorn gegen die Mutter ausbrach, mußte allemal Edith die Folgen des Verdrusses tragen, welchen Rosa dann fühlte, aber ihrem Gatten nicht zu erkennen zu geben wagte. Oft ward sie einzig und allein deshalb gezüchtigt, weil Rosa jemand haben wollte, den sie ihrerseits tyrannisiren konnte.

Harmen war von ihrer Mutter unzertrennlich; bei allen Vergnügungen und Zerstreuungen mußte sie mit dabei sein.

Edith dagegen kam nur selten aus dem Hause. Der einzige Ort, den sie besuchen durfte, war bei Aberneys und zwar deshalb, weil Rosa aus Respect vor Deborah nicht das unnatürliche Gefühl zu verrathen wagte, welches sie für ihr jüngstes Kind hegte.

Wenn Aberney oder Deborah ihr einmal ihre Mißbilligung über die Parteilichkeit, die sie in der Behandlung der beiden Mädchen an den Tag legte, zu erkennen gaben, erhielten sie zur Antwort:

„Ach, meine Freunde, Ihr wißt nicht, wie widerspenstig Edith ist. Sie muß deshalb weit strenger erzogen werden als ihre Schwester.“

Dies war auch ihre Ueberzeugung. Sie hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, daß Edith das Abbild des Vaters sei. Jeder Fehler des Mädchens kam der Mut-

ter vor wie eine Unart, die nicht hart genug bestraft werden könnte.

Wahr ist es, daß Edith ein ganz absonderliches Kind war, dem Aeußern nach beinahe häßlich, ohne daß ein Zug in ihrem Gesicht andeutete, sie werde mit der Zeit noch einmal hübsch werden. Nur ihre großen dunkeln Augen waren schön.

Klein, blaß und schwächlich, mit flachsblondem Haar, einer Stumpfnase und einem unverkennbaren Ausdruck von Trägheit oder sogar eigensinnigem Trotz, hatte sie, wenn man sie zum ersten mal sah, etwas Abstoßendes. Durch die Strenge, womit sie behandelt ward, hatte sie einen scheuen Blick bekommen, obschon ihr ganzes Benehmen bewies, daß sie durchaus nicht sehr furchtsam war.

Sie war sehr ungehorsam und übertrat fortwährend die tausend kleinen Verbote, die täglich für sie aufgestellt wurden, obschon sie jedesmal, wo sie eins derselben vergaß oder verletzte, Strafe erhielt.

Harmen und Edith hatten eine und dieselbe Amme gehabt, die dann als Wärterin dageblieben war. Diese faßte für Edith eine mütterliche Zuneigung und suchte sie auf alle nur mögliche Weise durch Bitten und Vorstellungen gehorsam zu machen, bekam aber stets zur Antwort:

„Mama schlägt mich, wenn ich auch noch so gut folge, und deshalb will ich lieber ungehorsam sein.“

Weder Bitten von seiten der Amme, noch Strafe von seiten der Mutter konnte sie bewegen, das Wort „Papa“ auszusprechen. Sie nannte ihren Vater stets „er“ oder „der Herr“. Aberney dagegen bezeichnete sie stets mit dem Namen Vater.

Onkel Aberney und Papa Aberney waren Edith's Ideale und mit Ausnahme der Amme die einzigen Menschen, gegen welche sie sich freundlich und gehorsam zu sein bemühte.

Frau Aberney ward durch die Amme von Edith's ungebührlicher Stellung in ihrem väterlichen Hause unterrichtet und grübelte viel darüber nach, wie sie diesem Uebelstand abhelfen könnte, besonders da Edith nun neun Jahre war, aber noch nicht an dem Unterricht ihrer Schwester hatte theilnehmen dürfen.

Alles, was sie bisjetzt gelernt, beschränkte sich auf das, was die Amme ihr beigebracht.

Deborah hatte mehrmals zu Rosa gesagt, daß sie unrecht handele, wenn sie die Kleine so vernachlässige, aber stets eine Antwort bekommen, welche deutlich zu erkennen gab, daß Rosa ihre Kinder ohne Einmischung anderer zu erziehen wünschte und daß Deborah sich in dieser Hinsicht nicht um ihr Thun und Lassen bekümmern solle, da ja sie, Rosa, sich niemals eine Bemerkung darüber erlaubte, wie Deborah ihre Mutterpflichten erfüllte.

Deborah sowol als Aberney hatten versucht, Hederman darauf aufmerksam zu machen, wie zurückgesetzt Edith in jeder Beziehung sei, aber ohne Erfolg. Seiner Schwester antwortete er:

„Meine liebe Deborah, pflege du deine Kinder und bekümmere dich nicht um die meinigen."

Zu Aberney sagte er:

„Wenn ich dafür sorge, daß es weder ihr noch ihrer Schwester an etwas fehlt, so darf ich wol das Uebrige der Sorge der Mutter überlassen. In bessern Händen als in denen der Mutter kann ein Kind wol nicht sein."

Darauf, daß diese Mutter dieses ihr Kind schlecht pflegte, gab Hederman nicht Acht, und da er mit den Jahren ein sehr harter Ehemann geworden war, so verspürte Aberney durchaus keine Lust, ihn darüber aufzuklären, wie schlecht Rosa ihre mütterlichen Pflichten erfüllte. Er fürchtete, das Verhältniß zwischen den beiden Ehegatten dadurch noch zu verschlimmern.

Es mußte daher ein anderes Mittel ausfindig gemacht werden, um das arme Kind in eine bessere Lage zu versetzen.

Deborah und ihr Gatte hatten demzufolge eben beschlossen, Rosa und Hederman auf irgendeine Weise zu bewegen, ihnen das Mädchen zu überlassen, als der Zufall durch einen an sich selbst unbedeutenden Umstand in Edith's Leben eine vollständige Umwälzung herbeiführte.

Ehe wir hierüber Rechenschaft geben, müssen wir einige Worte über Harmen vorausschicken.

So wenig Edith von der Natur begünstigt zu sein schien, so freigebig war dagegen Harmen ausgestattet. Schon als Kind besaß sie ungewöhnliche Schönheit und in allen ihren Bewegungen und ihrem ganzen Wesen jene angeborene Grazie, welche das Kind, das Mädchen oder das Weib, welches damit begabt ist, zu einem bezaubernden Wesen macht.

Mit ihrem dunkellockigen Haar, ihren großen, strahlenden Augen und ihren rosigen Wangen, war sie eine prachtvolle Knospe, die sich dereinst zu einer üppigen Rose zu entfalten versprach. Lebhaft, heftig, leidenschaftlich und herrschsüchtig, mußte dieses Kind bei einer klugen und verständigen Mutter viele Befürchtungen erwecken, weil seine ganze künftige Richtung von der Sorgfalt abhing, womit es erzogen ward, von den Gewohnheiten, die ihm angeeignet, von den Beispielen, die ihm vorgeführt wurden.

Unter der Leitung einer schwachen Mutter, die für die Fehler ihres Kindes blind war und nur ein Gesetz, den Willen dieses Kindes, kannte, mußte Harmen, obschon mit reichem Verstand und einem zu großen Aufopferungen fähigen Herzen begabt, gleichwol nur eine Sklavin ihrer Selbstsucht und ihrer Begierden werden.

Wohin diese letztern sie führen würden, da sie niemals dieselben zügeln gelernt, war unmöglich im voraus

zu berechnen, gleichwol aber war leicht vorauszusehen, daß sie dadurch sich selbst und andere ins Verderben stürzen würde.

Sie besaß eine rasche Fassungsgabe und fand großes Interesse am Lernen. Schon frühzeitig war eine geschickte Gouvernante aus Stockholm für ihren Unterricht angenommen worden. Sie machte erstaunliche Fortschritte und war zehn Jahre alt schon ein kleines Wunder von Talenten. Sie tanzte wie ein Engel, spielte mit ungewöhnlicher Fertigkeit Klavier, zeichnete kleine allerliebste Landschaften, stickte die zierlichsten Blumen und schwatzte einige französische Redensarten.

Genug, die zehnjährige Harmen war ein Genie, und wenn Papa des Abends ausging, um die Gesellschaft einiger Freunde zu genießen, und die Frau Mama dann Kaffeeschwestern bei sich hatte, mußte Harmen etwas aus der „Königin von Golkonda" spielen oder eine Gavotte tanzen. Dann riefen die Tanten wie aus Einem Munde: „Mein Himmel, wie gescheidt das Mädchen ist!"

Die Natur, welche gegen die schöne Harmen so freigebig gewesen, hatte ihr gleichwol eine ihrer Gaben versagt — nämlich die Stimme. Harmen hatte ein gutes musikalisches Gehör, konnte aber nicht einen einzigen Ton singen, worüber sie sich sowol als ihre Mutter nicht wenig grämte, besonders da Edith, die aller andern Vorzüge beraubt war, gerade diesen einzigen besaß.

Harmen konnte durch nichts in höherm Grade erbittert werden, als wenn Edith mit klarer, schöner Stimme eine der Melodien sang, welche ihre Schwester spielte. Edith fing auch, so oft sie allein waren, allemal an zu singen, obschon sie wußte, daß Harmen dann laut weinend zu ihrer Mama hineinrannte, welche dann ihrerseits Edith wegen ihrer Bosheit gegen die „sanfte und harmlose" Harmen strafte.

An jedem Mittwoch und Sonntags nachmittags waren entweder Aberneys bei Hedermans oder umgekehrt.

An einem Mittwochabend war die Reihe an Hedermans, die Freunde bei sich zu sehen. Deborah hatte sich vorgenommen, gerade diesen Abend Rosa auf eine feine Weise zu bereden, ihr Edith zu überlassen, und in dieser Absicht begann sie davon zu sprechen, wie unlieb es ihr wäre, keine Tochter zu haben.

Hederman und Aberney saßen bei ihrem Bretspiel. Die drei jungen Herren Aberney und die Mamsells Hederman waren in dem sogenannten Alltagszimmer beisammen, wo man sich die Zeit mit Lotteriespielen vertrieb.

Kaspar war jetzt ein funfzehnjähriger Knabe von sehr freundlichem Aussehen. Der zwei Jahre jüngere Henoch hatte ein lebhaftes und geniales Gesicht. Zwischen den beiden Brüdern saß Harmen, schön und lächelnd wie der Frühling. Ihr gegenüber saßen Edith und der jüngste Aberney, Victor.

Edith hatte das Ziehen der Nummern zu besorgen.

„Mein Gott, Edith, wie langsam es doch mit dir geht, wenn du die Nummern ansagen sollst", sagte Kaspar.

„Das thut Edith mit Fleiß", fiel Harmen ein, „blos um uns zu ärgern. Seht nur, was sie für ein Gesicht macht!"

Die beiden Knaben warfen die Augen auf ihr kleines Gegenüber und konnten nicht leugnen, daß Harmen recht hatte.

Edith saß mit der Hand in dem Beutel, worin die Nummern lagen, und sah ihre Schwester mit herausfordernder Miene an, während sie sagte:

„Ja, siehst du, nun ziehe ich erst recht so langsam, als es mir beliebt, und ihr müßt damit zufrieden sein."

„O pfui, wie garstig du bist", fiel Henoch heftig ein, „du siehst, daß Harmen sich darüber ärgert."

„Was kümmere ich mich darum?" antwortete Edith laut lachend und schüttelte den Beutel.

„Ziehe jetzt und schwatze nicht", commandirte Kaspar; „wenn man so häßlich ist wie du, muß man wenigstens artig sein."

Edith zog die Hand aus dem Beutel und sagte:

„Hier ist die Nummer, aber was für eine ist es? Das müßt ihr rathen."

Sie hielt die geschlossene Hand empor und setzte hinzu:

„Ich werde euch mittlerweile etwas vorsingen."

„Edith!" rief Harmen und sprang außer sich vor Zorn auf, „wenn du singst, so sage ich es auf der Stelle Mama!"

„O, das wirst du wol bleiben lassen, der Onkel ist ja da."

Mit diesen Worten sprang Edith nach der Thür, welche das Alltagszimmer von dem kleinen Salon trennte. Ehe eins von den andern Kindern ahnte, was sie thun wollte, öffnete sie die Thür und sang auf der Schwelle des Salons stehend aus vollem Halse ein damals sehr beliebtes Volkslied.

Auf dem Sofa des Salons saßen die beiden Frauen und vor einem der Fenster saßen die Herren und spielten. Bei dem Ton von Edith's heller, schöner Stimme drehte Hederman sich schnell herum. Es war das erste mal, daß er sie hörte, und gleichwol war Edith neun Jahre alt.

Rosa ward vor Zorn leichenblaß und dann purpurroth, während sie ihrer Tochter einen wüthenden Blick zuschleuderte. Edith ihrerseits hielt die Augen mit einem herausfordernden Ausdruck auf ihre Mutter geheftet.

Harmen bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte geradeaus. Kaspar und Henoch suchten sie zu trösten, während der kleine Victor mit schadenfrohem Lächeln der verzweifelnden Harmen zuflüsterte:

„Das brennt wie Salz in bösen Augen, nicht wahr? hi! hi! hi!"

Der Gesang verstummte und der Schall einer Ohrfeige, welche Kaspar seinem Bruder Victor auf höchst nachdrückliche Weise verabreichte, bildete den Schlußaccord.

Victor kreischte aus Herzensgrunde, und nun mußte Papa untersuchen, was eigentlich los war.

„Schämt ihr euch nicht, Jungens", sagte Aberney, „in einem fremden Hause euch so zu betragen?"

„Es war Kaspar — er schlug mich!" rief der geohrfeigte Victor.

„Du bist funfzehn Jahre und kannst dich auf diese Weise vergessen?" hob Aberney die Stirne runzelnd wieder an.

„Er betrug sich schlecht gegen Harmen und machte, daß sie weinte", antwortete Kaspar, sich seiner Uebereilung ein wenig schämend.

„Ja, Papa, und ich that es mit Recht, denn Harmen weinte vor Neid darüber, daß Edith sang", erdreistete sich Herr Victor ganz keck zu äußern.

„Ihr geht beide sogleich nach Hause, denn solche Rangen, die sich nicht betragen können, wie es sich gehört, dürfen nicht mit zu andern Leuten gehen", erklärte Aberney in so bestimmtem Tone, daß offenbar kein Protest dagegen zuläßig war.

Aberney und Hederman setzten sich wieder zu ihrem Bretspiel nieder, und die beiden jungen Herren marschirten nach Hause.

Eine ganz eigenthümliche Verstimmung war die Folge. Hederman, der sonst beim Spiel munter und lebhaft war, verhielt sich jetzt ganz stumm und nachdenklich.

Rosa war in ihrem Herzen so erbittert auf Edith, daß sie ihren Zorn nur mit der größten Anstrengung zu beherrschen vermochte.

In dem Alltagszimmer suchte Henoch die noch weinende Harmen zu trösten und wieder auf gute Laune zu bringen, dies aber war nicht leicht, denn nun beklagte sie es bitter, daß die Knaben um Edith's Bosheit willen

hatten nach Hause gehen müssen und sonach die Freude des ganzen Abends gestört war.

Edith hatte sich auf einen Schemel vor dem Feuer geschlichen und blickte mit dem Ausdruck des Unmuths in dasselbe hinein.

Victor dauerte sie. Die andern waren ihr gleichgültig. Von Spielen war nicht mehr die Rede.

Als die Essenszeit kam, erhielt Edith Befehl, im Alltagszimmer zu bleiben. Ihre Amme brachte ihr diesen Befehl von der Mutter und strich ihr schmeichelnd das Haar, indem sie hinzusetzte:

„Armes, kleines Wesen, und nun wird es heute Abend auch noch Schläge setzen."

„Ach, daran bin ich ja gewöhnt", antwortete die Kleine und lachte trotzig. „Deswegen singe ich immer noch ein Liedchen, wenn ich auch nichts zu essen bekomme."

„Ach, mein gutes, liebes Kind, thue das nicht", bat die Amme ganz erschrocken.

Edith hörte aber nicht auf die Warnung, sondern stimmte ein neues Lied an.

Bei den ersten Tönen des Gesanges öffnete sich die Thür des Salons und Hederman erschien auf der Schwelle.

Edith sah ihren Vater mit gleichgültiger Miene an und fuhr fort, ihr Lied zu singen, bis sie damit fertig war.

Als sie schwieg, sagte er:

„Komm herein, Kind."

Es war dies das erste mal, daß er mit Edith sprach. Sie blieb unbeweglich.

„Hast du gehört, was ich gesagt habe?" wiederholte er.

„Mama hat mir verboten, hineinzukommen", antwortete die Kleine, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Ach, liebe Edith, gehorche doch!" flüsterte die Amme erschrocken bei dem Gedanken, daß ihr kleiner Liebling

den „Herrn" zum Zorn reizen werde; zu ihrer großen Verwunderung aber kam Hederman auf Edith zu und sagte in ungewöhnlich sanftem Tone:

„Ich befreie dich von der Strafe, welche deine Mutter dir auferlegt hat — komm jetzt."

Mit diesen Worten ergriff er sie am Arm.

Edith stand auf, sah ihrem Vater verwundert ins Gesicht und folgte ihm.

Wenn Frau Rosa Augenzeuge eines Erdbebens gewesen wäre, so hätte dieses keinen entsetzlichern Eindruck machen und keine größere Bestürzung in ihr hervorrufen können, als der Anblick Edith's an der Hand ihres Vaters, und als sie ihn zu der Magd sagen hörte: „Warum ist für Edith nicht mit gedeckt?" war sie nahe daran, rücklings niederzustürzen, zog es jedoch vor, schleunigst ihren Platz am Tische einzunehmen, um allen dergleichen Unglücksfällen vorzubeugen.

Es war in der guten alten Zeit, wo man sich zu seinem Abendbrot an den Tisch setzte, während wir jetzt stehend soupiren.

Rosa war so aufgeregt, daß sie die Milch auf das Tischtuch goß und so viele Fehlgriffe beging, daß ihr Gatte endlich ganz ungeduldig ausrief:

„Wo hast du nur die Gedanken, liebe Rosa! Du gibst mir ja Pfeffer zur Grütze."

Endlich trennte man sich. Aberneys gingen nach Hause. Harmen näherte sich ihrem Vater, küßte ihm die Hand und sagte:

„Gute Nacht, lieber Papa."

„Gute Nacht", antwortete Hederman kurz.

Edith schwieg wie gewöhnlich und sagte nichts.

„Nun, willst du nicht deinem Vater die Hand küssen?" fragte Hederman und reichte sie ihr.

Schweigend gehorchte die Kleine.

„Nun, warum wünschest du mir nicht Gute Nacht?"

Sie sah ihn mit Angst an, wie um zu erforschen, welchen Ausdruck seine Züge hatten, dann sagte sie:

„Gute Nacht, Papa.“

Es war das erste mal, daß diese Worte von ihr ausgesprochen wurden, und Gott allein weiß, was sich in dem Innern der Kleinen regte. In demselben Augenblick aber, wo sie ihr über die Lippen gingen, rollten ihr auch die Thränen die Wangen herab, und ohne ein Wort zu ihrer Mutter zu sagen, eilte sie aus dem Zimmer hinaus und in die Alltagsstube, die zugleich das Schlafzimmer der Mädchen war.

Hier warf sie sich auf ihr kleines Bett und schluchzte laut, während Harmen auf sie hineinzankte.

Zweites Kapitel.

„Warum hat man mir nichts davon gesagt, daß das Mädchen Stimme hat? Du weißt, daß ich den Gesang sehr liebe", sagte Hederman zu seiner Ehehälfte, als sie miteinander allein waren.

„Du hast ja niemals etwas von ihr wissen wollen", antwortete Frau Rosa kurz. „Uebrigens ist ein Mensch, der ein Liedchen singen kann, wol noch lange kein Wunderthier."

„Das gehört weiter nicht hierher und ich verbitte mir allen unnöthigen Wortschwall. Du weißt, daß ich deine Declamationen nicht leiden kann."

Mit diesen Worten ging Hederman ins Schlafzimmer und schlug die Thür hinter sich zu.

„Was dieses boshafte Kind da angerichtet hat!" dachte Rosa, als sie einen Augenblick später ihrem Gatten folgte. Sie sah ihm an, daß er auf sehr schlechter Laune war, und hielt es daher für das Beste, nichts zu thun, was ihn reizen konnte, sondern sich ganz ruhig zu Bett zu begeben.

Am nächstfolgenden Morgen, ehe Hederman in seine Apotheke hinunterging, sagte er zu seiner Gattin:

„Sag' einmal den Kindern, daß sie hereinkommen sollen.“

„Was um Himmels willen fällt dir ein? Du kümmerst dich ja sonst nie um sie.“

„Was mich aber nicht abhält, Gehorsam zu verlangen“, antwortete Hederman barsch.

„Es ist furchtbar, was für einen Ton du in dem Hause führst. Erst vergehen Jahre, ohne daß du nach den Kindern fragst, dann sprichst du nur in befehlendem Ton mit Harmen und plötzlich fällt es dir ein, nicht in die Apotheke hinuntergehen zu können, ohne beide zu sehen.“

Frau Rosa sagte dies mit einer Heftigkeit, welche die Worte nur so über ihre Lippen fliegen ließ. Die arme Frau, welche stets glaubte, daß sie einem Manne widersprechen müsse, der sie dennoch zwang, seinem Machtspruch zu gehorchen, nachdem sie zuvor einen ehelichen Zwist hervorgerufen!

So war es auch jetzt. Hederman ward zornig, sprach bittere und schonungslose Worte, und das Resultat war, daß Rosa auf seinen im Zorn ausgesprochenen Befehl die Kinder hereinrufen mußte.

Harmen trat mit leichtem, tanzendem Gange, lächelnd, blühend und gekleidet wie ein Püppchen herein.

Edith folgte langsam mit trüber Stirn und scheuem Blick in sauberer, obschon höchst dürftiger Kleidung und all jener Zierlichkeit und Sorgfalt entbehrend, womit die Mutterliebe die schöne Tochter geschmückt hatte.

Hederman's Blick weilte auf Edith, Harmen sah er kaum an. Als die Mädchen Guten Morgen sagten, blickten sie mit Verwunderung den Vater an, der für die älteste bisjetzt blos ein strenger Herr und für die jüngste eine beinahe unbekannte Person gewesen.

Hederman sagte zu Edith:

‚Du hast wol schon angefangen, Klavier zu spielen?“

„Nein, ich kann weder lesen noch spielen“, antwortete die Kleine.

Hederman runzelte die Stirn und besann sich nun, daß Aberney schon mehrmals von dem Mädchen gesprochen und ihm über seine vollkommene Gleichgültigkeit gegen sie Vorwürfe gemacht hatte.

„Nimmt denn Edith keinen Theil an dem Unterricht der Gouvernante?“ fragte er seine Gattin.

„Noch nicht“, antwortete Rosa. „Edith hat ein so langsames Fassungsvermögen.“

Hederman sagte nichts, aber die geschwollenen Adern auf seiner Stirn bewiesen, daß er sehr erzürnt war.

„Du sollst mir einmal das Lied vorsingen, welches du gestern Abend sangst“, hob er zu Edith gewendet wieder an.

Die Kleine schien einen Augenblick lang unschlüssig zu sein. Die Augen der Mutter sprühten buchstäblich Feuer, nachdem sie sich jedoch einige Secunden lang besonnen, sang sie das kleine finnische Volkslied.

Nur Hederman selbst wußte, welche Erinnerungen an seine Kindheit darin lagen; wir wissen blos, daß er, als das Lied zu Ende war, die Kleine auf den Kopf klopfte und freundlich sagte:

„Du singst ganz hübsch.“

Damit verließ er rasch das Zimmer und ging hinunter in die Apotheke.

Eine halbe Stunde später kam Victor Aberney hereingestürzt und rief:

„Tante Rosa schlägt Edith ganz fürchterlich und blos weil sie sich unterstanden hatte zu singen. Komm mit, komm mit, sonst geschieht noch ein Unglück!“

Und der Knabe ergriff mit dem Ausdruck der Verzweiflung Hederman beim Arm und zog ihn mit sich fort.

Als sie in den Salon hinaufkamen, hörten sie aus dem Alltagszimmer unterdrücktes Gewinsel und Schluchzen.

Ehe noch Hederman über die Diele hinüber war, sprang Victor ihm voraus und riß die Thür auf.

Das Gesicht des Knaben war ganz verändert. Mit Einem Satz stand er neben Frau Hederman, welche eben in voller Wuth beschäftigt war, Edith mit einer großen Birkenruthe zu züchtigen. Augenblicklich war die Ruthe ihr aus der Hand gerissen, und mit vor Gemüthsbewegung und Thränen bebender Stimme rief der Knabe:

„Du sollst die arme Edith nicht mehr schlagen, Tante!"

In seinem kindischen Zorne zerriß Victor die Ruthe und warf die einzelnen Reiser Frau Rosa, die ihn ganz verblüfft ansah, vor die Füße. Sie stand mit dem Rücken nach der Thür gewendet, sodaß sie die Gegenwart ihres Gatten nicht eher bemerkte, als bis dieser fragte:

„Warum schlägst du das Mädchen?"

Edith, welche diesen Tag mehr Schläge als gewöhnlich bekommen hatte und ganz dunkel ahnte, daß sie nun in ihrem Vater vielleicht einen Beschützer bekäme, antwortete unter heftigem Schluchzen:

„Ich habe Schläge bekommen, weil ich singen kann."

Dann ergriff sie ihren Vater bei der Hand und setzte mit kindischer Verzweiflung hinzu:

„Bring' mich fort von hier. Ich werde bös und schlecht, weil man so garstig gegen mich ist!"

„Du siehst selbst, was für ein unartiges Kind sie ist", schrie Frau Hederman, konnte aber weiter nichts sagen, denn ihr Mann unterbrach sie mit einem:

„Schweig, Weib, sonst — — — —"

Dann nahm er seine kleine Tochter auf den Arm und verließ das Zimmer.

„Was um Gottes willen hat er denn im Sinne?" dachte Rosa, als sie ihn über den Vorsaal und die Treppe hinuntergehen hörte. Die Hausthür ward geöffnet und fiel wieder zu.

Frau Rosa eilte ans Fenster und sah, wie ihr Mann

mit seiner Tochter auf dem Arme seine Schritte quer über die Gasse nach Aberney's Wohnung lenkte.

Als er eine Stunde später widerkam, war er allein. Edith war bei ihrer Tante Deborah zurückgeblieben.

Die Erklärung, welche nach Hederman's Zurückkunft zwischen den beiden Eheleuten stattfand, bewies Rosa auf furchtbare Weise, daß sie die Zuneigung, die sie einmal besessen, auf immer verloren hatte.

Einige Wochen darauf fand sich Hederman's Schwester Sarah auf Besuch in Uleåborg ein. Sie hatte ihre Verwandten in Schweden nun alle verloren und wollte deshalb ihre Geschwister wiedersehen, mit welchen sie seit der Kindheit nicht wieder zusammengetroffen war. Sie war noch unvermählt und besaß ein ganz ansehnliches Vermögen.

Nachdem sie den Sommer in Uleåborg verlebt, kehrte sie im Herbst nach Schweden zurück und nahm Edith mit, welche sie sich anheischig gemacht, zu erziehen und zu ihrer Erbin einzusetzen.

Sie hatte zu ihrem Bruder und ihrer Schwester gesagt:

„Ihr habt noch mehr Kinder und könnt mir daher Edith recht gut ablassen. Ich habe niemand, für den ich leben könnte — laßt mir sie daher.“

Hederman war damit einverstanden.

Drittes Kapitel.

Jahre vergingen nach diesen Vorfällen, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes ereignet hätte.

Harmen wuchs heran und ward ein reizendes Mädchen, ein Gegenstand der Bewunderuug für den Provisor Kaspar Aberney sowie auch für den jungen Studenten Henoch. Wenn Harmen ihr siebzehntes Lebensjahr erfüllt hätte, sollte sie der Bestimmung ihres Vaters zufolge mit Kaspar Ringe wechseln.

Enoch beendete damals gerade seine Studien in Åbo und sollte dann nach Stockholm gehen, um in das Hofgericht einzutreten.

Die Sommerferien sollte er in Uleåborg bei den Aeltern zubringen. Er war zwanzig Jahre alt, lebhaft, warmfühlend und schön. Er sah Harmen täglich und es war daher nicht zu verwundern, wenn er in seinem Jugendtaumel vergaß, daß sie für seinen Bruder bestimmt war.

Genug, eines Tags, als Henoch und Harmen in Aberney's Garten saßen, hatte er ihr anvertraut, wie innig sie von ihm geliebt ward, und auch er erfuhr, daß sie ihn weit lieber hatte als Kaspar.

Zu glücklich, um den Betrug zu bedenken, der an letzterm begangen ward, vergaßen sie alles andere außer dem Bewußtsein, daß sie eins des andern Herz besaßen.

Dennoch ging es wie es stets geht, wenn der Mensch sich von dem Rausch des Augenblicks beherrschen läßt — das Erwachen war ein bitteres, denn die Wirklichkeit trat unbarmherzig hervor und bot der Glückseligkeit des entfliehenden Augenblicks spottend Hohn.

In acht Tagen sollte, wie Harmen's Vater bestimmt hatte, ihre und Kaspar's Verlobung stattfinden. Die Erinnerung daran trieb das Blut rascher durch Harmen's Adern, als sie am Abend sich allein in ihrem Zimmer befand und überlegte, was geschehen war.

Ihre Gefühle waren heftig und leidenschaftlich. Das Wort entbehren war etwas, was sie niemals verstehen gelernt. Es kam ihr unmöglich vor, ihrer Liebe zu Henoch zu entsagen. So lange sie zurückdenken konnte, war er ihr theuerster Freund gewesen, jedes gute und schöne Gefühl, welches sie empfunden, war von ihm geweckt worden, und jetzt, nachdem sie wußte, daß beide mit gleich starkem und warmem Gefühl aneinander hingen, kam eine vom Vater angestiftete Heirath und stellte sich ihrem künftigen Glücke in den Weg.

Nein, sie wollte sich nicht mit Kaspar verloben. Was kümmerte es sie, ob sie von ihm geliebt ward, da sie ja noch Henoch ihr Herz geben konnte? Sie beschloß daher, den nächstfolgenden Tag ihrem Vater zu sagen, daß sie nicht Kaspar's Weib werden könne.

Mit diesem Entschluß schlief sie ein, ward aber von unruhigen, fieberhaften Träumen gemartert. Es kam ihr vor, als wenn jemand ihr ins Ohr flüsterte: „Nun hast du die Sonne deines Glücks untergehen sehen.“

Die wildesten und ungeheuerlichsten Phantasiegebilde marterten sie die ganze Nacht, und als sie am Morgen erwachte, stand die alte Amme mit einem Briefe in der Hand vor ihr.

Harmen empfand beim Anblick desselben ein eigenthümliches, unbehagliches Gefühl. Sie konnte sich nicht erklären weshalb, aber sie ahnte, daß der Brief etwas Trauriges enthalte.

„Es ist ja fürchterlich, wie lange Sie heute schlafen, liebes Herzchen!" sagte die Amme, welche jetzt, nachdem Edith ihr genommen worden, ihre ganze Zuneigung auf Harmen übertragen hatte.

„Was ist das für ein Brief, den du da hast?" fragte Harmen und schöpfte tief Athem. Sie fühlte sich so wunderbar beklommen.

„O, es ist weiter nichts. Henoch Aberney trug mir auf, ihn zu bestellen. Er ist vor ein paar Stunden abgereist."

„Abgereist!" rief Harmen und setzte sich rasch im Bette empor. „Wohin?"

„Das weiß ich nicht. Er sagte blos, er würde abreisen, und um sieben Uhr sah ich ihn auch mit seinem Vater abfahren."

Harmen streckte die Hand aus und nahm den Brief. Sie dachte:

„Wahrscheinlich sind sie auf das Landgut des Onkels gefahren."

Dann erbrach sie das Siegel. Das Schreiben war lang und Harmen's Augen überflogen die Zeilen; je weiter sie aber las, desto mehr umwölkte sich ihre Stirn, desto bleicher wurden ihre Wangen, und als sie fertig war, warf sie sich auf ihr Kissen zurück und brach in heftiges, wildes Weinen aus, während sie den Brief krampfhaft zusammenknitterte.

Die Amme hatte das Zimmer verlassen, sodaß sie sich dem ersten Ausbruch ihres Schmerzes ungestört hingeben konnte.

Was stand denn in diesem Briefe, was diesen Schmerz

erweckte? Weiter nichts als Henoch's zur Besinnung erwachtes Gerechtigkeitsgefühl.

Nachdem Harmen und Henoch sich am Abend vorher getrennt hatten, kam Kaspar zu dem Bruder hinüber und saß bis lange in die Nacht bei ihm und sprach mit ihm. Kaspar sprach von seiner Zärtlichkeit für Harmen, von seinen Hoffnungen auf häusliches Glück an ihrer Seite u. s. w. Er sprach mit solcher Zuversicht von der Zukunft, daß Henoch einen stechenden Schmerz fühlte, als er bedachte, was zwischen ihm und Harmen vorgegangen war.

Von religiösen und moralischen Aeltern mit strengen Begriffen von Ehre und Pflicht erzogen, hatten Aberney's Söhne von ihrer Kindheit an gelernt, die Rechte anderer und ihre eigene Schuldigkeit hoch zu achten. Uebrigens herrschte zwischen den beiden Brüdern eine wahre, aufrichtige Zuneigung.

Genug, Henoch kam sich vor wie ein Mensch, welcher Kaspar verrathen, und er glaubte seine Augen nicht zu ihm erheben zu dürfen. War er, Kaspar's Bruder, es wol, der Kaspar's Glück zerstören und vernichten sollte! — ein Glück, welches man von seiner Kindheit an ihm als das Ziel aller seiner Träume hingestellt hatte!

Als Kaspar endlich Henoch verließ, schrieb dieser an Harmen. Er sagte ihr alles, was sein redliches und unverdorbenes Herz empfunden, und daß, wie innig er sie auch liebte, er doch lieber sterben, als sich auf Kosten des Glücks seines Bruders auch nur eine Stunde Seligkeit erkaufen wolle. Er bat daher Harmen, ihn zu vergessen und ihre Liebe auf den zu übertragen, welcher bestimmt war, ihr Gatte zu werden.

Schon am folgenden Morgen, als sie seinen Brief empfing, hatte er Uleåborg verlassen und wollte nicht eher wieder dahin zurückkehren, als bis er wüßte, daß Harmen und Kaspar glücklich wären.

Das Schicksal war diesem Entschlusse Henoch's günstig, denn am nächsten Morgen wollte sein Vater eine Geschäftsreise nach Abo machen, und Henoch benutzte diese Gelegenheit und begleitete ihn.

Als Aberney am Tage vor Harmen's Verlobung zurückkam, war er allein. Henoch war mit der Post von Åbo nach Stockholm gereist.

Viertes Kapitel.

Gleich, als ob sie mit dem Tode verlobt werden sollte, war Harmen an dem Tage, wo sie und Kaspar Ringe wechselten — einem Tage, der von den beiden Vätern mit großem Jubel gefeiert, von den Müttern aber mit ganz andern Augen betrachtet ward.

Frau Aberney, die zärtlich gesinnte Mutter, seufzte:

„Mein armer Kaspar! Ich fürchte, Harmen ist nicht die Frau, welche geschaffen ist, ihn glücklich zu machen.“

Frau Hederman wiederum dachte:

„Meine schöne, vielbewunderte Harmen hätte wol eine bessere Partie machen können, als eine Apothekersfrau zu werden wie ich.“

Kaspar sah glücklich aus, wie es einem verliebten Bräutigam eignet und gebührt.

Victor Aberney war kürzlich Student geworden und war daher auf dem Verlobungsballe ein ordentlicher, erwachsener Cavalier, wenigstens in seinen eigenen Augen.

Ein Jahr darauf war Harmen's und Kaspar's Hochzeit. Zu diesem Feste kamen auch Sarah und Edith wieder nach Finnland.

Letztere war jetzt sechzehn Jahre alt und obschon durchaus keine Schönheit, doch ein gar hübsches und

liebenswürdiges Mädchen. Alle schienen überrascht zu sein von der vortheilhaften Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. Der Vater und die Schwester empfingen sie mit Freundlichkeit und Herzlichkeit. Die Mutter dagegen bewies ihr vollkommenen Kaltsinn.

Am Hochzeitstage sah Harmen so leidend aus, daß Edith sie mehrmals fragte, ob sie krank sei, erhielt aber eine verneinende Antwort.

Henoch war nicht gekommen, um der Hochzeit seines Bruders beizuwohnen.

Harmen war während des Trauungsactes so heftig aufgeregt, daß sie nur mit Mühe das verhängnißvolle Wort über ihre Lippen bringen konnte, und in dem Augenblick, wo der Priester Amen sagte, taumelte sie und sank ohnmächtig in Kaspar's Arme.

Als sie wieder zur Besinnung kam, hatte sie ein heftiges Fieber und konnte sich nicht vor den Gästen sehen lassen, sondern mußte sich zu Bette legen.

Dies war ein trauriges Ende eines solchen Tages, und es sah wirklich aus, als ob Harmen das Leben verlassen wollte. Sie erkrankte an einer schweren Entzündung. Mehrere Wochen schwebten ihre Mutter und ihr Gatte wegen ihres Wiederaufkommens in der tödlichsten Unruhe.

Ein eigenthümlicher Umstand war es, daß sie während ihrer ganzen Krankheit niemand anders an ihrer Seite duldete als Edith, und wie tief dies auch ihre Mutter und ihren Gatten schmerzte, so mußten sie sich gleichwol fügen, weil der Arzt erklärt hatte, man dürfe sich ihren Wünschen nicht widersetzen.

Edith ward sonach ihre eigentliche Wärterin.

Wenn Harmen sich von physischen und moralischen Martern gepeinigt auf ihrem Lager hin- und herwarf, war es nur Edith's Gesang, der sie beruhigte.

Nach sechs Wochen war sie endlich auf dem Wege der Besserung und konnte sich ankleiden, wollte aber immer noch niemand anders bei sich sehen als Edith.

Es war als ob der stolzen und launenhaften Harmen, die als Kind Edith nicht ausstehen konnte und während der Jahre, wo sie getrennt gewesen, niemals an sie geschrieben hatte, nach ihrer Krankheit die Schwester unentbehrlich geworden wäre.

Lag der Grund vielleicht darin, daß Edith ihre Vertraute war? Nein. Harmen hatte keine solche und wollte auch keine haben.

Obschon ihre Mutter sie mit einer beispiellosen Uebertriebenheit liebte, so war diese Liebe gleichwol nie von der Art gewesen, daß sie das Vertrauen der Tochter zu erwecken vermocht hätte. Das Unbeständige, Parteiische und Unverträgliche, was in Frau Hederman's Charakter lag, war nicht geeignet, Achtung oder Zutrauen einzuflößen.

Harmen besaß Zuneigung zu ihrer Mutter, weil sie die einzige war, welche sie in der Kindheit geliebt, aber diese Zuneigung ging aus purem Egoismus hervor, ohne das Bedürfniß nach dem guten Rath der Mutter oder Sehnsucht nach einem Wort des Trostes von ihren Lippen in den bittern Augenblicken des Lebens zu erzwingen.

Ja, Harmen hatte nicht einmal den Wunsch, sich über ihre Gefühle oder ihre Leiden gegen eine Mutter auszusprechen, welche sie für unfähig hielt, sie in dieser Beziehung zu verstehen.

Daneben besaß Harmen auch einen jener dunkeln, verschlossenen Charaktere, welche der Finsterniß gleichen. Man weiß niemals was dieselbe birgt, aber man hat immer Grund, sie zu fürchten.

Der Grund, weshalb Harmen die Gesellschaft ihrer Schwester vorzog und sich nur in ihrer Nähe wohl befand, war ganz einfach der, daß Edith während des letzten Jahres täglich mit Henoch beisammen gewesen war, weil dieser in Stockholm bei seiner Tante Sarah gewohnt hatte.

Dies hatte zur Folge, daß Edith sehr oft von ihrem

Cousin sprach. Sie erzählte, wie er die Abende zubrachte, welchen Vergnügungen und welchen Beschäftigungen er oblag, wie gut, wie ehrlich und wie freundlich er war, und mehr dergleichen.

Harmen horchte aufmerksam auf jedes Wort, als ob sie fürchtete, ein einziges davon zu verlieren. Oft veranlaßte sie Edith, eine und dieselbe Sache mehrmals zu erzählen, ohne daß Edith bemerkte, daß es um Henoch's willen geschah.

Harmen wußte ihren Wunsch so zu erkennen zu geben, daß es aussah, als ob sie blos genaue Kenntniß von dem Leben in der Hauptstadt zu haben wünschte.

Henoch hatte eine schöne Stimme, und alle Lieder, welche er zu singen gepflegt, sang auch Edith. Es war ein großer Trost für die arme Harmen, diese Lieder zu hören.

Die Folge hiervon war, daß sie unbedingt verlangte, Edith solle bei ihr bleiben, wogegen aber der Vater sowol als Tante Sarah sich entschieden erklärten, weil Edith wieder nach Stockholm zurücksollte, um ihre Studien in Sprachen und Musik zu beenden.

Als Harmen nach Verlauf von zwei Monaten wieder gesund war, kehrten Edith und Tante Sarah nach Schweden zurück, und nun fühlte sie sich so entsetzlich einsam, daß sie der Zukunft mit Schrecken entgegensah.

Die Ehe des jungen Paares, die so traurig begann, kam gleichwol dem äußerlichen Beobachter ganz glücklich vor.

Die lebhafte, feurige Harmen war allerdings nach ihrer Krankheit ganz verschwunden und jetzt still, schweigsam und träumerisch geworden. Fast niemals zeigte sie sich heftig, oder ließ eine der eigensinnigen, herrschsüchtigen Launen blicken, durch welche sie sich vor ihrer Vermählung oft so unangenehm gemacht. Es war als wenn eine Wolke sich vor das Sonnenlicht der Seele gelagert hätte.

Dessenungeachtet erschien Harmen jetzt weit anziehender und liebenswürdiger als vorher.

In den großen, dunkeln Augen brannte eine heimliche Glut, welche sie um so zauberischer machte, und um das bleiche, schöne Antlitz wogten die dunkeln Locken wie stumme Leidenschaften, welche die gedankenvolle Stirn der jungen Frau in ihre Umarmung schlossen.

Ohne Liebe vermählt, mit einem Herzen voll Liebe für einen andern, eigensinnig und verschlossen, machte sie die ersten Jahre ihrer Ehe nur zu einer Reihenfolge endloser, trübseliger Tage.

Weit entfernt davon, nach Art ihrer Mutter dem Willen ihres Gatten, der ihr Herz nicht besaß, einen ewigen Widerstand entgegenzusetzen, verhielt Harmen sich passiv. Sie that alles, was ihr Gatte von ihr wünschte, widersprach ihm nie, war niemals ungeduldig oder unfreundlich, aber auch niemals zärtlich oder herzlich.

Kaspar Aberney, der eine ruhige, ernste Gemüthsart besaß, liebte seine Frau, machte aber an ihre Zuneigung durchaus keine romantischen Ansprüche.

Unmittelbar nach ihrer Krankheit war er viel zu glücklich, sie wieder zum Leben zurückkehren zu sehen, als daß er sie mit Fragen über die mit ihr vorgegangene auffallende Veränderung hätte peinigen sollen, besonders da er diese Veränderung als eine Folge der Krankheit betrachtete.

Als sie auch ferner noch fortfuhr, schweigsam, nachgiebig und sanft zu sein, meinte er, sie sei so weit anmuthiger und liebenswürdiger, als sie während ihrer Verlobungszeit gewesen, einer Zeit, wo sie ihn unaufhörlich durch ihre Launen und ihre Heftigkeit gepeinigt hatte.

Zum Glück für Kaspar hatte er es von seiner Kindheit an als etwas Ausgemachtes betrachtet, daß Harmen an ihm mehr hinge als an allen andern, daß er der Gegenstand sei, um den sich alle ihre Gedanken und Träume drehten — eine ganz angenehme Selbsttäuschung,

welche die Folge hatte, daß unser junger Apotheker die augenscheinliche Veränderung Harmen's als ein Ergebniß ihrer Liebe zu ihm ansah.

Genug, die jungen Eheleute wurden von allen ihren Bekannten als im höchsten Grade glücklich betrachtet. Man sprach allgemein davon, wie Harmen sich veredelt habe und was für eine hübsche, häusliche Frau sie geworden sei, die am liebsten daheimblieb und Vergnügungen nur höchst selten besuchte.

So vergingen zwei Jahre, als Edith abermals einen Besuch in ihrer Heimat machte.

Ihr Anblick schien Harmen mit Freude zu erfüllen und sie umarmte die Schwester mit einer Heftigkeit, welche einen lebhaften Eindruck auf Edith machte.

Tante Sarah war diesmal nicht mit. Edith blieb einen Monat in der Heimat, dann sollte sie wieder nach Schweden zurückkehren.

Eines Abends, kurz vor ihrer Abreise, schlug Harmen vor, einen Spaziergang zum Thore hinaus nach Lötan zu machen.

Es war ein schöner Abend in den letzten Tagen des Juni. Arm in Arm wanderten die beiden Schwestern miteinander fort.

Edith plauderte von Stockholm und Harmen ging nachdenklich neben ihr her. In Lötan angekommen, wo sich eine große Anzahl Knaben aus der Stadt auf dem Felde herumtummelte, setzte Harmen sich auf einen Hügel, der von einigen Bäumen beschattet ward.

Sie nahm den einfachen Sommerhut ab und sagte plötzlich Edith unterbrechend:

„Nun sind es zwei Jahre, daß ich verheirathet bin — wie sehr habe ich mich verändert!"

„Ja sehr", fiel Edith lebhaft ein, „aber zu deinem Vortheil."

„Das denkst du", bemerkte Harmen mit bitterm

Lächeln. „Meine Veränderung hat aber darin ihren Grund, daß ich jetzt ganz und gar passiv bin.“

Sie ergriff Edith beim Arme und setzte heftig hinzu: „Sag', hast du wirklich Zuneigung zu mir?“

„Ja, gewiß. Seit deiner Krankheit bist du mir sehr lieb geworden. Aber, Harmen, warum thust du eine solche Frage?“

„Weil du mir einen Beweis von deiner Zuneigung geben mußt. Höre mich an. Seit meiner Krankheit hege ich unaufhörlich ein brennendes Verlangen, nach Stockholm zu reisen und dort einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Ich werde von einem innern Leiden verzehrt.“

Sie schwieg und dachte:

„Gott allein weiß, daß ich jetzt die Wahrheit spreche!“

„Warum sprichst du nicht darüber mit Kaspar?“ fragte Edith und sah ihre Schwester ruhig an.

„Es würde ihn beunruhigen und meine Mutter würde mich dann mit ihren ewigen Fragen peinigen. Nein, Edith, lieber mag es dann bleiben wie es ist. Dennoch aber, wenn ich nur nach der Hauptstadt kommen könnte, würde ich ganz gewiß wiederhergestellt werden.“

In ängstlichem, bittendem Tone setzte Harmen hinzu:

„Edith, sei mir behülflich zur Erfüllung dieses meines Wunsches. Es ist mehr als mein Leben, was ich in diesem Augenblick von dir begehre.“

Edith ward immer unruhiger, während sie der Schwester in das aufgeregte Antlitz blickte, aber sie lächelte sie freundlich an und versicherte, daß sie alles thun wollte, um ihren Wunsch zu erfüllen, dafern sie nur erst wüßte, wie sie es anfangen sollte.

„Sprich mit Papa. Kaspar richtet sich in allen Dingen nach ihm, und du vermagst so viel über Papa. O, Edith! Edith! Wie dankbar werde ich dir sein!“

Harmen lehnte sich an die Schulter der Schwester und weinte.

Thränen waren bei Harmen etwas so Ungewöhnliches,

daß Edith sich nicht besinnen konnte, wann sie sie zum letzten mal hatte weinen sehen.

Gerührt von diesem Ausbruch von Schmerz, versprach Edith, darauf hinzuwirken, daß Harmen sie nach der Hauptstadt begleiten dürfe.

„Liebe Harmen", sagte Edith, „du kannst es als entschieden betrachten, daß du die Reise mitmachst, denn, wenn ich einmal etwas beschlossen habe, so muß es auch geschehen. Ich bin nicht umsonst eine Finnländerin."

„Auf dir steht auch mein ganzes Vertrauen, und obschon du ebenso wie ich nicht aus unvermischtem finnischen Blute stammst, so —"

„Will Gott doch, was die Frauen wollen", fiel Edith scherzend ein.

Fünftes Kapitel.

Eines Abends in den letzten Tagen des Juli gingen ein älterer Herr und zwei junge Damen im Thiergarten von Stockholm spazieren. Die eine dieser Damen war so ungewöhnlich schön, daß sie, mochte sie gehen wo sie wollte, die Aufmerksamkeit fesselte und man flüsterte:

„Welch ein schönes Gesicht!“

Nachdem sie eine Weile auf der Wiese herumspaziert waren und die schöne Dame mit einem Ausdruck von Unruhe ihre Blicke forschend der wogenden Volksmasse hatte folgen lassen, sagte der ältere Herr:

„Nun ist es Zeit, ins Theater zu gehen. Dort treffen wir Henoch bestimmt. Ich kann nicht begreifen, daß wir ihm noch nicht begegnet sind.“

„Das Diner bei dem Assessor P— hat wahrscheinlich länger gedauert als gewöhnlich“, sagte die weniger schöne der beiden Damen, die niemand anders war als Edith.

„Dies steht zu vermuthen“, antwortete ihr Begleiter, in welchem wir den ältern Aberney wiedererkennen.

„Ich freue mich, wie überrascht er sein wird, Harmen zu begegnen. Als ich ihn gestern Abend traf, wo ich Edith

zur Schwägerin begleitete, sagte ich weder Henoch noch Sarah etwas davon, daß Harmen mitgekommen sei. Ich wollte sie gern heute überraschen, wo wir uns hier treffen sollten."

Die drei Personen schlugen nun den Weg nach dem Theater des Thiergartens ein, in welches sie hineingingen.

Kaum hatten sie hier ihre Plätze eingenommen, als ein junger Mann mit schönen, edeln und intelligenten Gesichtszügen, von einer ältern Dame begleitet, eintrat. Seine Augen fielen sofort auf Aberney, Edith und Harmen.

Seine Ueberraschung beim Anblick der letztern war so groß, daß er unbeweglich vor der Thür stehen blieb, und nur Gott weiß, wie lange er so stehen geblieben wäre, wenn nicht Tante Sarah ihn gezwungen hätte, ihr nach den Plätzen zu folgen, die sie neben den Reisenden einzunehmen hatten.

Harmen hatte Henoch sogleich bemerkt und ihre Gemüthsbewegung war noch heftiger als die seinige. Ein Glück für die Bewahrung ihres Geheimnisses war es, daß Edith und Aberney an der Thür saßen und die Aufmerksamkeit beider auf die Eintretenden gerichtet war, sonst hätte Edith leicht hinter Harmen's eigentliches Leiden kommen können.

So aber konnte letztere sich einigermaßen erholen, bevor Edith's Augen sich auf sie richteten.

Aberney begrüßte seine Schwägerin und seinen Sohn und dann kam die Reihe an Harmen. Tante Sarah lächelte, flüsterte ihrer Nichte einige freundliche Worte zu und nahm neben Schwager Aberney Platz.

„Welche Freude, Harmen, dich einmal wiederzusehen!" sagte Henoch mit unsicherer Stimme, indem er neben ihr Platz nahm.

„Es ist sehr lange, seitdem wir uns das letzte mal

trafen", stammelte Harmen und legte ihre Hand in die seinige.

Er ließ jedoch mit einem leichten Druck die ihrige wieder los und begann dann mit vielem Interesse, sich nach Kaspar und den übrigen Daheimgebliebenen zu erkundigen.

Sechstes Kapitel.

Zwei Wochen lang war Harmen täglich mit Henoch zusammen, aber weder ein Blick oder auch nur ein Beben der Stimme verrieth, daß in ihm noch ein Grad von der frühern Neigung zu ihr lebte.

Dieses Benehmen Henoch's rief in Harmen's Art und Weise etwas Unbeständiges hervor, sodaß sie oft Beweise von Launenhaftigkeit gab.

Henoch war gegen Harmen ganz derselbe wie gegen Edith, und dies gab ihr Grund, zu vermuthen, daß sein Gefühl für sie von anderer Beschaffenheit sei.

Es war ein bitterer Kampf für das stolze Weib. Nachdem sie die völlige Gewißheit erlangt zu haben glaubte, daß sie nicht mehr geliebt werde, wünschte sie mit fieberhafter Ungeduld wieder nach Hause zurückzukehren — ein Wunsch, der durch alles begünstigt ward.

Aberney, welcher Edith und Harmen nach Stockholm begleitet, weil er hier Geschäfte abzumachen hatte, war nach drei Wochen wieder reisefertig, und Harmen erklärte sich vollkommen bereit, ihn in die Heimat zurückzubegleiten.

Genug, die Abreise ward bestimmt und man wollte nur noch ganz kurze Zeit in Stockholm verweilen.

Ein paar Tage vorher hatte Tante Sarah ihre Verwandten überredet, einen Ausflug nach ihrer kleinen Sommerwohnung zu machen, die vor dem Kungsholmsthore lag und wohin sie einige Freunde eingeladen hatte.

Harmen war schön, dies ward auch von den miteingeladenen Herren anerkannt. Alle wetteiferten, von ihr ein Lächeln oder einen Blick zu erhaschen.

Harmen aber wußte mit ausgezeichnetem Takt artig zu sein, ohne deswegen zu ermuntern. Ihre Conversation war gebildet, zuweilen lebhaft, aber auf ihrem ganzen Wesen ruhte dabei ein schwerer Schleier, hinter welchem man das Feuer glühen zu sehen glaubte.

Es war jedoch kein Feuer, welches zu Hoffnungen für diese Schmetterlinge berechtigte, sondern eins, welches sagte: „Nicht für euch."

Henoch war ungewöhnlich schweigsam und nachdenklich. Seine Augen ruhten unverwandt auf Harmen, obschon ohne daß sie es bemerkte, denn sie hatte nicht ein einziges mal die ihrigen auf ihn gerichtet.

Harmen's stolzes Herz wollte nicht, daß er glauben solle, sie liebe ihn noch, nachdem er aufgehört, dies zu thun.

Man machte einen Spaziergang im Garten. Eins der mitanwesenden Kinder pflückte eine weiße Dornrose und gab sie Harmen. Sie befestigte dieselbe an ihrem Gürtel. In demselben Augenblick blickte sie zufällig auf und war ganz überrascht, Henoch gerade gegenüberstehen zu sehen.

Ueber ihre Wangen, Stirn und Hals flog eine dunkle Purpurröthe, als sie seinen Augen begegnete. Es lag in dem Blick etwas, was sie in einem Nu in die Vergangenheit zurückversetzte, aber es war eine Offenbarung, die in der nächsten Secunde wieder entschwunden war,

denn Henoch drehte sogleich den Kopf herum und sagte in gleichgültigem Tone:

„Das war eine schöne Blume."

„Ja, die weißen Rosen gefallen mir besser als die rothen", antwortete Harmen.

Sie hatte ihre Stimme nicht so in der Gewalt wie er die seinige.

Die übrige Gesellschaft begann eine lange Discussion über weiße und rothe Rosen, und da man in demselben Augenblick an einen schmalen Steg kam, so sagte Henoch lächelnd zu Harmen:

„Liebe Schwägerin, willst du dich nicht auf meinen Arm stützen?"

Harmen nahm das Anerbieten an. Es war das erste mal, daß er ihr eine solche vertrauliche Artigkeit antrug.

War es eine Täuschung oder eine Wirklichkeit? Harmen kam es vor, als erbebte Henoch's Arm von einem leichten Zittern, als sie den ihrigen darauflegte.

Sie kamen, ohne daß Harmen recht wußte wie, ein ziemliches Stück von der andern Gesellschaft hinweg.

„Was ist der Grund deiner Vorliebe für die weißen Rosen?" fragte Henoch.

„Gott weiß, daß ich mir darüber selbst niemals Rechenschaft gegeben habe."

„Da bin ich glücklicher, denn ich weiß, warum sie mir gefallen."

„Laß hören. Ich bin neugierig, es zu wissen."

„Ich sehe niemals eine weiße Rose, ohne mir vorzustellen, daß sie das Bild eines weiblichen Herzens ist. Ebenso rein wie die Blätter der Rose muß auch dieses in Bezug auf Gedanken und Gefühle sein. Deshalb halte ich auch den Mann für verächtlich, der das, was das Gewissen gebietet, so schlecht versteht, daß er das Weib, welches er liebt, Versuchungen aussetzt, die auch nur den mindesten Schatten auf die Reinheit ihrer Seele werfen können."

„Aber Henoch, die Vernunft des Menschen kann nicht immer bei seinem Gefühl Wache stehen, und deshalb ist es am besten, nicht allzu streng zu sein, wenn wir andere beurtheilen.“

„Bei dem Mann wie bei dem Weibe müssen Ehre und Pflicht die Herrschaft führen, sonst ist er verächtlich.“

„Nimm dich in Acht, das Schicksal kann sich so rächen, daß du selbst der Sklave deiner Gefühle wirst.“

„Nein, Harmen, dies kann niemals geschehen.“

Es folgte eine lange Pause. Harmen sprach dann von gleichgültigen Dingen, ihre Wangen aber waren so weiß wie die Blätter der Rose an ihrem Gürtel.

Als man wieder in das Haus zurückgekehrt war, begann man zu musiciren. Edith sang und sang so, daß sie alles zur Bewunderung hinriß.

In einem Sessel zurückgelehnt saß Harmen in einem Cabinet, welches an den Salon stieß. Sie hörte den Gesang nicht, so beschäftigt war sie mit dem Gedanken an Henoch und auf welche Weise sie Gewißheit erhalten könnte, ob sein Blick wirklich eine Rückspiegelung seiner Gefühle oder blos ein verführerisches Trugbild sei.

Henoch stand dicht an der Thür des Cabinets, mit dem Rücken gegen Harmen gewendet, und schien seine ganze Aufmerksamkeit dem Gesange zu widmen.

Als dieser verstummte, drehte Henoch sich um, und in demselben Augenblick stand Harmen auf, um in den Salon zurückzugehen.

Bei dieser Bewegung ließ sie die weiße Rose fallen, welche sie an ihrem Gürtel getragen. Ohne zu thun als sähe sie Henoch, ging sie an ihm vorbei und näherte sich einer der geöffneten Glasthüren, wo sie im Gespräch mit Edith stehen blieb.

Da, wo sie stand, konnte sie in das Cabinet hineinblicken und bemerkte recht wohl, daß Henoch in demselben Augenblick hineinging, wo sie es verlassen hatte.

Durch die an den Glasthüren angebrachten Gardinen

verborgen, drehte sie den Kopf herum und warf ihm einen Blick nach.

Sie sah, wie Henoch mit hastiger Bewegung die Blume aufhob, an seine Lippen drückte und dann im Busen barg.

„Nun kann ich glücklich sterben", dachte Harmen im Uebermaß ihres Gefühls. „Ich weiß, daß er mich noch liebt."

Während des übrigen Abends war sie heiter wie die Seligkeit selbst. Sie scherzte und lachte, aber ohne ihre Worte an Henoch zu richten.

Seine Stirn dagegen ward immer trüber und düsterer. Während der Rückfahrt war er so niedergeschlagen, daß sogar Aberney und Edith es bemerkten.

Am nächstfolgenden Morgen war der Vorfall mit der Rose gleichwol für Harmen's Herz noch nicht genug. Gatte, Pflichten und alles war vergessen. Sie trachtete blos nach Einem — nämlich sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob sie geliebt werde oder nicht. Sie hatte ja nur noch zwei Tage bis zu ihrer Abreise, und es war ihr unmöglich, Stockholm zu verlassen, ehe Henoch's Worte bekräftigt hatten, was sein Blick und die Bewegung mit der Blume ihr zu vermuthen gegeben.

Den ganzen Tag ward sie von einer fieberhaften Angst beherrscht, die im höchsten Grade peinlich ward, als Henoch nicht zum Vorschein kam. Aberney war ausgegangen, und Edith hatte mit einigen Bekannten ebenfalls das Haus verlassen. Harmen hatte erklärt, sie sei unwohl und könne daher nicht mitgehen. Tante Sarah hatte viel mit Kofferpacken und andern Reiseanstalten zu thun, sodaß Harmen sie fast auch nicht zu sehen bekam.

Gegen Abend kam Henoch nach Hause und traf Harmen allein im Vorzimmer. Ohne daß er im mindesten dadurch befangen gemacht zu werden schien, begann er zu erzählen, wie sehr er von Geschäften in Anspruch

genommen gewesen, und dann ging das Gespräch auf andere Dinge über. Henoch sprach von der Heimat und wie sehr er sich sehnte, seine Brüder und seine Mutter wiederzusehen.

Seine unbefangene Art und Weise wirkte auf Harmen, sodaß auch sie keine Verlegenheit verrieth.

„Hast du nicht die Absicht, nächsten Sommer nach Finnland zu kommen?“ fragte sie.

„Ja wohl, ganz gewiß. Früher habe ich es nicht gewagt“, setzte er wehmüthig lächelnd hinzu.

„Und warum nicht?“

„Weil ich meiner eigenen Kraft und vielleicht auch der einer andern Person nicht vertraute. Ich wäre sehr unglücklich gewesen, wenn ich bei ihr eine Schwäche entdeckt hätte, die eine Beeinträchtigung der Pflichten, die sie auf sich genommen, gewesen wäre.“

Henoch schien aufgeregt zu sein, Harmen dagegen hob vollkommen ruhig wieder an:

„Eine solche Furcht, lieber Henoch, kommt mir unerklärlich vor. Glaubtest du denn, daß sie nicht wüßte, worin die Schuldigkeit einer Ehegattin besteht?“

„Harmen, höre mich!“ rief Henoch mit Wärme. „Als man schrieb, daß du an deinem Hochzeitstage krank geworden, entstand in meinem Innern der bittere Gedanke, daß — daß —“

„Es war eine heftige Erkältung,“ fiel Harmen kalt ein. „Es war gewiß kein Grund vorhanden, ein so großes Gewicht auf deine und meine Neigung zu legen, die doch nichts anderes als wie ich eben sagte, nämlich eine Kinderei war.“

„Eine Kinderei!“ wiederholte Henoch ernst. „Ich für meine Person weiß, daß mein Gefühl für dich von tieferer Beschaffenheit war.“

„Wenn du von unserer Freundschaft sprichst, hoffe ich, daß zwischen uns stets wahrhaft geschwisterliche Zuneigung herrschen wird“, antwortete Harmen mit freund-

lichem Lächeln. „Die Thorheiten aber, welche dich bewogen, Uleåborg zu verlassen, hätten dich nicht abhalten sollen, uns zu besuchen, denn im Grunde genommen können wir ja darüber lachen."

Mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand.

Henoch ergriff dieselbe.

„Harmen, du bist ein hochherziges edles Weib, so wie du stets vor meiner Phantasie gestanden, so wie ich stets geliebt, mich deiner zu erinnern. Dank, tausend Dank, du, meine erste und einzige Liebe, daß ich dich so wiedergefunden!"

Er küßte ihr die Hand. Ein Schauer durchrieselte Harmen's ganzen Körper und sie schloß die Augen, um ihr ruhiges Aeußere beibehalten zu können.

„Um meinetwillen sollst du nicht mehr deine Heimat und deine Angehörigen fliehen."

„Nicht um deinetwillen, aber —"

„Kein Aber weiter — deines Bruders Weib kann deiner Ruhe unmöglich gefährlich sein."

Harmen lächelte Henoch ganz schwesterlich an und setzte hinzu:

„Laß uns die Vergangenheit vergessen und gute Verwandte und Freunde bleiben."

„Du bist glücklich — du —"

„Ja, ich bin sehr glücklich", versicherte Harmen.

„Harmen, laß uns dieses Gespräch nicht weiter fortsetzen. Ich habe während desselben meine ganze Schwäche kennen gelernt. Ich wünsche jetzt, daß ich dich niemals wiedergesehen hätte."

Er erhob sich und ging einigemal im Zimmer auf und ab.

Harmen saß zurückgelehnt auf dem Sofa und dachte:

„Mein Leben gäbe ich darum, wenn ich sagen dürfte, wie innig, wie ausschließlich ich ihn liebe, aber ein einziges Wort, welches verriethe, was mein Herz fühlt, würde mich auf immer seiner Achtung und mit dieser zugleich seiner Liebe berauben."

Sie drückte die Hand fest auf die Brust und seufzte.

Bei diesem Ton blieb Henoch stehen.

„Du seufzest, Harmen", sagte er. „Solltest auch du —"

„Ich sehne mich nach meiner Heimat und meinem Gatten", antwortete Harmen, während ihre Augen forschend auf Henoch ruhten. Sie sah ihn die Farbe wechseln und setzte hinzu:

„Ich kann nicht ohne Unruhe daran denken, wie lange Kaspar mich nun schon entbehren muß."

„Er liebt dich also ebenso innig?"

„Ja, das thut er gewiß."

„Und wie wäre es auch anders möglich? Du gehörst nicht zu der Zahl derer, die man vergessen kann. Ach, Harmen, du wirst niemals verstehen, wie ich dich geliebt habe und wie ich dich bis in den Tod lieben werde!"

Es entstand eine Pause.

Harmen hatte nicht Kraft genug, um zu antworten. Tante Sarah's Eintritt machte jeder weitern Unterredung ein Ende.

Zwei Tage darauf hatte Harmen Stockholm verlassen.

Siebentes Kapitel.

Kaspar begrüßte seine Frau mit Freude und herzlichem Willkommen, und es hätte auf Harmen einen angenehmen Eindruck machen sollen, sich von ihrem Gatten ebenso sehr geliebt zu sehen; aber sie blieb kaltsinnig dagegen und suchte nicht in seiner Zuneigung einen Trost und einen Ersatz für das, worauf die Pflicht ihr zu verzichten gebot.

Die junge Frau hatte nicht gelernt, daß es hier im Leben einen Trost für alles gibt, was wir leiden und opfern, nämlich den der erfüllten Pflicht.

Harmen warf alles von sich, was ihren innern Kummer hemmen konnte, und fand einen förmlichen Genuß darin, sich ihrem Schmerz hinzugeben. Nur ihr Körper, aber nicht ihre Seele kehrte in die Heimat zurück.

Ohne Interesse für die äußere Welt, hörte sie mit vollkommener Gleichgültigkeit die Mittheilung, daß ihr Gatte einen Jüngling, einen Ausländer, einen Deutschen, wie man sagte, zu sich genommen hatte. Es ward an Kaspar eine gewisse Summe für den jungen Ivano bezahlt, damit dieser sich eine Zeit lang mit Laboriren be-

schäftigen dürfte. Er hatte nämlich die Absicht, Chemiker zu werden.

Versenkt in ein Gefühl unermeßlichen Verlustes und Widerwillens gegen alles, was sie umgab, achtete Harmen kaum auf den Jüngling und sprach selten oder nie mit ihm, wie oft auch Kaspar sie darum bat.

Wenn dieser eine solche Erinnerung aussprach, traf es sich vielleicht, daß sie einige nichtssagende Worte an den Jüngling richtete, wenn er sich zu Tische einfand oder des Abends bei der Familie verweilte; außerdem aber that sie, als ob er für sie gar nicht vorhanden wäre.

Ivano dagegen konnte von dem Augenblick an, wo er in das Zimmer trat, in welchem Harmen sich befand, bis zu dem, wo er sich wieder entfernte, kein Auge von ihr verwenden. Sie war zu schön, um nicht ein Gegenstand der Bewunderung für diesen mit ihr in gleichem Alter stehenden Jüngling zu werden.

Einige Wochen nach Harmen's Zurückkunft ereignete sich gleichwol ein Vorfall, der sie aus der gleichgültigen Trägheit, in die sie versunken war, aufrüttelte.

Deborah Aberney starb nach kurzer Krankheit und ließ ihren Gatten und ihre Söhne im tiefsten Kummer zurück. Harmen beweinte die Heimgegangene, weil sie wußte, wie tief der Verlust der geliebten Mutter Henoch zu Herzen gehen würde, besonders da er sie seit drei Jahren nicht gesehen und nun auch diese von seiner Kindheit an ihm so theuern Züge nicht wiedersehen sollte.

Ein Jahr war über Deborah's Grab dahingegangen, als Frau Heberman ihrer Schwägerin im Tode nachfolgte.

Harmen ward nach dem Tode ihrer Mutter noch schweigsamer und verschlossener, ohne jedoch daß Kaspar darauf achtete. Er gehörte zur Zahl jener Männer, die es für weichlich halten, sich fortwährend mit ihrer Frau

zu beschäftigen, besonders da in Harmen's nachgiebiger, passiver Art und Weise etwas lag, was höchst einförmig und der Grund war, daß er seine schöne Frau oft langweilig fand. Auf alles, was er äußerte, antwortete sie stets bejahend und ging niemals auf eine Discussion ein, was Kaspar Anlaß gab, zu seinen Freunden zu sagen:

„Meine Frau ist so verliebt in mich, daß sie aus Furcht, mir zu misfallen, niemals einen andern Gedanken hat als den meinigen."

Der arme Kaspar, wie verblendet war er, daß er nicht in Harmen's ganzem Wesen einen deutlich ausgesprochenen Lebensüberdruß, eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen alles sah!

Hätte Harmen eine Freundin, eine Vertraute gehabt, mit welcher sie über ihre Gefühle oder ihre Leiden hätte sprechen können, so hätte die Richtung ihres Innern vielleicht keinen so furchtbaren Charakter angenommen, wie dies jetzt der Fall war.

Eines Tages war Kaspar aus der Apotheke heraufgekommen und hatte eine Flasche mitgebracht, die er in seinem Zimmer in einen Schrank stellte, wo er allerhand Droguen verwahrte. Er bemerkte dabei:

„Unser Leben ist doch ein gebrechlich Ding — einige Tropfen von dieser Flüssigkeit, und das Lebenslicht erlischt augenblicklich."

„Ist es Gift?" fragte Harmen.

„Ja, und zwar eins, welches auf der Stelle tödtet."

Kaspar schloß den Schrank zu und legte den Schlüssel in seinen Tischkasten.

Als er das Zimmer verlassen hatte, nahm Harmen den Schlüssel heraus und öffnete den Schrank. Sie langte die Flasche herab und betrachtete sie, während sie in Gedanken die Worte ihres Gatten wiederholte: „Einige Tropfen hiervon und das Lebenslicht erlischt, und ich könnte mich auf diese Weise von einem Leben befreien, welches mir unerträglich wird. Wer würde mich wol

vermissen? Niemand. Einige Wochen nach meinem Tode wäre ich vergessen. Ich habe keine Kinder und folglich auch kein Band, welches mich an das Leben fesselt."

Sie führte die Hand nach dem überbundenen Glaspfropf, in diesem Augenblick aber trat eine Magd ein. Harmen setzte schnell die Flasche weg und schloß die Thüren des Schranks.

Dies geschah indessen nicht schnell genug, denn die Magd ertappte sie noch bei dieser Bewegung.

„Patron Aberney will mit Ihnen sprechen", sagte die Magd und warf einen neugierigen Blick im Zimmer umher. „Mein Himmel, was kann die Herrin mit diesen Flaschen zu thun gehabt haben?" dachte sie. „Der Herr hat ja ausdrücklich verboten, daß jemand sie anrühre."

Harmen erhielt von ihrem Schwiegervater einige Aufträge, die sie veranlaßten, mehrere Gänge zu thun, wodurch der ganze Tag in Anspruch genommen ward.

Am Abend waren die beiden alten Freunde beisammen bei den jungen und saßen im großen Zimmer ihre Pfeifen rauchend. Harmen hatte mit dem Hauswesen und namentlich in der Küche zu thun gehabt. Als sie in das große Zimmer treten wollte, hörte sie Aberney sagen:

„Siehst du, Hederman, ich hatte doch von Anfang an recht, als ich dir von der Heirath mit Rosa abrieth, aber du warst einmal eigensinnig."

„Und dafür habe ich auch büßen müssen. Meine Ehe ist so unglücklich gewesen, daß ich während meines Witwerstandes schon oft Gott gedankt habe, der mich von dieser schweren Fessel erlöste."

„Ich dagegen werde niemals aufhören, meine Deborah zu vermissen", seufzte Aberney.

„Das ist auch ganz natürlich, denn da, wo wechselseitige Liebe vorhanden ist, da ist auch wirkliches Glück;

da aber, wo sie fehlt, ist der Tod die einzige Errettung, auf die man hoffen kann."

Harmen stand eine lange Weile unbeweglich, ohne etwas Weiteres von dem Gespräch zu hören. Sie wiederholte:

„Da, wo die Liebe fehlt, ist der Tod der einzige Retter, der noch übrig bleibt. Also ist Sterben das Beste?"

Die letzten Worte hatte sie, ohne es zu wollen, beinahe laut ausgesprochen.

„Durchaus nicht!" antwortete eine freundliche Stimme, und sie fühlte, wie ein paar Hände sie um den Leib faßten.

Es war Victor, der von Åbo angekommen war, um einige Wochen zu Hause zu verleben. Er wollte sich auf sein Examen vorbereiten.

Von diesem Tage an ward Harmen in ihrer Art und Weise unruhig und veränderlich. Es war als wenn ein schwerer Kampf in ihrem Innern vor sich ginge.

Victor entdeckte während seines Verweilens in der Heimat sehr bald, daß Harmen an einem Kummer litt, und war das wol zu verwundern? Binnen anderthalb Jahren hatte sie ja Mutter und Schwiegermutter verloren. Bei Victor entstand gleichwol der Verdacht, daß Harmen ihren Gatten nicht liebte, sondern von einer heimlichen Liebe verzehrt würde.

Eines Tags, sechs Wochen nach Victor's Ankunft in Uleåborg, saßen Aberney und Victor am Mittagstisch bei Hederman, als eine von Kaspar's Mägden zu ihnen hereingestürzt kam und ausrief:

„Der Herr ist soeben todt vom Stuhle gestürzt, nachdem er ein Glas Wein getrunken!"

Die beiden Alten und Victor eilten sogleich über die Gasse hin und nach Kaspar's Wohnung. Sie fanden ihn rücklings auf der Diele liegend und Harmen mehr wie eine Bildsäule denn wie ein lebendes Wesen über ihn gebückt stehen.

Der Arzt ward herbeigerufen und erklärte, nachdem er den Todten besichtigt, daß Kaspar Aberney infolge eines schnell tödtenden Giftes gestorben sei.

Der Rest des Weins ward untersucht, aber man fand nicht, daß er etwas dergleichen enthielt, ebenso wenig als die noch auf dem Teller vorhandenen Reste der Mahlzeit. Das Glas, aus welchem Kaspar getrunken, lag zerbrochen neben ihm.

Nun folgte eine genaue Untersuchung, welche dahin ausfiel, daß unter den Droguen, die Kaspar in dem Schrank verwahrt, die Flasche, welche Blausäure enthielt, geöffnet worden zu sein schien.

Eine Magd erzählte, daß sie eines Tages ihre Herrin gerade diese Flasche in den Schrank habe zurückstellen sehen. Da während der Mahlzeit kein Mensch weiter im Zimmer gewesen war als die Magd und Harmen, und da letztere den Wein, an welchem Kaspar gestorben war, eingeschenkt hatte, so ward eine gerichtliche Untersuchung angestellt, wobei auf Harmen schwerer Verdacht fiel, ihren Mann vergiftet zu haben, obschon die allgemeine Stimme sie davon völlig freisprach. Man wußte ja, daß die beiden Gatten ganz glücklich zusammen gelebt hatten!

Ein Umstand steigerte jedoch den Verdacht gegen sie, und dieser war, daß das Taschentuch, welches sie diesen Tag benutzt, mit Blausäure befeuchtet war.

Der Criminalproceß wirkte im höchsten Grade aufregend auf alle, nur Harmen bewahrte dabei eine Ruhe und eine Würde, welche selbst dem Richter imponirte.

Kaum hatte der Proceß begonnen, so erschien Henoch nach fünfjähriger Abwesenheit plötzlich in Uleåborg. Durch einen Brief von dem unglücklichen Ende seines Bruders und von dem Verdacht, der auf Harmen deswegen gefallen war, unterrichtet, eilte er zur Stelle, um als Jurist ihr womöglich zur Seite zu stehen.

Das Wiedersehen zwischen ihnen war für ihn im höchsten Grade schmerzlich. Harmen's ganze äußere Erscheinung bewies, wie das bittere Leiden, welches sie getroffen, ihre Seele verheert. Sie war so bleich und so abgezehrt, daß sie nur noch ein Schatten ihres frühern Ich zu sein schien.

Bei der ersten Unterredung war sie sehr aufgeregt, bei der andern dagegen vollkommen ruhig. Es handelte sich jetzt blos um eine genaue Schilderung alles dessen, was sich an dem Tage, wo Kaspar starb, zugetragen hatte. Mit vollkommener Klarheit beschrieb Harmen alles vom Geringsten bis zum Wichtigsten.

Henoch notirte es, dann sprach er sowol mit seinem als mit Harmen's Vater, welche bezeugten, daß sie vom Anfang bis zum Ende ihres Ehestandes in allen Dingen eine gute Hausfrau gewesen — ein Zeugniß, welches ihr auch von allen Dienstleuten gegeben ward. Niemals hatten dieselben einen Zwist zwischen den beiden Eheleuten gehört, sondern Harmen hatte sich gegen ihren Gatten stets nachgiebig und freundlich gezeigt. Allerdings stimmten alle auch dahin überein, daß sie sehr schweigsam und tiefsinnig gewesen.

Nach allen diesen Erkundigungen und dem genauesten Befragen der Lehrlinge und der Gehülfen in der Apotheke erinnerte sich Ivano, daß er an demselben Vormittag, wo Kaspar starb, in dem Zimmer des Verstorbenen gewesen war und auf dem Tisch ein Weinglas stehen gesehen hatte. Kaspar hatte eine schwarze Flasche in der Hand gehalten, während er mit Ivano gesprochen.

Diese Aussagen gaben Anlaß zu neuen Nachforschungen darüber, woher das Glas, aus welchem Kaspar getrunken, genommen worden.

Die Hausmagd erklärte, sie habe es aus dem Schranke geholt; als Henoch aber fragte, ob sie nicht an diesem Tage ein Glas aus Kaspar's Zimmer hinweggetragen, ergab sich, daß sie allerdings ein solches, welches auf

dem Tisch ihres Herrn gestanden, weggenommen und in den Küchenschrank gestellt, weil es ganz rein ausgesehen hatte.

Nun schien die Sache klar. Kaspar hatte das Glas benutzt und Blausäure hineingegossen. Die Magd hatte später ihm dasselbe wieder hingestellt, und auf diese Weise war die Vergiftung möglich geworden.

Am Nachmittag, nachdem diese Aufklärungen bei dem an diesem Tage gehaltenen Verhör gewonnen und Harmen auf diese Weise beinahe vollkommen von allem Verdacht befreit worden, saß sie ganz allein in ihrer Wohnung, als Ivano bei ihr eintrat.

„Entschuldigen Sie, geehrte Frau", sagte er auf französisch, „daß ich Sie störe, aber ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen. Ein Brief von meinem Gönner ruft mich sogleich nach Petersburg."

Harmen antwortete mit einigen allgemeinen Redensarten.

Als sie schwieg, nahm Ivano einen Stuhl und setzte sich ihr gegenüber.

„Sie erwarteten, daß ich mich nun entfernen würde", hob er an, „aber ehe ich dieses Haus, wo ich von Ihrem Gatten soviel Gastfreundschaft und von Ihnen soviel kalte Höflichkeit erfahren, verlasse, habe ich Ihnen einige Worte zu sagen. Sie sind eine ungewöhnlich schöne Frau. Man kann Sie nicht sehen, ohne in Ihnen ein Meisterwerk des Schöpfers zu bewundern. Ich bin jung und es ist daher nicht zu verwundern, wenn Ihre Schönheit auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hat — doch dies ist nun vorbei. Mit dem Tode Ihres Gatten hatten Sie in meinen Augen aufgehört schön zu sein", setzte er mit Nachdruck hinzu. „Gleichwol waren Sie während einer langen Zeit ein Gegenstand meiner wärmsten Gefühle. Ihr ganzes Wesen war geeignet, in der Brust eines Jünglings vorher noch schlummernde Träume zu erwecken. Daß ich Sie im stillen angebetet und bewundert habe,

ist der Grund, weshalb ich heute vor dem Gericht eine Erklärung abgegeben habe, die den Tod Ihres Gatten als einen unglücklichen Zufall erscheinen läßt und Sie von allem Verdachte befreit; aber, Frau Aberney, es ist dies nicht um Ihret=, sondern um meiner selbst willen geschehen. Ich wollte nicht von einem entsetzlichen Verdacht den Namen gebrandmarkt sehen, den ich einmal geehrt und geliebt, selbst wenn meine Gefühle jetzt das Gegentheil von dem sind, was sie waren."

„Ich verstehe Sie nicht", sagte Harmen stolz und sah Ivano mit düsterm Blicke an. „Wenn das, was Sie in Gegenwart meines Schwagers und vor Gericht ausgesagt haben, nicht wahr ist, wer hat Sie dann aufgefordert, mit einer solchen erdichteten Geschichte hervorzutreten?"

„Meine frühere Schwäche für Sie hat mich dazu bewogen."

Ivano erhob sich und flüsterte Harmen etwas ins Ohr.

Das vorher schon so bleiche Antlitz der jungen Witwe ward noch bleicher. Sie sah mit stierem Blick Ivano an, welcher, indem er sich verbeugte, hinzusetzte:

„Das Grab und ich sind eins so stumm wie das andere. Leben Sie wohl!"

Er eilte aus dem Zimmer hinaus, und Harmen lehnte sich schaudernd auf dem Sofa zurück.

Etwas später am Abend kam die Post an und brachte zwei unheilvolle Nachrichten mit, eine private und eine öffentliche.

Die letztere enthielt den Befehl für die finnischen Regimenter, sich schleunigst auf Kriegsfuß zu setzen; die erstere war von Tante Sarah. Sie meldete Hederman in Ausdrücken der tiefsten Verzweiflung, daß seine Tochter Edith verschwunden, und wie nach einem Briefe, den sie an ihre Tante Sarah zurückgelassen, zu vermuthen stehe, mit einem Russen nach Petersburg gereist sei.

Diese beiden Hiobsposten äußerten eine so unheilvolle

Wirkung auf Jederman, daß ihn der Schlag rührte und er einige Tage darauf starb.

Sein Tod, die Untersuchung wegen Kaspar's Tod und Edith's Flucht — alles dies waren Vorfälle, die über der allgemeinen Unruhe vergessen wurden, welche der Gedanke an den Krieg, der vor den Thoren Finnlands stand, erweckte. Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich so ausschließlich hierauf, daß alle das Privatleben betreffenden Vorfälle übersehen wurden.

Im Februar 1808 brachen die russischen Truppen unter dem Befehl des Generals Burhövden über die Grenze. Nach den von den Russen veröffentlichten Proclamationen hoffte man noch, daß die begonnenen Feindseligkeiten ein glückliches Ende nehmen würden, leider aber war Gustav IV. Adolf zu eigensinnig, um seine Stärke mit Klugheit zu berechnen, und die Folge davon war, daß er, um bei einem einmal gefaßten Entschluß stehen zu bleiben, alle verständigen Rathschläge verwarf. Er setzte das Wohl des Landes auf einen Wurf und öffnete die Thore desselben allen Verheerungen des Kriegs.

Finnland, welches sich seit einiger Zeit von den unzähligen Kriegen, die es verheert, erholt, hatte mit hoffnungsvollem Herzen gesehen, wie der allgemeine Wohlstand auf dem Boden zu grünen begann, der so viel von dem Blute seiner Söhne getrunken.

Beim Ausbruch des Kriegs von 1808 konnte man sagen, daß Finnland sich im Zustande sowol materieller als intellectueller Blüte befand. Die Volkszahl war mit jedem Jahre bedeutend gestiegen und mit dieser zugleich auch die Production des Landes. Auch in wissenschaftlicher Bildung hatte es Fortschritte gemacht, und die Universität Åbo konnte sich vollkommen mit der schwedischen messen.

Im stillen bildete sich hier eine Reihe von Männern, welche stets die Ehre der Jahrhunderte ausmachen. Namen wie Porthan, Callonius, Menander, Tengström,

Gadolin und Hallström werden stets mit Ehren in der Geschichte der Gelehrsamkeit genannt werden und Zeugniß geben von Kraft und Ausdauer — Eigenschaften, welche auch auf die intellectuelle Ueberlegenheit wirken, sodaß diese fruchtbarer wird.

Stolz auf sein Land und seine Söhne, träumte Finnland von einem ununterbrochenen Fortschritt, als mit einem mal der Sturm des Kriegs heranzog und einen abermaligen Beweis von der Unbeständigkeit des Glücks gab.

O Finnland! Welches schwedische Herz kann ohne Schmerz an den 17. September 1809 denken. An diesem Tage ward der Friede zwischen Schweden und Rußland geschlossen — ein Friede, der dich von dem schwedischen Mutterherzen riß, welches niemals aufhören wird, den Verlust des Kindes zu beweinen, auf welches Svea sich so stolz fühlte. Treu und stark wie der Felsen, hast du jahrhundertelang den Verheerungen des Kriegs getrotzt, für dein Land gestritten und gesiegt, mit einem Muth und einer Selbstverleugnung, welche dein Volk zu einem der ungewöhnlichsten macht, wie der letzte für Schweden so unglückliche Krieg am besten beweist, und worüber Adolf Ivar Arvidson Folgendes sagt:

„So schloß dieser für den finnischen Soldaten stets gleich ehrenvolle, obschon nicht immer gleich glückliche Feldzug. Beinahe ohne Unterstützung von Schweden unterhielt das finnische Heer einen vollkommen ungleichen Kampf gegen überlegene Feinde, zuweilen mit einem unter solchen Umständen erstaunlichen Erfolg, und erkämpfte sich im ganzen genommen mehr Siege, als die frühern Kriege ihm selbst im Verein mit der gesammten Streitmacht Schwedens gebracht. Es war bei dem großen Misverhältniß zwischen der Stärke der Kriegführenden vorauszusehen, daß das kleine finnische Heer endlich würde unterliegen müssen, aber so wie es Siege ohne Ehre

gibt, so gibt es auch Niederlagen, welche unsterblichen Ruhm verleihen, und dies kann man von der finnischen Armee sagen. Bei der Erinnerung an den Heldenmuth, welcher in dem Kriege von 1808 zu Tage trat, fühlt man sich versucht, den Betrug zu verfluchen, welcher es wagte, ein solches Volk zu verrathen."

Achtes Kapitel.

Es sind abermals sechs Jahre vergangen.

In einer lachenden Gegend im schwedischen Binnenlande stand die ausgezeichnet schöne Landrichterwohnung von Sernäs. Vor einem Jahre war sie von einem neuen Beamten mit seiner Gattin bezogen worden.

Der Landrichter Henoch Aberney war allerdings für den Posten, den er bekommen, noch sehr jung; er verdankte aber diese schnelle Beförderung seinen ungewöhnlichen Kenntnissen, seiner Geschäftstüchtigkeit und seiner Redlichkeit — alles Eigenschaften, welche den gebildeten Finnen mehr oder weniger auszeichnen.

Seit zwei Jahren war er mit Harmen, der Witwe seines Bruders, vermählt. Das erste Jahr ihrer Ehe hatten sie in Stockholm verlebt, worauf Henoch die Landrichterstelle bekam und sich in Sernäs niederließ.

Harmen war seit zwei Jahren die Gattin Henoch's, des Mannes, den sie von ihrer Kindheit an so ausschließlich geliebt. Henoch besaß nun die Frau, welche in ihrer Person all das Hohe und Edle vereinigte, was er bei dem Weibe anbetete.

Die beiden waren also wol sehr glücklich? Ja,

Henoch war sehr glücklich, wie aber Harmen sich fühlte, dies war schwer zu bestimmen.

Wenn sie Henoch an ihrer Seite hatte, vergaß sie über der Freude des Augenblicks alles, aber es war nicht dasselbe frische, lächelnde und friedliche Bild von inniger Seligkeit, welches die innere Zufriedenheit erzeugt, sondern etwas Unruhiges und Fieberhaftes, worüber ein Trauerflor ausgebreitet lag. Die rosige Freude der Liebe war in eine Wolke gehüllt, oder sie ward von unruhigen, wenn auch stummen Träumen gestört. Ein Schatten lag über Harmen's innerer Welt ausgebreitet und wich niemals davon hinweg.

„Die Erinnerung ist das, was mich peinigt", pflegte sie Henoch zu antworten, wenn er sie mit Zärtlichkeit fragte, weshalb beständig eine Wolke auf ihrer Stirn weilte.

Henoch liebte sie in diesen Augenblicken noch einmal so sehr. Sie wäre nicht seine feinfühlende Harmen gewesen, wenn das jetzige Glück sie hätte bewegen können, die düstern Bilder der Vergangenheit leichtsinnig zu vergessen.

Nach zweijähriger Ehe ward Harmen Mutter, und die schwarzen Erinnerungen schienen nun beinahe hinweggeweht zu sein. Sie schien wirklich glücklich, und Henoch's Seligkeit war vollkommen.

Das Leben lächelte ihn so verheißungsvoll an, als auf einmal ein Ereigniß von außen dieses Glück wieder zerstörte.

Im zweiten Jahre, nachdem Henoch sein Amt angetreten, kam eine häßliche Criminalgeschichte vor. Eine Bäuerin war beschuldigt, ihren Mann vergiftet zu haben.

Am ersten Tage des Verhörs, als Henoch aus dem Gerichtssaal kam, war er bleich, und zum ersten mal seit seiner dreijährigen Ehe ruhte ein Zug von Düsternheit auf seinem Antlitz.

Harmen fragte ihn, was es gebe, und er antwortete:

„Ach, meine geliebte Harmen, es ist manchmal eine recht schwere Aufgabe, Richter zu sein, wenn man den Menschen in seiner tiefsten Erniedrigung sieht. Der Anblick des Verbrechens empört stets unser Inneres.“

Während des Mittags war Henoch schweigsam und seine Blicke ruhten mit einem peinlichen Ausdruck auf Harmen. Einer der Protokollanten sagte während der Mahlzeit:

„Haben Sie, Frau Landrichterin, schon gehört, was für eine abscheuliche Sache wir heute vorgehabt haben?“

„Nein“, antwortete Harmen, „aber aus Aberney's düsterer Miene schließe ich, daß es etwas Ungewöhnliches gewesen ist.“

„Es handelt sich um eine ganz junge Bäuerin, welche angeklagt ist, ihren Mann durch Gift ums Leben gebracht zu haben“, antwortete der Protokollant.

Harmen ward bleich und ein Schauer durchrieselte sie. In demselben Augenblick sah sie ihren Gatten an. Er betrachtete sie mit unruhig forschendem Blick.

„Es ist sonderbar“, sagte er, „ganz sicherlich werde ich die arme Frau zum Tode verurtheilen müssen, und gleichwol ist es möglich, daß sie unschuldig ist.“

„Das ist unmöglich, Herr Landrichter“, fiel der Protokollant wieder ein. „Es liegen zu viel Beweise gegen sie vor.“

„Unmöglich ist nichts“, antwortete Henoch und stand vom Tische auf.

Als er Harmen küßte, nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände, blickte ihr tief in die Augen und flüsterte dann in aufgeregtem Tone:

„Armes Kind!“

Harmen brachte die Zeit, während welcher Henoch im Gerichtssaale war, in ihr Zimmer eingeschlossen zu, indem sie Kopfweh vorschützte. Am Abend, als Henoch nach Hause kam, trugen ihre Augen die Spuren von Thränen und man konnte deutlich sehen, daß sie viel geweint hatte.

Henoch war jetzt herzlich, freundlich und heiter wie gewöhnlich. Er plauderte munter und liebkoste Harmen; als er sie an sich zog und ihr die zärtlichsten Namen gab, begann sie wieder zu weinen.

Am nächstfolgenden Tage schien Harmen ruhig zu sein, obschon eine gewisse Wehmuth auf ihren Zügen lag. Die Verhandlung gegen die des Mordes angeklagte Bäuerin ward den ganzen Vormittag fortgesetzt, und Henoch war bei der Mahlzeit wieder nachdenklich. Der Proceß gegen das verbrecherische Weib machte die Wolke auf Henoch's Stirn immer finsterer und finsterer. Er war freundlich gegen Harmen, zuweilen leidenschaftlich zärtlich, aber es wurden nur wenige Worte zwischen ihnen gewechselt. Es war, als ob er es vermiede, mit ihr zu sprechen.

Am letzten Gerichtstag trat er, ehe er der Giftmischerin ihr Urtheil verkündete, in Harmen's Zimmer. Sie saß an der Wiege des schlafenden Kindes. Henoch betrachtete beide mehrere Secunden lang, dann küßte er Harmen auf die Stirn und sagte sanft:

„Nur wer unglücklich, aber nicht verbrecherisch gewesen ist, kann es wagen, die Freude zu genießen, Mutter zu sein. Nicht wahr, meine Geliebte?"

Ohne ihre Antwort abzuwarten, küßte er sie und setzte hinzu:

„Heute Mittag sind die Verhandlungen zu Ende, und dann, Harmen, wirst du mir mit einem freundlichen Lächeln auf deinen Lippen entgegenkommen, damit ich alles, was mich bisjetzt gepeinigt hat, vergessen kann. Wir essen heute allein. Das ganze Gerichtspersonal ist auf den Pfarrhof eingeladen, ich für meine Person aber habe die Einladung abgelehnt."

Als Harmen allein war, sank sie an der Wiege des Kindes auf die Knie nieder und stammelte mit heftigem Schluchzen:

„Nur wer nicht verbrecherisch ist, kann es wagen, die

Freude zu genießen, Mutter zu sein! O Jesus Christus, erbarme dich meines unschuldigen Kindes!"

Harmen ordnete eine beinahe festliche Mahlzeit an. Der geschmückte Tisch stand gedeckt mitten im Zimmer. Mit einem Lächeln, hinter welchem sich der ganze Schmerz barg, der in ihrer Seele wohnte, ging sie Henoch, als er eintrat, entgegen und bot ihm ihre Lippe zum Kusse.

Henoch blieb dicht an der Thür stehen. Sein Blick fiel auf den Tisch, auf welchem eine Weinflasche stand, und als ob dieser Anblick eine furchtbare Erinnerung in ihm erweckte, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und seufzte tief. Als er dann sein Gesicht gegen Harmen kehrte, war es streng, milderte sich aber, als er ihrem liebevollen Blick begegnete.

Man setzte sich. Harmen that alles, um liebenswürdig zu sein.

Der Zufall, diese unerklärliche und geheimnißvolle Macht, wollte, daß man diesen Mittag gedämpftes Huhn hatte — ein Gericht, welches Harmen nicht gern auf ihrem Tisch sah, weil es das letzte war, welches Kaspar gegessen, bevor er das unheilvolle Glas leerte.

Als Henoch seine Portion Huhn gegessen hatte, ergriff Harmen die Weinflasche und schenkte ihm ein Glas ein, aber ohne das ihrige zu füllen.

„Trinkst du keinen Wein?" fragte Henoch in einem Tone, der ganz verschieden von dem war, in welchem er sonst mit ihr zu sprechen pflegte.

„Nein, Henoch, du weißt ja, daß ich das niemals thue", antwortete Harmen.

„Ja, es ist wahr — du trinkst nicht, du schenkst blos deinen Männern ein."

Sein Ton war rauh und streng. Er ergriff das Glas und setzte hinzu:

„Vor sechs Jahren, gerade an diesem Tage, schenktest du deinem ersten Mann auch Wein ein."

Henoch goß langsam, beinahe tropfenweis, den In=

halt seines Glases auf den Teller, indem er in dumpfem Tone fortfuhr:

„Ich will doch sehen, ob nicht auch hier Gift auf dem Boden sitzt.“

Sein durchdringender Blick hing unverwandt an den todbleichen Zügen seiner Gattin.

Als er die letzten Worte sprach, sprang Harmen auf und rief mit Verzweiflung:

„Gnade! Barmherzigkeit!“

Sie warf sich vor Henoch auf die Knie nieder und wollte seine Hand ergreifen. Er entzog ihr dieselbe, stützte den Kopf darauf und sagte, während er immer noch seinen Blick auf die Kniende geheftet hielt:

„In dem Cabinet des Mannes stand ein Schrank, dieser Schrank enthielt Flaschen mit Gift. Eines Tages, gerade an demselben Tage, den wir heute haben, vor sechs Jahren, ging die Frau in dieses Cabinet, ergriff eine schwarze Flasche und schlich sich hinaus in das große Zimmer, wo der Tisch gedeckt stand. Sie goß einige Tropfen von der farblosen Flüssigkeit in das Glas ihres Mannes, worauf sie dann die Flasche wieder, nachdem sie dieselbe mit ihrem Taschentuch abgetrocknet, auf ihren Platz setzte. Einige Augenblicke darauf ging sie ihrem Manne mit ihrem freundlichsten Lächeln entgegen. Sie setzte ihm die Gerichte vor, die er am liebsten aß, schenkte ihm endlich von dem Weine ein Glas ein und forderte ihn auf zu trinken. Er trinkt!“ (Henoch packte sie mit krampfhafter Heftigkeit am Arme) — „und nachdem er dieses Glas, welches sie ihm mit so verrätherischer Freundlichkeit gereicht, geleert, stürzt er todt zu ihren Füßen nieder.“

Henoch erhob sich und riß buchstäblich Harmen von ihrer knienden Stellung mit sich empor, indem er ausrief:

„Unglückliche, du hast mich betrogen, du warst nicht unschuldig, du hast meinen Bruder gemordet! und ich —“

Er schleuderte sie weit von sich, fuhr sich mit den Händen durch das Haar und rief im Tone der Verzweiflung:

„Und ich — ich habe die Mörderin meines Bruders geheirathet!"

Harmen sank wieder auf die Knie nieder. Sie vermochte nicht zu stehen; sie schleppte sich zu den Füßen ihres Gatten und schluchzte:

„Höre mich, ehe du verdammst!"

„Folge mir!" war alles, was er antwortete, und ging dann in sein Amtszimmer, dessen Thür er hinter ihnen verriegelte.

Am nächstfolgenden Morgen kam ein Bote auf den Pfarrhof und brachte die entsetzliche Nachricht, daß der Landrichter Henoch Aberney sich in der Nacht erschossen und daß seine liebenswürdige Gattin vor Schrecken und Kummer den Verstand verloren habe.

Neuntes Kapitel.

Zehn Jahre hatte die Zeit in den Falten ihres Mantels hinweggetragen; zehn Winter hatten Henoch Aberney's Grab beschneit, und sechzehn Jahre hatte Schweden den Verlust Finnlands beweint. Svea blickte noch mit Schmerz und Sehnsucht der Verlorenen nach, und von Finnlands treuer Brust ward mancher Seufzer nach der schwedischen Küste gesendet.

Vergebens suchte man in Uleåborg irgendeinen von Hederman's und Aberney's Nachkommen. Die Apotheke war im Besitz eines Fremden und das Aberney'sche Haus war ein Raub der Flammen geworden.

Von Aberney's drei hoffnungsvollen Söhnen war nur noch der jüngste, Victor, übrig, und dieser war in seiner Geburtsstadt nicht mehr wohnhaft.

Was war aber aus Hederman's beiden Töchtern geworden?

Das wußte man nicht.

Victor Aberney war Professor an der Universität Åbo geworden und wohnte dort. Uleåborg besuchte er niemals.

Das Wintersemester 1825 war zu Ende. Die Professoren und Studenten machten sich auf, um nach wohl-

überstandenen Strapazen den Sommer zu genießen und sich zu erholen.

Auch Professor Aberney verließ die Universitätsstadt und begab sich auf ein kleines Landgut, welches er kurz zuvor gekauft und welches einige Meilen von Åbo entfernt war. Es hatte eine abgeschiedene Lage. Der Professor beabsichtigte hier den Sommer zuzubringen und war nur von seiner Tante begleitet, welche sein Hauswesen besorgte. Aberney war unvermählt.

Den vorigen Sommer hatte er in einem kleinen, gemietheten Landhäuschen verlebt; da er aber dort nicht ungestört genug war, so begab er sich ein Stück weiter fort.

Victor Aberney's Beschäftigung während des Verweilens auf Junta — so hieß das kleine Besitzthum — sollte darin bestehen, daß er sich in seine Studien und besonders in seine musikalischen Grübeleien vertiefte. Er war ein beliebter Componist und ausgezeichneter Musiker.

Auf seinem Ausfluge für den Sommer nahm er eine ganze Bibliothek Bücher und Musikalien mit. Seine Tage brachte er am liebsten damit zu, daß er entweder ausgestreckt im Walde lag und einen seiner Lieblingsschriftsteller las, oder mit einem Buch zur Gesellschaft in der Umgegend umherstreifte, oder bei seiner Violine oder seinem Piano die ganze äußere Welt vergaß, die Einsamkeit lieb und werth hielt und niemals aus eigener Wahl andere Gesellschaft suchte als die Natur, seine Bücher und die Musik.

Zu jener Zeit war er noch nicht ganz vierzig Jahre alt, groß und stark gebaut, mit einer freien, offenen Stirn, auf welcher intellectuelle und moralische Ueberlegenheit thronte, während jeder seiner Züge das Gepräge der Charakterfestigkeit trug. Er hatte das Aussehen eines echten Finnen — ehrlich, klug und bestimmt.

Uebrigens war er ein genialer Gelehrter, der niemals etwas anderes geliebt hatte als seine Bücher, ein geschickter

Componist, der niemals für etwas anderes geschwärmt als für die Musik, und ein rechtschaffener Mann, der für das Vaterland leben wollte.

Dem Gesellschaftsleben entzog er sich soviel er konnte, wenn er aber daran theilnahm, so that er es nicht wie ein tölpischer, zerstreuter Bücherwurm, dessen Benehmen Gelächter erweckt, sondern wie ein gebildeter und angenehmer Weltmann.

Es war in den letzten Tagen des Mai, eine Woche nach Aberney's Ankunft in Junta.

Mit einigen Büchern unter dem Arm begab sich der Professor nach einem seiner Lieblingsplätze im Walde. Kaum hatte er sich auf die zarte, grüne Grasdecke hingestreckt, als eine Stimme rief:

„Victor! Victor!"

„Ah, da kommt Tante Sarah! Was kann denn die Alte von mir wollen?" dachte der Professor und machte ein verdrießliches Gesicht.

In demselben Augenblick ward eine weibliche Gestalt zwischen den Bäumen sichtbar. Es war ein kleines, hageres Frauenzimmer, mit vieler Sorgfalt und Zierlichkeit gekleidet, ohne daß jedoch in ihrer Kleidung etwas Affectirtes gelegen hätte. Die Haube von ausgezeichnet feinen und schönen Spitzen war einfach, nett und blendend weiß.

Das Gesicht, welches von dieser Haube umschlossen ward, war vor dreißig oder vierzig Jahren sicherlich schön gewesen. Jetzt war es klein und zusammengetrocknet, aber mit schönen, regelmäßigen Zügen. Die braunen, tiefliegenden Augen waren äußerst munter und hatten einen gemischten Ausdruck von Strenge und Freundlichkeit. Ihr ganzes Wesen trug das Gepräge rastloser Thätigkeit.

Als sie mit leichten, raschen Schritten Aberney erreicht hatte, sagte sie in kurzem, hastigem Tone:

„Lieber Victor, das war nicht recht, daß du mir

davonliefst. Du solltest mich doch nun hinreichend kennen, um zu wissen, daß ich dich ausgattern würde, wenn ich mir einmal vorgenommen habe, mit dir zu sprechen."

Tante Sarah breitete ihr Taschentuch auf die Erde, strich ihre Kleider glatt und setzte sich in einiger Entfernung von Victor nieder.

„Es ist keine leichte Sache, mir zu entrinnen, sage ich dir", setzte Sarah mit schalkhafter Miene hinzu.

„Das merke ich", seufzte Victor und schlug sein Buch zu, indem er hinzusetzte: „Nun, warum verfolgst du mich so hartnäckig, Tante?"

„O, das weißt du recht wohl", sagte Sarah und glättete sorgfältig eine Falte aus ihrer Schürze. „Hättest du nicht geahnt, was es ist, so wärest du nicht so schnell fortgelaufen."

„Liebe Tante, im Fall es sich um das Vorlesen des Briefes handelt, so —" Victor's Augenbrauen runzelten sich — „so versichere ich dir, daß es nicht der Mühe lohnt. Ich bitte dich ganz freundschaftlich, mit mir nicht weiter über diese Sache zu sprechen."

„Nun, nach dieser Warnung hast du ja dein Gewissen gewahrt und es mag nun zwischen uns passiren was da wolle, im Fall wir einander wegen dieser Angelegenheit in die Haare gerathen sollten. Uebrigens muß ich dir auch bemerklich machen, daß Tante Sarah durchaus nicht sehr furchtsam ist und deshalb —"

Sie zog einen Brief aus der Tasche.

Augenblicklich war Victor auf den Füßen.

„Nun ist es mit meiner Geduld aus!" rief er. „Ich versichere dir, Tante, daß ich zum Mittagessen nicht nach Hause komme, wenn noch ein Wort weiter über diese Sache gesprochen wird."

Mit diesen Worten that Victor einige weite und schnelle Schritte, sodaß er ein ziemliches Stück von Tante Sarah hinwegkam.

Sie blieb sitzen und sah ihm nach. Als sie ihn aus den Augen verloren hatte, murmelte sie:

„Lauf nur zu, mein Junge, — das hilft dir alles nichts. Oder glaubst du, deine Tante wäre ein so erbärmliches Geschöpf, daß sie das Recht nicht verfechten könnte, weil du fortläufst? Da irrst du dich ganz gewaltig. Ebenso gewiß als wie ein Mann bei seinem Wort und ein Stier bei seinem Pflug bleiben muß, ebenso gewiß ist es, daß wenn eine Frau etwas will, dies auch durchgesetzt wird, und wenn zehn Männer sich dagegen stemmten. Ich will, daß du den Knaben zu dir nehmest, weil es recht und billig ist, und so soll es auch sein.“

Mit diesem Vorsatze erhob sich Tante Sarah und trippelte wieder nach dem Hause zurück. Sie setzte sich mit ihrer Arbeit in die Vorhalle und ließ von Zeit zu Zeit die Augen umherschweifen, um zu sehen, ob die Knechte und Mägde auch ihre Arbeit verrichteten. Sie waren beschäftigt, den Blumengarten in Ordnung zu bringen.

Gegen Mittag kam Aberney wieder nach Hause. Als er Tante Sarah vor der Thür sitzen sah, blieb er am Gartenpförtchen stehen und schien unschlüssig zu sein, ob er hineingehen sollte. Da die Tante aber, ohne auf ihn zu achten, fortfuhr zu nähen, so faßte Aberney sich kurz und trat ein. Als er sich der Hausthür näherte, sagte er:

„Guten Mittag, liebe Tante; werden wir bald essen?“

„Essen!“ rief Sarah. „Du sagtest ja, du würdest zu Mittag nicht nach Hause kommen!“

„Hm!“ entgegnete Aberney, ohne etwas Weiteres zu antworten, und ging in das Zimmer hinein.

Tante Sarah blieb sitzen und nähte ganz verzweifelt darauflos. Victor ging im Zimmer auf und ab.

Nachdem er diese Wanderung eine Weile fortgesetzt, kam er wieder zu Sarah heraus:

„Ich möchte etwas zu essen haben.“

„Ah so, du willst etwas zu essen haben, und ich werde deine Wünsche befriedigen; wenn man aber etwas mit dir zu sprechen hat, so läufst du deiner Wege und sagst, du wollest lieber auf das Mittagessen verzichten, als mich anhören. Es ist doch ganz gewiß —“

„Na, na, liebes Tantchen, sei nur nicht bös. Du weißt ja, daß es blos einen Gegenstand gibt, über den ich nicht sprechen will.“

„Und da glaubst du, daß ich schweigen werde? Du glaubst, ich werde mir den Mund verbieten lassen? Das hat mich sehr verdrossen.“

„Ich glaube weiter nichts, als daß du wieder gut bist und mir mein Mittagessen gibst“, fiel Victor lachend ein.

Tante Sarah erhob sich brummend und ging in die Küche.

„Nun kann ich sicher darauf rechnen, mit kaltem Fleisch tractirt zu werden“, dachte Victor und setzte sich vor die Hausthür auf Tante Sarah's Stuhl. Es dauerte nicht lange, so ließ ihre Stimme sich wieder vernehmen und sie rief:

„Nun kannst du hineingehen und essen.“

Victor ging in das Zimmer hinein. Es war blos für eine Person gedeckt.

„Nun, was soll das heißen? Willst du nicht mitessen, Tante?“ fragte er.

„Nein, ich bin nicht hungerig“, brummte Sarah aus der Küche heraus, und Victor setzte sich, indem er murmelte:

„Die Alte ist aufgebracht. Es ist doch etwas Abscheuliches von den Weibern, daß sie so empfindlich sind.“

Der Professor hob den Deckel von der Schüssel, fest überzeugt, kaltes Fleisch darin zu finden, was durchaus nicht seine schwache Seite war; aber er irrte sich. Es war ein gutgekochtes Gericht.

Nachdem er seine Mahlzeit mit gutem Appetit beendet, ging er wieder vor die Hausthür hinaus, um seine Pfeife zu rauchen und seinen großen Hühnerhund zu liebkosen.

Tante Sarah ließ sich nicht sehen, sondern die Magd brachte den Kaffee.

Aberney war so daran gewöhnt, nach der Mahlzeit eine Weile lang Sarah's Geplauder anzuhören, daß es ihm ganz einsam zu Muthe ward.

Er versank sehr bald in Gedanken; dieselben mußten aber von eigenthümlicher Art sein, denn es stieg auf seinem Gesichte eine Wolke nach der andern empor. Er vergaß das Rauchen und die Kaffeetasse blieb unberührt stehen.

Plötzlich ward die Stille um ihn her durch eine helle, schöne Kinderstimme unterbrochen, welche ein finnisches Volkslied sang.

Aberney stutzte beim Klange dieser Töne, welche vom Walde herkamen.

Es war dasselbe Lied, welches Edith gesungen, als ihr Vater sie das erste mal hörte. In Victor's Seele riefen diese Töne so viele bittere Erinnerungen wach. Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte er der Melodie zu, welche ihm Bilder aus dem lieben Vaterhause und alle, die er geliebt, vorführte.

Als der Gesang verstummte, blieb er mit dem Kopf auf die Hand gestützt in stilles Träumen versunken sitzen.

„Es war gerade eine Stimme wie die ihrige", dachte er und bemerkte nicht, daß er diese Gedanken laut ausgesprochen, bis Tante Sarah sagte:

„Und gleichwol werden die, welche mit ihr verwandt sind, der Armuth preisgegeben, während du doch —"

„Tante!" rief Victor heftig und erhob sich. „Was hast du da angestiftet!"

„Anstiften kannst du selbst etwas, wenn du Lust hast,

oder glaubst du, ich hätte es angestiftet, daß dieses Lied jetzt gesungen worden?"

„Ja, das glaube ich. Wer hat es gesungen?"

„Wahrscheinlich eins von den Nachbarskindern. Uebrigens ist ja die Sache ganz gleichgültig, ich komme blos —"

Weiter konnte Sarah nichts sagen. Aberney erhob sich sofort und ging mit schnellen Schritten in sein Zimmer, dessen Thür er hinter sich verschloß und verriegelte.

„Was das für ein Trotzkopf ist!" murmelte Sarah.

Zehntes Kapitel.

Der Abend war ungewöhnlich mild. Die Sonne stand eben im Begriff, sich in die Fluten der Abendröthe hinabzutauchen, als Aberney's Thür sich wieder öffnete und er in die Hausflur heraustrat, um seine Schritte nach der Vorhalle zu lenken.

Es war kein Mensch hier, und froh, nicht mit Sarah zusammenzutreffen, wanderte Victor durch den Garten und dann durch den Wald bis an den Meeresstrand.

Hier angelangt, warf er sich ins Gras nieder, nahm den Hut ab und ließ sich von dem Abendwind umfächeln, während er mit den Augen der Bewegung des Wassers folgte. Die Vögel lockten einander und schienen sich über den herrlichen Abend zu freuen.

Aberney lag am Fuße eines Felsens und ganz von dem dichten Gebüsch verborgen.

Plötzlich ward der gelehrte Mann durch ein Geprassel über seinem Kopfe aus seinen Gedanken aufgeschreckt, und einige Steine kamen herabgerollt und fielen dicht neben ihm nieder.

Ehe er noch Zeit hatte aufzustehen und zu sehen, was es eigentlich gebe, hörte er eine ungewöhnlich starke und klangreiche Kinderstimme eine alte Weise singen, welche

den ältern Volksmelodien angehörte und eine von denen war, welche Aberney in seiner Kindheit gehört.

Die Stimme sang jeden Vers zweimal und mit so richtig musikalischem Ausdruck, daß Aberney's ganze Aufmerksamkeit dadurch in Anspruch genommen ward.

Als der Gesang endlich verstummte, sprang der Professor auf, um die Sängerin zu sehen.

Auf dem Berge saß ein kleines Mädchen. Ihr Gesicht war abgewendet, denn sie hielt die Augen auf das Wasser geheftet. Aberney konnte auf diese Weise nur das Profil ihres Gesichts sehen, aber dieses besaß eine seltene, regelmäßige Schönheit. Die ganze Form dieses kleinen, reizenden Köpfchens war schön und man ahnte, daß die Kleine, in der Nähe gesehen, von ganz ungewöhnlicher Anmuth sein müsse. Sie gehörte übrigens noch völlig den Kinderjahren an und konnte höchstens zehn oder elf Jahre alt sein.

Aberney betrachtete das Mädchen lange mit unablässiger Aufmerksamkeit. Endlich drehte sie den Kopf herum und erblickte ihn. Sie erhob sich sofort und wollte die Anhöhe verlassen.

„Hier ist ein Fußsteig, mein Kind“, sagte Aberney. „Folge diesem, dann brauchst du nicht herunterzuklettern.“

Das Mädchen nickte bejahend, und leicht wie ein Geist kam sie herabgeschwebt und stand einige Augenblicke darauf vor Aberney, den sie mit einem eigenthümlich freimüthigen und offenen Blick begrüßte.

„Wie kannst du dich denn so allein in den Wald hierher wagen?“ fragte er, durch ihre äußere Erscheinung angezogen.

„Wie ich das wagen kann? Ich bin ganz allein und ich bin an den Wald, wo ich meine Lieder den Vögeln vorsinge, die mir zuhören, so gewöhnt, daß ich den Berg und die Bäume hier lieb gewonnen habe, und

obschon ich oft gewünscht, daß Ajeterra*) sich mir einmal zeigen und mich in die Irre führen möchte, so ist es doch noch nicht geschehen."

„Wohnst du hier in der Nachbarschaft?"

„Ja freilich. Ich bin die Tochter der Witwe, wie man mich nennt. Meine Heimat ist Ektorp. Aber wer bist du denn? Ich habe dich noch nie gesehen."

Das Mädchen betrachtete den langen Mann, dessen Aussehen ihr Vertrauen einflößte. Bei Kindern ist der erste Eindruck allemal entscheidend. Es ist nicht die Ueberlegung, der Verstand oder das Urtheil, was in diesem Alter spricht, sondern der reine Instinct.

Das Mädchen setzte sich auf einen Stein am Strande, während sie so sprach, und begann kleine, flache Steine, die sie aus dem Sande aufhob, über die Wasserfläche hinhüpfen zu lassen.

„Du willst wissen, wer ich bin", antwortete Aberney lächelnd und setzte sich ebenfalls auf einen Stein. „Ich bin der neue Besitzer von Junta."

„Ach, nun weiß ich's! Das ist das schöne Gut da drüben im Walde. Die alte Annika sagte, daß ein Herr dorthin gezogen sei, vor dem ich mich sehr in Acht nehmen sollte."

Das Mädchen fing an zu lachen und fuhr dann fort: „Du siehst ja aber gar nicht gefährlich aus. Weißt du, was ich dachte, als Annika behauptete, ich dürfte nicht dorthin gehen?"

„Nun, laß hören."

„Daß das erste, was ich thun müßte, wäre, eben hinzugehen. Ich that dies auch heute Mittag, aber es waren Leute im Garten, welche arbeiteten, und deshalb wollte ich mich nicht ganz nähern. Wie ärgerlich das ist!

---

*) Nach dem finnischen Volksglauben ein Waldgeist, welcher dem weiblichen Geschlecht angehört und die Leute im Walde irre zu führen pflegt.

Ich habe jetzt eine lange Weile kein richtiges Schiffchen werfen können. Ganz gewiß hast du den bösen Blick."

Sie sah Aberney an.

„O nein, der Grund liegt vielmehr darin, daß du Steine gewählt hast, die zu schwer sind", antwortete er, denn die Art und Weise des Mädchens amusirte ihn. „Aber sag' einmal, warum meinte denn Annika, ich sei gefährlich?"

„Das weiß ich nicht, gestern aber, als ich von einem Spaziergang nach Hause kam, sagte sie: «Skuldfrid, du darfst nicht bis an die Junta gehen. Es wohnt jetzt ein Herr dort, welcher gegen alle kleine Mädchen Böses im Sinne hat, besonders gegen dich.» Als die Alte dies sagte, machte sie ein ganz furchtsames Gesicht, und das veranlaßte mich erst recht nach Junta zu gehen."

„Dann bist du also nicht sonderlich gehorsam", sagte Aberney.

„Es liegt mir auch gar nichts daran, Annika zu gehorchen. O nein, wenn sie etwas sagt, so thue ich allemal das Gegentheil."

„Aber wem gehorchst du denn?"

„Ich gehorche meiner Mama", antwortete das Mädchen ganz ernsthaft.

„Wie sagtest du, daß du hießest?"

„Skuldfrid Smidt", antwortete die Kleine und erhob sich, indem sie hinzusetzte: „Nein, ich darf nun nicht länger mit dir plaudern, sondern muß nach Hause gehen. Komm morgen Abend wieder hierher, dann komme ich auch wieder und singe dir meine Lieder vor."

Mit diesen Worten nickte sie ihm zu und eilte leicht und schnell wie ein Vögelchen davon.

Aberney sah ihr nach und dachte:

„Ein ungewöhnliches, munteres und unverdorbenes Kind. Eine kleine Wilde. Ich möchte wissen, wer ihre Aeltern sind."

Elftes Kapitel.

Während der Abwesenheit des Professors war in Junta ein vierzehnjähriger Knabe angelangt. Er fragte nach Mamsell Sarah Hederman und ward von ihr umarmt und unter Thränen gestreichelt und geküßt. Die Alte ward durch seinen Anblick in solche Aufregung versetzt, daß sie eine lange Weile nicht sprechen konnte, sondern den Knaben wie ein kleines Kind schluchzend heftig an ihre Brust drückte.

Nachdem die erste Gemüthsbewegung sich gelegt hatte, folgten eine Menge Fragen. Es war sehr vieles, was Tante Sarah wissen wollte.

Als ihre Wißbegierde einigermaßen zufrieden gestellt war, sagte sie:

„Nun, lieber Sohn, werde ich dich in dein Zimmer hinaufführen, wo du heute Abend bleiben mußt. Ich muß mit Victor sprechen, ehe ich dich ihm zeige.“

Sarah bewirthete den Knaben mit dem Besten, was ihre Vorrathskammer zu bieten hatte, und dann führte sie ihn hinauf in ein kleines Zimmer im obern Stockwerk. Als er hier ordentlich eingewiesen war, trippelte die Alte wieder hinunter und trat gerade in dem Augenblick vor die Hausthür hinaus, wo Victor heimkehrte.

Sarah, die noch nicht mit sich im Reinen war, wie sie Aberney auf die Ankunft des ungebetenen Gastes vorbereiten sollte, und ihren Angriffsplan noch nicht entworfen hatte, verrieth bei dem Anblick ihres Neffen förmliche Ueberraschung.

„Mein Himmel, bist du denn schon wieder da?" sagte sie in ungewöhnlich sanftem Tone.

„Komme ich dir zu bald, Tante?" fragte Aberney gutmüthig lächelnd. „Es ist übrigens zehn Uhr."

„Schon so spät?"

Sarah's Ton war ganz ungewöhnlich mild und sie fuhr fort:

„Dann ist es auch nicht zu zeitig, daß du eine kleine Abendmahlzeit bekömmst."

Sarah eilte in die Küche, und wenige Augenblicke darauf stand vor der Hausthür ein zierlich gedeckter Tisch mit frischen Eiern und dergleichen andern Lieblingsgerichten des Professors. Während er so dem, was ihm die sonst so haushälterische Sarah heute in reichlicher Fülle vorsetzte, eifrig zusprach, dachte er:

„Ich möchte wissen, was der Alten auf einmal eingefallen ist. Ich bin ja nicht auf ihre Plane eingegangen, und folglich braucht sie mich auch nicht zu tractiren. Ganz bestimmt hat sie irgendeine Absicht, da sie mir eine so prächtige Abendmahlzeit vorsetzt."

Zu Aberney's großer Verwunderung aber sprach Sarah weder während des Souper noch nach demselben ein anderes Wort als von dem Gute, von den Verbesserungen, die damit vorgenommen werden müßten u. s. w.

Nachdem Victor gegessen, blieb er noch eine lange Weile sitzen und rauchte seine Pfeife. Sarah leistete ihm Gesellschaft, während sie ihre Strümpfe stopfte.

„Du verdirbst dir die Augen, Tante, wenn du jetzt, nachdem es dunkel geworden, noch Strümpfe stopfst", sagte Aberney und erhob sich. Er hatte seine Pfeife ausgeraucht.

„O, das hat keine Gefahr; ich brauche gar nicht draufzusehen, wenn ich stopfe. Aber es ist nun allerdings Zeit, schlafen zu gehen. Gute Nacht.“

Die Alte strich ihre Schürze glatt, nickte ihrem Neffen zu und ging hinauf in ihr Schlafzimmer.

„Nun lebt sie bestimmt nicht lange mehr — so habe ich sie noch nicht gesehen“, dachte Aberney und rief seinen treuen Anders, der sein Kammerdiener und Factotum war und schon bei Victor's Aeltern gedient hatte.

Als Anders den Professor ausgekleidet und zu Bett gebracht, begegnete er Sarah in der Hausflur. Sie fragte, ob sein Herr sich zu Bett gelegt habe.

„Eben thut er es, Mamsell“, antwortete Anders.

„Du hast ihm doch nichts davon gesagt, daß wir einen Gast im Hause haben?“ fragte Sarah.

„Wie Sie doch reden, Mamsell! Ich hatte Ihnen ja versprochen, kein Wort davon zu sagen.“

„So ist's recht, lieber Anders; geh nun und lege dich auch nieder.“

Sarah ging in das große Wohnzimmer und dann direct in Aberney's Schlafcabinet hinein.

Anders dachte, während er über den Hof hinwegging, bei sich selbst:

„Ich wollte mein sündiges Leben darum wetten, daß dies Harmen's Sohn ist, der heute ankam. Er hat gerade solche schwarze Augen wie sie. Ich bin neugierig, wie der Professor die ganze Sache aufnimmt. Er wird sich schon herumkriegen lassen.“

Während Anders diese Betrachtungen anstellte, sah Aberney zu seiner nicht geringen Verwunderung Tante Sarah in sein Zimmer treten, und zwar nachdem er sich schon zu Bette gelegt hatte, was die ehrbare alte Jungfer sonst nicht als mit der Sittlichkeit vereinbar zu betrachten pflegte.

„Was gibt es denn, Tante, daß du zu dieser Stunde noch zu mir kommst?“ rief er und sah sich gefangen

wie eine Ratte in der Falle. Mochte die Alte nun sagen, was sie wollte, so mußte er es anhören, denn jeder Ausweg zur Flucht war ihm abgeschnitten.

„Ja, lieber Neffe, wenn ich den ganzen Tag nicht mit dir sprechen kann, so muß ich wol meine ganz natürliche Abneigung, dich zu besuchen, nachdem du dich zu Bett gelegt, überwinden, um dir zu sagen, was ich dir mitzutheilen habe. Nun bist du deinerseits gezwungen, mich anzuhören. Aus dem Bett kannst du doch nicht gut springen. Deine Halsstarrigkeit hat mich gezwungen, dieses Auskunftsmittel zu ergreifen."

„Ich sehe aber die Nothwendigkeit dieser Handlungsweise durchaus nicht ein, Tante!" antwortete Aberney erzürnt.

„Nicht? Nun ich sehe sie ein und das ist nach meiner Meinung hinreichend. Ich frage dich jetzt in allem Ernste und ganz bestimmt: Willst du den Knaben annehmen und erziehen oder nicht?"

Aberney stieg das Blut zu Kopfe und er antwortete heftig:

„Ich will mit dem Sohne des verbrecherischen Weibes nichts zu schaffen haben, Tante! Dies habe ich dir schon einmal erklärt, und ich dächte, du solltest meinen Charakter hinreichend kennen, um zu wissen, daß ich mein Wort niemals zurücknehme."

„Wenn du bei einer so ungerechten Handlungsweise beharrst und das Kind ohne Hülfe läßt, weil die Mutter verbrecherisch gewesen ist, so halte ich es für meine Pflicht, dein Haus zu verlassen und mit dem Knaben den Rest meiner jetzt nur noch geringen Einkünfte zu theilen. Man soll nicht sagen, daß Sarah Hederman das Kind verlasseu habe, welchem sie noch nutzen kann. Was gehört denn das hierher, ob Tage's Mutter noch so große Fehler begangen hat? Kann denn der Knabe dafür? Ueberdies, mein lieber Victor, hat die Arme schwer genug dafür büßen müssen. Jetzt ist die Rede blos von einem

unschuldigen Kinde, welches sie in so beweglicher Weise unsern Händen anvertraut, und wenn du den Bitten der armen Mutter dein Herz verschließest, so thue ich's doch nicht."

Die Alte strich sich mit großem Eifer die Schürze glatt und war so aufgeregt, daß ihr Kopf in ein eigenthümlich nervöses Zittern gerieth.

„Du sollst nicht für dieses Kind zu sorgen haben, Tante, denn du hast ohnehin den größten Theil deines Vermögens an deine Bruders- und Schwesterkinder weggeworfen. Ich werde dem Knaben ein Jahrgeld aussetzen, bis er für sich selbst sorgen kann, aber mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er niemals einen Fuß über meine Schwelle setze und auf keine Weise mit mir in persönliche Berührung zu kommen suche. Ich stelle es dir anheim, Tante, die Summe zu bestimmen, welche er zu seinen Studien braucht, und dann wünsche ich, daß sein Name nie wieder zwischen uns genannt werde."

„Also du glaubst, es sei hinreichend, dem armen Jungen ein Almosen hinzuwerfen und ihn dann dem Wind und der Welle preiszugeben?" rief Sarah völlig erzürnt und knitterte bei ihren heftigen Bemühungen, die Schürze glatt zu streichen, dieselbe erst recht zusammen. „Das war es nicht, was seine Mutter von dir begehrte. Ich sage dir, daß ich zehn Jahre lang für ihn gesorgt habe und es auch noch fernerhin thun würde, wenn es sich blos um Geld handelte, aber der Knabe braucht einen Vater, eine Heimat und Schutz, und das soll er auch haben. Was die Bedingung betrifft, daß er nicht deine Schwelle betreten sollte, so kommst du damit ein wenig zu spät. Der Knabe schläft bereits unter deinem Dache."

„Tante!" rief Aberney und setzte sich im Bette empor. „Du hast doch nicht —"

„Gewagt, ihn hierher kommen zu lassen? Allerdings habe ich das gewagt und er soll auch hier bleiben, oder wir verlassen beide dieses Haus, wo ein kalter Egoist aus gewissenlosem Haß gegen die Mutter das Kind verab-

scheut. Nun bin ich fertig. Entweder nimmst du ihren Sohn an, oder ich theile mit ihm das Wenige, was ich noch habe. Sieh zu, ob dir deine Handlungsweise Segen bringt."

Sarah lenkte ihre Schritte nach der Thür, ohne sich herumzudrehen oder einen Blick auf Aberney zu werfen. Gerade als sie die Hand auf das Schloß legte, sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Sei so gut, noch einen Augenblick zu warten, Tante. Ich sollte doch wol meinen, ich hätte das Recht, danach zu fragen, wie der Knabe hierher gekommen ist."

„Auf meine Aufforderung, denn ich glaubte, einen Neffen zu haben, der ein Herz hätte. Ich habe mich aber geirrt, und es bleibt mir sonach weiter nichts übrig, als meine Sachen zusammenzupacken und mich von hier fortzubegeben. Wenn du mit deiner Unversöhnlichkeit allein bist, wirst du hoffentlich einmal einsehen lernen, wie übel du gehandelt hast, aber dann wird es zu spät sein, um es wieder gut zu machen."

Die Klinke ward gehoben und Tante Sarah verschwand durch die Thür, ohne daß Aberney sie zurückrief.

In dieser Nacht schlief weder er noch Sarah. Die letztere begann alle ihre Kleider aus den Schränken zu räumen und in Koffer zu packen, welche sie ohne alle Hülfe von dem Hausboden herunterschleppte. Sie war so herzlich aufgebracht, daß sie zuweilen weinte. Sie packte ein und packte wieder aus. Sie wühlte in Schränken und Kisten herum. Sie war ganz und gar aus dem Gleichgewicht geworfen. Die gestärkte Schürze ward aufs fürchterlichste zerknautscht, ohne daß Sarah ein einziges mal daran dachte, sie wieder zu glätten.

Als am Morgen die Arbeitsglocke läutete und Sarah die letzte Hand an ihr Gepäck legte, öffnete sich die Thür und Victor trat bei ihr ein.

Er war ungewöhnlich bleich und sein verstörtes Aussehen verrieth, daß er die ganze Nacht gewacht hatte.

„Wo hast du ihn einquartiert, Tante?“ fragte er.

„In das gelbe Gastzimmer“, lautete die Antwort.

„Er schläft wol noch?“

„Nun, du hättest wol gewünscht, daß ich ihn aus dem Bette risse und mich mitten in der Nacht mit ihm auf den Weg machte?“

Die Alte machte ein furchtbar grimmiges Gesicht, während sie dies sagte.

„Ich möchte ihn sehen“, antwortete Aberney kurz.

„Nun so öffne die Thür und geh hinein“, sagte Sarah, „halte dich aber nicht lange auf. Ich muß hinunter und die Pferde anspannen lassen, ehe die Leute auf die Arbeit gehen.“

„Du wirst doch nicht wirklich fortgehen, Tante?“

„Nicht wirklich fortgehen? Freilich werde ich das. Ich bin nicht als so wetterwendisch bekannt, daß ich meinen Entschluß so leicht änderte. Nein, mein lieber Neffe. Was ich einmal gesagt habe, das habe ich gesagt.“

„Nun, so warte wenigstens noch einige Minuten, Tante; wir wollen das Gespräch fortsetzen, welches du gestern Nacht anfingst.“

Sarah sah ihren Neffen an und kehrte dann wieder an eins der Kommodenfächer zurück.

Aberney, der aus dieser Bewegung schloß, daß sie seine Rückkehr zu erwarten beabsichtigte, ging wieder hinaus und lenkte seine Schritte nach dem gelben Gastzimmer, dessen Thür er ganz vorsichtig öffnete.

In einem Bette mit leichten, hellfarbigen Gardinen ruhte ein Knabe. Er schlief den tiefen, ruhigen Schlaf, welcher der Jugend so eigen ist.

Aberney schlich sich mit lautlosen Schritten bis an das Bett. Hier blieb er stehen und heftete den Blick auf den Schläfer, der ein ungewöhnlich schöner und blühender Knabe war — mit einem üppigen Reichthum an hellbraunen Locken, welche sich um die hohe, freie Stirn herumringelten.

Die halbgeöffneten Lippen umspielte ein wahrscheinlich vom Traume hervorgerufenes trotziges Lächeln.

Aberney betrachtete ihn eine lange Weile, dann drehte er sich auf dem Absatz herum und verließ das Zimmer mit ebenso lautlosen Tritten, als er eingetreten war. Er ging direct nach Tante Sarah's Thür, öffnete dieselbe und sagte:

„Ich behalte den Knaben in meinem Hause und werde ihn als meinen Sohn adoptiren. Jede Reise ist sonach überflüssig."

Damit ward die Thür wieder zugeschlagen, und Aberney ging, um sich in sein Zimmer einzuschließen.

Tante Sarah, die noch an der Kommode stand, wo ihr Neffe sie verlassen, drehte sich bei seinen Worten herum. Da die Thür aber ebenso schnell, wie sie geöffnet worden, wieder geschlossen ward, so schlug Sarah blos die Hände zusammen und setzte sich ganz verblüfft auf einen Stuhl nieder.

Lange jedoch überließ sie sich ihrer Ueberraschung nicht. Als der erste Eindruck derselben sich gelegt hatte, flüsterte sie in größter Hast ein Dankgebet zu Gott, der sie einen solchen Sieg gewinnen lassen, und begann dann alles wieder auszupacken und die Spuren der beabsichtigten Reise zu vertilgen.

Die Dienstleute sollten natürlich nichts davon erfahren, denn sie hätten es dann weiter ausgeplaudert. Die Alte rührte sich so, daß sie mit allem fertig war, als um sieben Uhr Lise heraufkam, um zu sehen, ob Mamsell Sarah unwohl wäre, da sie sich noch nicht hatte sehen lassen.

Sarah hielt es auch für das Klügste zu sagen, sie sei wirklich ein wenig unpäßlich gewesen.

Den ganzen Vormittag kam Aberney nicht zum Vorschein und niemand wagte es an seine Thür zu

pochen, wenn er sich eingeschlossen hatte. Es war dies ein deutliches Zeichen, daß er allein und ungestört sein wollte.

Der neuangekommene Gast, der junge Tage, frühstückte mit Tante Sarah und machte dann mit ihr einen kleinen Spaziergang durch den Garten.

Zwölftes Kapitel.

Die Mittagsglocke läutete lustig und rief die Dienstleute der Junta von der Arbeit zur Mahlzeit, und auch Aberney öffnete nun seine Thür und trat in das große Zimmer, wo der Tisch gedeckt stand, aber kein Mensch war sichtbar.

Er ging hinaus an die Hausthür und befahl Anders, der im Garten grub, Tage herunterzuholen, wenn derselbe noch im gelben Zimmer wäre.

Einen Augenblick später stand der Knabe vor Aberney.

„Hat Tante Sarah dir gesagt, daß mein Haus hinfort das deine werden soll? Daß du mich von heute an als deinen Vater betrachten sollst?“ fragte Aberney in einem Tone, in welchem etwas Strenges lag.

„Ja, das hat Tante Sarah gesagt“, antwortete der Knabe.

„Gut, dann habe ich weiter nichts hinzuzusetzen.“ Er reichte Tage die Hand. „Ich hoffe, daß wir beiderseitig zufrieden miteinander sein werden.“

Tage ergriff die dargebotene Hand und führte sie an seine Lippen, indem er stammelte:

„So lange ich zurückdenken kann, hat man mich den Namen Aberney lieben gelehrt.“

„Man?“ wiederholte Aberney, sagte aber weiter nichts, sondern winkte Tage, ihm in das Speisezimmer zu folgen, wo das Essen und Tante Sarah sie erwartete.

Sarah hatte eine splitterneugestärkte Schürze um, obschon man jetzt mitten in der Woche war. Sie pflegte gewöhnlich eine Schürze pro Woche zu berechnen. Auch eine neuwaschene Haube umschloß das kleine magere Gesicht, denn die erstere war in der vergangenen unruhigen Nacht ganz ruinirt worden. Sarah hätte nicht geglaubt, in das Himmelreich eintreten zu dürfen, wenn sie nicht in einer steifgestärkten Schürze und einer schneeweißen Haube erschienen wäre. Sie hatte jetzt ihr gewöhnliches Aussehen wiedergewonnen.

Aberney sprach im allgemeinen nicht viel und war diesen Mittag noch schweigsamer als gewöhnlich. Er stellte an Tage einige Fragen in Bezug auf seine Kenntnisse, welche Schule in Helsingfors er besucht u. s. w. Aber er that nicht eine einzige Frage, welche sich auf die Aeltern oder die frühern Lebensschicksale des Knaben bezogen hätte.

Das, was Aberney an seinem Pflegesohn ganz besonders gefiel, war das Offene in seinem Blick, das freie und Ungezwungene in seinen Bewegungen und in seinen Reden. Tage war gegen Tante Sarah und Aberney ganz so, als ob er sie sein ganzes Leben lang gekannt hätte, und gleichwol sah er beide jetzt zum ersten mal.

Nach der Mahlzeit ließ der Professor seine ganzen Leute hereinrufen und sagte zu ihnen, indem er auf Tage zeigte:

„Hier seht ihr meinen Sohn, Tage Aberney.“

Als Tante Sarah und Victor miteinander allein waren, rief die Alte ihn umarmend aus:

„Du bist doch mein guter Junge und hast ein Herz wie ein echter Aberney. Es war schön und großherzig von dir, ihr Kind anzunehmen und ihm deinen Namen zu geben.“

„Liebe Tante, entweder muß man alles thun oder nichts.“

Gegen Abend machte Aberney einen Streifzug hinunter nach der Küste, aber nicht einen von seinen gewöhnlichen, sondern nach einer bestimmten Richtung. Er schlug nämlich sofort den Weg nach der Stelle ein, wo er am Abend vorher das kleine Mädchen getroffen.

Als er den Ort erreichte, fand er, daß sie schon da war. Sie saß auf demselben Stein wie bei ihrer ersten Begegnung, und rief ihm entgegen:

„Das ist hübsch, daß du kommst! Ich fing schon an zu glauben, du würdest dich nicht einfinden. Da hätte ich ganz bestimmt geweint.“

„Du wolltest mich also gern wiedersehen?“

„Ja wohl, sehr gern, sehr gern.“

Sie hüpfte von dem Stein herunter, kam auf Aberney zugesprungen, ergriff ihn bei der Hand und zog ihn nach dem grünen Rasen am Fuße des Hügels.

„Setz' dich hierher und ich will dir erzählen, warum ich betrübt gewesen wäre, wenn du nicht gekommen wärest“, sagte sie.

Aberney warf sich ins Gras nieder. Die Kleine nahm neben ihm Platz, legte ihre gefalteten Hände auf seine Schulter und hob wieder an:

„Als ich gestern Abend wieder nach Hause ging, dachte ich bis ich einschlief daran, daß ich dir heute Abend wieder einige von meinen Liedern vorsingen dürfte. Es war etwas so Neues, daß ich mich förmlich darauf freute.“

„Warum kam es dir denn so angenehm vor?“

„Hm!“ entgegnete Skuldfrid, indem sie das Köpfchen auf die Seite hing und eine Weile nachdachte. „Ich weiß es nicht genau zu sagen, aber du mußt wissen, daß ich außer meiner Mama und Annika und der Frau des Waldhüters noch nie jemand etwas vorgesungen habe als den Vögeln, und die können mich nicht loben. Du

aber kannst es. Ueberdies glaubte ich, daß wir gute Freunde werden könnten. Ich werde dich sehr lieb haben."

Es war Aberney geradezu unmöglich, über Skuldfrid's ungekünstelte Worte nicht zu lächeln. Er versicherte ihr, daß er schon ihr Freund sei. Wer sollte sich nicht zu diesem bezaubernden Naturkinde hingezogen fühlen? Obschon die Freundschaft in ihrem Alter größtentheils etwas schnell Vorübergehendes ist, so hat sie gleichwol etwas so Anziehendes, daß man dadurch gefesselt wird, weil sie ausschließlich eine Frucht der Eingebung des Augenblicks ist. Ueberdies hatte die Kleine etwas so Eigenthümliches, daß sie unbedingt Interesse erwecken mußte, auch wenn sie weniger schön gewesen wäre, als der Fall war.

„Soll ich dir einige finnische Lieder vorsingen?" fragte sie. „Gefällt dir Finnland?"

„Ja wohl, sehr. Es ist ja mein Vaterland."

Mit starker, heller Stimme sang nun die Kleine ein paar Aberney sehr wohl bekannte Lieder. Das eine hatte Edith in ihrer Kindheit gesungen, das andere war eine seiner ersten Compositionen.

Während Skuldfrid sang, schloß Aberney die Augen und wähnte sich in die glücklichen und lächelnden Kinderjahre zurückversetzt, wo Finnland noch schwedisch und Kummer und Schmerz seinem Herzen noch fremd war. Unwillkürlich stahlen sich ein paar Thränen aus den Augen des starken Mannes und rannen ihm langsam die Wangen herab, als er an die erlittenen Verluste dachte.

Skuldfrid, welche die Augen auf ihn geheftet hatte, verstummte sofort, als sie die Thränen auf seinen Wangen erblickte. Bestürzt rief sie aus:

„Wie, du weinst! Hat mein Lied dich betrübt? Und ich glaubte, es würde dir gefallen!"

„Ich weinte über Finnland", antwortete Aberney, „über mein geliebtes, theueres Finnland. Sing' immer zu, Kind, deine Lieder sind mir angenehm."

Skuldfrid sang ihr unterbrochenes Lied zu Ende und dann noch eins dazu.

Aberney streichelte und lobte sie, worüber sie freundlich lächelte, als er sie aber bat, noch eins zu singen, antwortete sie lachend:

„Nein, heute Abend nicht; wir wollen etwas auf morgen aufheben. Jetzt will ich nach Hause gehen.“

Aberney erhob sich mit den Worten:

„Ich werde dich begleiten.“

Skuldfrid legte den Finger auf den Mund und dachte einen Augenblick nach. Dann richtete sie den Kopf empor und antwortete:

„Ja, das kannst du, aber du darfst nicht mit bis an das Haus gehen, denn da könnte Annika dich sehen, und dann dürfte ich künftig gewiß nicht weiter als bis in den Garten gehen.“

„Warum denn?“

„Annika will nicht, daß ich mit andern Nachbarn als Bauersleuten spreche.“

Skuldfrid nahm Aberney bei der Hand und trat mit ihm den Heimweg durch den Wald an.

„Du sprichst fortwährend von Annika und niemals von deiner Mutter; wie kommt das?“

„Meine Mutter ist so gut, so fromm, daß ich zuweilen glaube, sie ist eine Heilige. Ich spreche deshalb nicht gern von ihr, weil — weil — weil ich sie ganz entsetzlich lieb habe und dennoch — dennoch — habe ich auch solche Ehrfurcht vor ihr, daß ich in ihrer Gegenwart fast niemals lache.“

„Du bist vielleicht selten bei deiner Mutter.“

„O nein, lieber Freund, daß ist nicht der Fall. Den ganzen Tag lese, nähe, spiele, schreibe und zeichne ich bei Mama. Nur in den Freistunden bin ich nicht bei ihr. Da springe ich gern ein wenig im Walde herum.“

„Mit wem von den Nachbarn pflegt denn deine Mutter umzugehen?“

„Wie sonderbar du doch sprichst! Wir kennen niemand von den Nachbarn. Mama verläßt das Haus nur, um in die Kirche zu gehen, und da muß ich sie begleiten.“

„Hast du keine Spielkameraden?“

„Ei ja wohl, ich habe eine sehr schöne Katze und viele, viele Tauben.“

Unter solchem Geplauder ward der Weg zurückgelegt, und als man an das Ende des Waldes kam, bat Skuld-frid ihren Begleiter, sie zu verlassen. Sie warf ihm zum Abschied eine Kußhand zu und eilte dann leicht und fröhlich wie eine Gazelle eine krumme Allee hinab, die von dem Waldwege nach dem kleinen Gehöft führte, welches eine unbeschreiblich anmuthige und romantische Lage am Strande eines Binnensees hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Auf Ektorp oder dem Witwenhofe, wie Frau Smidt's kleines Besitzthum von den gemeinen Leuten gewöhnlich genannt ward, wollen wir in aller Eile einen Besuch abstatten und zwar einige Augenblicke vor Skuldfrid's Heimkunft.

Das Haus selbst stand zwischen einem mit großen Bäumen bepflanzten Hofe und einem Garten, welcher bis an den Binnensee reichte und von einem ungewöhnlich hohen Zaune eingeschlossen ward. Ringsherum war es von einem hohen und ernsten Tannenwalde umgeben.

Der am Binnenseestrande gelegene Garten war ausgezeichnet gut gepflegt und mit kleinen Lauben und einem kleinen Lusthause versehen.

Dieses letztere war während des Sommers Frau Smidt's Lieblingsplatz. Hier saß sie während des Vormittags mit ihrer kleinen Tochter und unterrichtete sie. Des Nachmittags, wenn das muntere Kind seine Freiheit genoß und seine Ausflüge machte, verweilte Frau Smidt hier allein, arbeitete, weinte und schaute düster hinaus ins Weite. Ganze Tage brachte sie in diesem Lusthause zu, ohne von ihrer gewohnten Tagesordnung abzuweichen.

Frau Smidt wohnte seit sechs Jahren auf Ektorp. Die landwirthschaftlichen Arbeiten des Besitzthums wurden von einem Verwalter geleitet, und Jungfer Annika war die Vorsteherin des Hauswesens.

Der Ertrag des Guts war ein kärglicher und Frau Smidt's Einkünfte daher beschränkt, was der Grund war, daß in dem Hause der Witwe große Sparsamkeit herrschte. Sie selbst arbeitete zu Zeiten sehr fleißig. Was sie da machte, war ein Geheimniß, welches nur ihr und Annika bekannt war, dann aber kamen wieder andere Zeiten, wo sie in Schwermuth versank und nichts weiter machte als mit Skuldfrid las. Dazwischen wanderte sie in ihrem Zimmer oder in dem großen Gange des Gartens auf und ab, als ob sie von innerlicher Angst gejagt würde.

An dem fraglichen Abend saß sie im Lusthause emsig mit einer Stickerei beschäftigt. Sie war ganz schwarz gekleidet und trug auf dem Kopfe eine schwarze Haube, die ein bleiches Antlitz und silberweißes Haar umschloß.

Sie schien ungefähr vierzig Jahre alt zu sein, diese Frau, deren Haupt der Kummer, aber nicht die Jahre schon mit dem Schnee des Alters bedeckt hatten.

Alles um sie her war still und ruhig. Der einzige Laut, der sich hören ließ, war das Anschlagen der Woge an den Strand und der Gesang der Vögel auf den Zweigen.

Plötzlich ließ sich eine gellende weibliche Stimme in vollem Zanke mit einer muntern Kinderstimme vernehmen.

„Das sage ich dir, Skuldfrid, diesmal klage ich es bestimmt der Mama", kreischte die gellende Stimme.

„Das sollst du wol bleiben lassen, ich kann ihr alles selbst sagen", antwortete die Kinderstimme.

Frau Smidt richtete den Kopf empor und erblickte Skuldfrid, welche den breiten Gang herauf- und auf das Lusthaus zugesprungen kam, dessen Glasthür offen stand.

Als die Kleine näher kam, fing sie an langsamer zu gehen, und als sie die Thür erreicht hatte, trat sie ganz sittsam und anständig bei der Mutter ein. Sie ergriff dieselbe bei der Hand und küßte diese, indem sie sagte:

„Guten Abend, liebe Mama."

In demselben Augenblick drehte sie den Kopf herum und sah Annika keuchend den Gang heraufkommen und die Richtung ebenfalls nach dem Lusthause nehmen. Bei diesem Anblick beeilte Skuldfrid sich, hinzuzusetzen, ehe noch Frau Smidt eine Frage gethan:

„Mama, Annika will mich anklagen, und ich will selbst sagen, was ich gethan habe."

„Das wünsche ich auch, mein Kind", antwortete die Mutter und ein liebevolles Lächeln verklärte die düstern Züge.

„Nun siehst du — ich —"

„Skuldfrid läuft bei den Nachbarn herum", unterbrach sie Annika, welche in diesem Augenblick in das Lusthaus eintrat.

„Laß Skuldfrid selbst sprechen", sagte Frau Smidt. „Du weißt", fuhr sie dann zu ihrer Tochter gewendet fort, „daß ich es nicht gern sehe, wenn du zu den Nachbarn gehst — warum thust du es da?"

„Mama, ich bin bei keinem Nachbar gewesen", antwortete das Mädchen. „Mein ganzer Fehler besteht darin, daß ich gestern an der östlichen Landspitze meinen Freund, den Besitzer von Junta, traf. Ich saß auf der Anhöhe und sang. Er rief mir zu, herunterzukommen, was ich auch that, und so wurden wir ganz gute Freunde. Ich bat ihn, heute wiederzukommen, und versprach ihm etwas vorzusingen, und er kam auch. Er hat nun versprochen, mich lieb zu haben und wir würden einander oft treffen. Annika, welche sah, daß er mich begleitete, sagt, ich hätte etwas Unrechtes gethan, du würdest sehr bös auf mich sein, Mama, aber das glaube ich nicht."

Skuldfrid faßte, indem sie dies sagte, ihre Mutter bei der Hand und setzte hinzu:

„Liebe Mama, laß mich nicht von Annika hier in den Garten einsperren, sondern laß mich des Abends fortgehen und meinem Freunde meine Lieder vorsingen. Ich will dann auch den Tag über desto fleißiger sein.“

„Wie heißt denn dein Freund?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber ich weiß es“, murmelte Annika, obschon so leise, daß weder die Mutter noch die Tochter hörte, was sie sagte.

Frau Smidt schwieg einige Augenblicke, dann klopfte sie die Kleine auf den Kopf und sagte ganz freundlich:

„Du hast so wenig Freude, mein armes Kind, daß ich dir die, welche du jetzt hast, nicht wehren will. Geh nur und singe deinem neuen Freunde deine Lieder vor.“

„Nein, Frau Smidt, das darf Skuldfrid nicht!“ fiel Annika ein.

„Und warum nicht?“ fragte Frau Smidt und sah ihre alte Dienerin verwundert an.

„Der Besitzer der Junta heißt Victor Aberney.“

Ein Schauer durchrieselte die Mutter. Sie saß eine lange Weile unbeweglich da, dann erhob sie sich, küßte Skuldfrid auf die Stirn und verließ das Gartenhaus.

Skuldfrid sah sie forschend an, da sie aber äußerlich ruhig erschien, so ahnte das Kind nicht, welche innere Aufregung sich hinter dieser Ruhe barg.

Mit jener glücklichen Sorglosigkeit, welche eine Eigenschaft des Kindesalters ist, legte Skuldfrid weiter kein Gewicht darauf, daß ihre Mutter das Gartenhaus so schnell verließ. Sie war an die Eigenthümlichkeiten ihrer Gemüthsart zu sehr gewöhnt, als daß sie hätte bedenken sollen, der Name ihres Freundes könne die Ursache dieser plötzlichen Entfernung sein.

Als Skuldfrid mit Annika, welche der Fortgehenden

ganz bekümmert nachsah, allein war, sagte sie mit kindischem Uebermuth:

„Nun, Annika, was hast du denn nun von deiner Klatscherei? Hat Mama mich ausgescholten? Hat sie mir verboten an den Strand zu gehen und meinen Freund zu treffen?"

„Still, liebes Kind; du ahnst nicht, welchen Schmerz dein Unverstand in der armen Mutter erweckt hat", antwortete Annika und verließ Skuldfrid.

„Na, nun ist die Alte bös", dachte die Kleine und hüpfte lustig singend davon, um ihre Blumen zu begießen und ihre Tauben zu füttern, was ihre gewöhnliche Abendbeschäftigung war.

Vierzehntes Kapitel.

Ganz zeitig am nächstfolgenden Morgen sah man Frau Smidt unruhig in einem der entferntesten Gänge des Gartens auf- und abwandern. Ihr Antlitz war so düster, daß es schien, als müßte man in jedem Zuge eine hoffnungslose Verzweiflung lesen, welche ihr die Krallen ins Herz geschlagen und es ohne Erbarmen zerfleischte. Sie drückte die krampfhaft gefalteten Hände an ihre Brust, wie um den Schmerz innerhalb dieser verschwiegenen Wände zu behalten, damit kein klagender Laut sich über die bleichen Lippen Bahn bräche.

Das aschenbleiche Gesicht, die rothen, von der durchwachten Nacht ermatteten Augen verriethen Qualen, welche Schlaf und Ruhe von ihrem Lager hinweggescheucht hatten.

Annika stand eine lange Weile unter der geöffneten Thür des großen Parterrezimmers, welche auf die Terrasse hinausführte, und betrachtete die unruhige Wandererin. Endlich, nachdem sie einen tiefen Seufzer gethan und gemurmelt: „Das arme Kind, wann wird wol ihr Kummer sich mindern!“ ging sie die Terrasse und den Gang hinunter, wo Frau Smidt mit wankenden Schritten auf- und abwandelte.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Nun, wie ist es denn heute?“ fragte Annika im Tone einer um ihr Kind besorgten Mutter.

„Ach, du bist es, Annika!“ entgegnete Frau Smidt, indem sie stehen blieb und einen fragenden Blick auf die Dienerin warf.

„Kommen Sie nun ins Zimmer herein, ich habe warmen Kaffee bereitet. Es ist soeben erst fünf Uhr und daher im ganzen Hause noch niemand auf als wir zwei.“

Annika ergriff Frau Smidt bei der Hand und setzte hinzu:

„Thun Sie mir den Willen und trinken Sie ein wenig Kaffee. Nach einer schlaflosen, unter freiem Himmel zugebrachten Nacht ist das ganz gewiß nöthig. Denken Sie an die kleine Skuldfrid und seien Sie besorgt um ihre Mama.“

Annika's runzeliges Gesicht gab so viel Zärtlichkeit zu erkennen, daß der Anblick desselben dem Herzen nicht anders als wohlthun konnte. Es glitt daher auch etwas, was einem freundlichen Lächeln glich, über Frau Smidt's Züge und sie lenkte ihre Schritte schweigend nach dem Zimmer.

Als sie hier eine Tasse Kaffee getrunken, welche von Annika mit großem Vergnügen servirt ward, saß sie eine Weile in Gedanken vertieft. Dann wendete sie sich zu ihrer Dienerin und sagte:

„Ist Victor Aberney wirklich mein nächster Nachbar?“

„Ja, und deshalb schalt ich Skuldfrid aus, daß sie mit ihm gesprochen hatte. Ich wußte ja, daß —“

„Daß ich ihm sorgfältig ausweiche, willst du sagen. Das ist wahr und so muß es auch ewig bleiben. Er und ich, wir dürfen nicht zusammentreffen, indessen, mit Skuldfrid ist das etwas ganz anderes. Sie ist frei von aller Schuld, und wie gut wäre es, wenn sie in Victor einen Freund und für die Zukunft vielleicht eine Stütze fände.“

„Aber Victor's Gesinnung ist nicht freundlich.“

„Gegen mich allerdings nicht, aber es sind seitdem ganze zehn Jahre verflossen — gleichviel, er kennt Skuldfrid's Mutter nicht und er soll sie auch niemals kennen lernen. Möge seine Theilnahme sich blos dem Kinde zuwenden, welches ihm das Schicksal in den Weg geführt hat. Ueberdies, Annika, habe ich wol das Recht, Skuldfrid ganz und gar von andern Menschen abzusondern?"

„Das will ich nicht sagen, aber dennoch glaube ich, daß sie am glücklichsten ist, solange sie von der Welt getrennt lebt."

„So habe ich auch gedacht, aber alles hat eine Grenze, und wenn sie deshalb etwas wünscht, was ihr einsames Leben angenehm machen kann, so will ich, daß sie es bekomme. Was ist wol der Zweck meines Daseins? Kein anderer als für ihr Glück zu leben, sodaß sie nur den Sonnenschein des Lebens zu sehen bekomme, ohne eine Ahnung davon, daß es auch eine Nachtseite hat. Lege daher nicht die Hand an meinen kleinen Sommervogel. Mag er in Wäldern und Thälern umherflattern und von allem kosten, was ihm Freude macht."

Man hörte jetzt eine muntere Stimme, welche eine lustige Melodie sang, und leichte Tritte auf der Treppe, die aus dem obern Stockwerk herunterführte.

Im nächsten Augenblick öffnete sich die Thür und Skuldfrid hüpfte blühend und lächelnd wie der klare Frühlingsmorgen in das Zimmer.

Bei Frau Smidt's Anblick nahm ihr Gang einen gesetztern Charakter an und sie näherte sich ihr mit jenem Ausdruck von Ehrerbietung, von dem ihr Benehmen gegen ihre Mutter stets durchdrungen war.

An diesem Tage war sie beim Unterricht fleißiger als gewöhnlich. Mutter und Tochter arbeiteten emsig bis die Mittagsglocke läutete. Mit einem: „Nun ist es gut für heute", klappte Skuldfrid ihr Buch zu und küßte der Mutter die Hand, worauf sie aus dem Gartenhause in das große Zimmer eilte, um Annika beim Tischdecken zu

helfen, was sie stets that, wenn sie der Alten Anlaß zum Aerger gegeben zu haben glaubte.

Skuldfrid war ganz Dienstfertigkeit und Freundlichkeit, und Annika konnte nicht umhin, ihr zum Lohn dafür ein wenig Sahne mit Eingemachtem zu kosten zu geben.

Nach der Mahlzeit nahm Skuldfrid ihren Hut, warf Annika einen schalkhaften und ihrer Mutter einen fragenden Blick zu, während sie sagte:

„Nun gehe ich zu meinen Tauben und dann an den Strand, um meinen Freund zu treffen.“

Annika runzelte die Stirn, Frau Smidt aber neigte zustimmend den Kopf, und in der nächsten Minute war der Vogel aus dem Bauer.

Aberney hatte sich an diesem Tage zuerst auf dem Platze eingefunden, sodaß Skuldfrid ihn am Fuße der Anhöhe liegend fand. Als er die Kleine erblickte, streckte er ihr die Hand entgegen und sagte:

„Komm, setz' dich zu mir und erzähle mir etwas von deinen Aeltern und dir selbst. Ich habe seit gestern sehr viel an dich gedacht.“

„Ich an dich auch“, fiel Skuldfrid ein und setzte sich neben ihn, indem sie erzählte, wie ungehalten Annika darüber gewesen sei, daß sie Skuldfrid mit Aberney gesehen habe.

Nachdem sie mit dieser Erzählung fertig war, fragte der Professor:

„Was ist denn dein Vater gewesen?“

„Mein Vater ist todt und man darf niemals von ihm sprechen. Ich bin noch sehr klein gewesen, als er starb, so sagt Annika, aber ich kann mich nicht erinnern, daß sie jemals gesagt hätte, was er gewesen ist. Ich werde sie fragen.“

„Bist du hier in diesem Orte geboren?“

„O nein, denn ich entsinne mich ganz deutlich, daß ich an einem Ort gewesen bin, wo es viele, viele große Häuser, viele Leute und viele Wagen und andere Fuhr-

werke gab, und wo alle Leute eine andere Sprache redeten als wir; es war aber nicht deutsch und auch nicht französisch."

„Hat man dir niemals gesagt, was dies für ein Ort war?"

„Nein. Als ich Annika darum fragte, antwortete sie: «An diese Zeit darfst du nie denken, sondern mußt sie vergessen, sonst machst du deine Mama traurig», und dies ist etwas, was ich stets zu vermeiden suche."

„Wie alt warst du, als du jenen Ort verließest? Weißt du das?"

„Vier Jahre, denn jetzt bin ich elf Jahre und wir wohnen nun seit sieben Jahren in Ektorp. Ich weiß noch recht wohl, wie wir aus der großen Stadt abreisten, wo ich sehr wenig ausgehen durfte. Wir fuhren über breite Straßen und Plätze, wo schöne Kirchen und Bildsäulen standen. Dann kamen wir an andere Orte, die auch Städte sein mußten, aber sie waren klein, und so kamen wir endlich eines Abends hierher. Seitdem bin ich nirgends anders gewesen als hier, mit Ausnahme der drei male des Jahres, wo wir in die Kirche fahren."

„Nun, möchtest du wieder einmal in die große, schöne Stadt?"

„Nein, das möchte ich nicht. Dort durfte ich nur selten ausgehen und niemals ohne daß Annika mich begleitete. Hier dagegen darf ich im Walde herumspringen, auf dem See herumrudern und frei und fröhlich sein. Meinst du nicht auch, daß das Leben ganz schön ist?"

Aberney lächelte, und anstatt die Frage zu beantworten, bat er die Kleine, das erste von den Liedern zu singen, welche sie am Tage vorher gesungen.

„Und warum denn gerade das?" fragte Skuldfrid.

„Das sollst du dann erfahren."

Als das Lied zu Ende war, sagte Aberney:

„Nun, weißt du, wer die Musik zu diesem Liede gemacht hat?"

„Nein.“

„Ich habe sie gemacht.“

„Du!“ rief die Kleine und schlang hoch erfreut ihm die Arme um den Hals, während sie ihre Ueberraschung und Bewunderung in den ungekünsteltsten und aufrichtigsten, von kindischen Liebkosungen begleiteten Worten aussprach.

Auch diesen Abend begleitete Aberney sie ein Stück auf dem Heimwege. Das originelle Kind hatte den gelehrten Mann förmlich gefesselt, und am nächstfolgenden Tage erhielt Frau Smidt von ihm einen Brief folgenden Inhalts:

„Geehrte Frau!

„Obschon Ihnen gänzlich unbekannt, nehme ich mir gleichwol die Freiheit, Ihnen schriftlich meine Aufwartung zu machen. Sie haben eine kleine Tochter, ein ungewöhnliches und reichbegabtes Kind. Der Zufall hat sie und mich zusammengeführt. Sie wissen bereits wie. Ich dagegen weiß, daß Sie niemals Besuche annehmen und daß Sie auch nie dergleichen machen. Wohlan, ich respectire Ihre Einsamkeit und will dieselbe nicht dadurch stören, daß ich Ihnen einen Besuch aufzwinge. Andererseits aber interessirt mich Ihre Tochter zu sehr, als daß ich mich enthalten könnte, Ihnen einen Vorschlag zu machen; nämlich, daß mir erlaubt würde, mit Ihnen die Mühe ihres Unterrichts zu theilen und daß Sie mir die Freude gönnen, den ungewöhnlichen Verstand und die musikalischen Talente Ihres Töchterchens ausbilden zu dürfen. Ich glaube in beiden Fällen Ihrer Tochter von nicht geringem Nutzen sein zu können. Ich habe selbst einen Sohn, der Ihrer Tochter Schulkamerad und in den freien Stunden ihr Spielgenosse sein würde. Skuldfrid steht jetzt in dem Alter, wo sie eine Gesellschaft bedarf, die ihre kindischen Freuden theilen und mit welcher sie von ihren Spielen plaudern kann. Wir ältern Leute können für ein so junges Gemüth nicht das sein, was

eins von gleichem Alter ist, und deshalb glaube ich, daß der Umgang mit meinem Sohne für sie sowol nützlich als erheiternd sein wird. Genug, ich wünsche den Theil ihres Unterrichts zu übernehmen, welchen man unter der Benennung allgemeine Bildung zu begreifen pflegt, sowie außerdem auch ganz die Leitung ihrer musikalischen Studien.

„Sie wundern sich vielleicht über meinen Vorschlag, aber ich werde denselben dadurch motiviren, daß ich Ihnen sage, wer ich bin.

„Ich bin, was man einen Gelehrten nennt, mit allen Eigenschaften eines Bücherwurms behaftet — das heißt geschworener Feind des Gesellschaftslebens, Freund der Einsamkeit und meiner Bücher, überdies aber auch ein Freund alles Ungewöhnlichen und deshalb auch Ihrer Tochter. Meine alte Tante führt mein Hauswesen. Nehmen Sie meinen Vorschlag an, so soll ein Wagen jeden Nachmittag Skuldfrid abholen und nach Junta bringen. Ich erwarte Ihre Antwort.

„Mit Achtung

Victor Aberney."

Der Bote brachte folgende Antwort von Frau Smidt zurück:

„Mit Dankbarkeit wird der Vorschlag angenommen von

Skuldfrid's Mutter."

Schon am nächstfolgenden Nachmittag hielt ein kleiner Wagen an dem Gitterthore von Ektorp. Einige Minuten darauf saß Skuldfrid munter und lächelnd neben Anders, der den Pferden einen Hieb gab, worauf es fortging.

„Mein Gott, was für Ideen doch dieser Mensch hat!" murmelte Tante Sarah, als Anders mit dem Wagen fortfuhr, Skuldfrid zu holen. „Was will er nur mit den Kindern hier anfangen? Und wie schwer war

er erst dahin zu bringen, nur den Knaben herzunehmen!"

Tante Sarah fühlte sich sehr zu Skuldfrid's Ungunsten eingenommen, und als der Wagen wiederkam und das Mädchen aus demselben heraushüpfte, wollte Sarah in ihr Zimmer hinaufgehen, ohne die Kleine zu begrüßen. Skuldfrid aber, welche sich auf dergleichen Spitzfindigkeiten nicht verstand, sprang ihr schnell nach und sah so herzensgut und zutraulich aus, als sie der Alten ihr Compliment machte, daß das Gesicht dieser sich sogleich verklärte. Sie empfing die Kleine daher mit freundlichem Lächeln.

An der Thür des großen Zimmers stand Aberney. Sobald Skuldfrid ihn erblickte, eilte sie auf ihn zu und ergriff ihn bei der Hand, welche sie mit großer Lebhaftigkeit küßte.

Der junge Tage hatte sich an eins der Zimmerfenster gesetzt und betrachtete die Neuangekommene mit neugierigen Blicken, während er dachte:

„Sie springt ja als wenn sie ein Junge wäre. Es wird vielleicht ganz angenehm, sie zum Kameraden zu haben."

Und angenehm ward es auch wirklich, denn binnen weniger als einer halben Stunde waren die elfjährige Skuldfrid und der vierzehnjährige Tage die besten Freunde von der Welt.

Tage war von den Kindern der sogenannten bessern Stände das erste von gleichen Jahren, mit welchem Skuldfrid in Berührung kam. Bisjetzt hatte sie blos die der Landleute kennen gelernt und mit diesen niemals auf vertrautem Fuß gestanden.

Funfzehntes Kapitel.

Wir müssen jetzt die Bewohner von Junta und Ekstorp auf einige Augenblicke verlassen, um in der Zeit ein Stück zurückzugehen und von Ereignissen zu sprechen, welche mehrere Jahrzehnde vor unserer Erzählung stattgefunden hatten.

Nach der Revolution von 1778 gab es in Schweden einen der Partei der „Mützen" angehörigen Edelmann, der aus Verdruß über die Umwälzung, welche stattgefunden, sein Vaterland verließ und sich nach Rußland begab.

Hier trat er unter dem angenommenen Namen Canitz in Kriegsdienste. Einige Jahre vor der Revolution hatte er sich mit einem reichen finnischen Mädchen von adelicher Abkunft vermählt und mit ihr bedeutende Besitzungen in Finnland bekommen. Als er sein Vaterland verließ, hatte er sonach eine Frau und zwei Söhne.

Seine Gattin erlag jedoch dem Kummer, ihren Gatten im Dienste von Schwedens uraltem Feinde zu sehen. Sie starb kurz darauf in Finnland auf ihrer Besitzung Kronobro.

Nach dem Tode der Mutter ließ er seine Söhne nach

Rußland holen und erzog sie dort, damit sie einmal Unterthanen dieses Landes würden.

Im Kriege von 1788 standen Canitz und sein Sohn in den russischen Reihen gegen ihre Landsleute und wurden für die Tapferkeit belohnt, wodurch sie sich auszeichneten.

Kurz nach dem Frieden von 1789 starb Canitz. Sein ältester Sohn, damals Kapitän bei einem russischen Regiment, vermählte sich das Jahr darauf mit einer reichen, vornehmen Russin. Ein widriges Geschick wollte, daß diese Ehe nach Verlauf von mehreren Jahren immer noch kinderlos war. Es sah wirklich aus, als ob die neuen Freiherren Canitz mit den zwei Söhnen des zum Verräther an seinem Vaterlande gewordenen Vaters aussterben sollten, denn der jüngste war unvermählt geblieben und hielt sich fortwährend im Auslande auf. Er hatte die diplomatische Laufbahn gewählt.

An dem Kriege von 1808 nahm der ältere Canitz abermals theil und stand wieder mit gewaffneter Hand seinen Landsleuten gegenüber. Sein Name war ein Schrecken und ein Abscheu für das finnische Volk geworden, denn man hatte gehört, daß er von Geburt ein Schwede war.

Beim Friedensschluß ward er zum General ernannt und ward Vater eines Sohnes, den seine Gattin ihm kurz darauf schenkte. Der Mutter aber kostete dieses Geschenk das Leben.

Ein Jahr nach ihrem Tode erhielt General Canitz einen militärischen Posten in Finnland, und nun erst trat er in den Besitz des Landguts seiner Mutter, Kronobro.

Er fand es im höchsten Grade schlecht unterhalten und ganz verfallen. Mit den Mitteln jedoch, die er jetzt besaß, ward es ihm leicht, den alten Herrensitz wieder in Stand zu setzen. Das Hofgebäude ward niedergerissen und auf dem Grunde desselben ein stattlicher Palast aufgeführt. Der frühere Verwalter ward verabschiedet und

ein deutscher verschrieben, welcher die Oekonomie besser einrichten und emporbringen sollte.

Genug, binnen wenigen Jahren war Kronobro eins der schönsten Landgüter im ganzen Bezirk, besonders da der General fortwährend mehr und mehr Grundstücke dazukaufte und auf diese Weise es vergrößerte.

Lothard Konstantin, der kleine Sohn des Generals, war mit nach Finnland genommen worden und ward während der Jahre, welche sein Vater hier verlebte, zu Hause von einem alten Deutschen aus guter Familie erzogen. Als der Erbe des fürstlichen Vermögens sieben Jahre alt war, ward er in eine deutsche Lehranstalt geschickt, wohin ihn ein junger Pole als Gouverneur begleitete.

Was aus dem jüngern Bruder des Generals geworden war, hatte man nicht erfahren. Er war wie verschwunden und das ganze Auftreten des Generals in Kronobro gab zu erkennen, das er sich als den alleinigen Besitzer des mütterlichen Erbes betrachtete.

Unter den wenigen, welche beide Brüder in ihren Kinderjahren gekannt, als die Aeltern noch in Finnland gewohnt, gab es keinen, der sich veranlaßt gefühlt hätte, sich dem Manne zu nähern, der gegen seine Landsleute gekämpft, und auf diese Weise blieb der General mit allen Fragen in Bezug auf seinen Bruder verschont.

Der düstere, stolze und strenge Krieger war seinerseits ebenfalls nicht geneigt, die Bekanntschaft mit den Personen zu erneuern, die er in seinen Jünglingsjahren gekannt, sondern legte gegen alles, was Finne oder Schwede hieß, einen eiskalten Hochmuth an den Tag. In allem, wobei die Sympathien in Frage kommen, Russe geworden, hegte er einen sichtbaren Widerwillen gegen alles, was ihn an Schweden erinnerte. Es ist möglich, daß ihn in seinen Erinnerungen eine Stimme in seinem Innern wegen des Bösen anklagte, welches er seinem Vaterlande hatte zufügen helfen. Ganz gewiß schrie das

Blut der Brüder, welches er vergossen, jedesmal, wo er mit Landsleuten zusammentraf, um Rache, und deshalb wich er aller Berührung mit ihnen aus.

Zehn Jahre waren vergangen, seitdem der General von seinem Posten in Finnland abgerufen worden. Während der Zeit war er ein paar mal in Kronobro gewesen, aber nur auf ganz kurze Zeit, doch schickte er jedes Jahr seinen Intendanten herüber, um die Rechnungen prüfen und darauf sehen zu lassen, daß die Besitzung mit Umsicht gepflegt würde.

In demselben Jahre, wo Aberney nach Junta zog, hatte der Verwalter von Kronobro schon im Monat April Befehl erhalten, alles in Ordnung bringen und mit der größten Pracht einrichten zu lassen, denn der General und sein Sohn beabsichtigten mit einer großen Anzahl Gäste während des Sommers hierher zu kommen und längere Zeit zu verweilen.

Die große Etage, sämmtliche Gastzimmer und die Zimmer des jungen Barons erhielten neue Möbel und wurden mit fabelhafter Pracht eingerichtet. Die ganze Umgegend und die Nachbarn, von den Bewohnern der kleinsten Hütten an, wußten von den prächtigen Gegenständen zu erzählen, welche nach Kronobro geschafft worden.

Ektorps und Juntas Bewohner waren gleichwol die einzigen, die nicht davon sprachen, obschon die erstere Besitzung nur fünfviertel Meile und die letztere nur eine Meile von Kronobro entfernt lag.

Der Grund hiervon war sicherlich nicht der, daß man in Unbekanntschaft mit diesen Merkwürdigkeiten gelebt hätte, sondern ganz einfach der, daß alles Neue, was man darüber erzählte, dem Verwalter und von diesem Annika anvertraut ward, welche letztere es aber bei sich behielt, ohne Skuldfrid oder Frau Smidt etwas davon mitzutheilen.

Ebenso war es mit Tante Sarah. Diese interessirte

sich sehr dafür, allerhand Neuigkeiten zu hören, aber ihrem Neffen erzählte sie nichts davon, denn sie wußte, daß er alles dergleichen Geschwätz verabscheute.

Die Folge hiervon war, daß die Hauptpersonen der beiden Häuser in vollkommener Unbekanntschaft mit dem lebten, was dem ganzen Kirchspiel Stoff zur Unterhaltung bot.

Am Abend vor dem Johannistage kamen der General, sein Sohn und eine große Anzahl Gäste in Kronobro an. Das so lange verlassene Besitzthum wimmelte von Menschen. Schöne Damen, stattliche Cavaliere in glänzenden Uniformen und besternte Greise erfüllten die Zimmer. Die Rückkunft des jungen Erben aus der deutschen Lehranstalt ward mit allen möglichen Lustbarkeiten gefeiert.

Lothard Konstantin Canitz war damals ein Jüngling von siebzehn Jahren, mit einem feinen, intelligenten, bleichen und ungewöhnlichen Gesicht. Ein übermüthiges Lächeln und ein Ausdruck höhnischer Verachtung entstellte jedoch die an und für sich regelmäßigen Züge. Es war als ob ganz frühzeitig erwachte Leidenschaften in einem durchaus nicht harmonischen Kampf mit den edlern Trieben seines Herzens gerathen wären und in seinem Innern ein Chaos hervorgerufen hätten, aus welchem nur der Stolz auf sich selbst und die Verachtung gegen andere recht deutlich hervortraten.

Er war lang und schmächtig mit einer beinahe kränklichen Körperhaltung, die nicht recht wohl mit dem Feuer in seinem Auge oder der raschen Lebhaftigkeit in seinen Bewegungen übereinstimmte.

Wenn man diesen Jüngling sah, fragte man sich unwillkürlich, ob es ein körperliches oder ein moralisches Leiden sei, welches vor der Zeit die Wangen gebleicht und den Körper gebeugt, sodaß die erstern die Frische der Jugend und der letztere seine Spannkraft verloren hatten.

Konstantin hatte seit seinem siebenten Jahre seinen

Vater nicht gesehen. Sechs Wochen vor ihrer Ankunft in Kronobro umarmte der General seinen Sohn nach einer so langen Trennung. Vielleicht war es dies, was den Vater für Konstantin fremd gemacht und die Kälte hervorrief, womit er ihm bei ihrer ersten Zusammenkunft entgegenging.

Mochte dem jedoch sein wie ihm wollte, so stand doch so viel fest, daß er einen vollkommenen Mangel an kindlicher Zuneigung zeigte und die Zärtlichkeit des Vaters durch einen in die Augen fallenden Kaltsinn erwiderte.

Bei ihrer Unterredung gleich nach Konstantin's Ankunft in Petersburg äußerte der General den Wunsch, daß sein Sohn in die Militärschule treten und sich zum Seeoffizier bilden möchte.

Hierauf antwortete Konstantin:

„O ja, warum nicht? Es ist ja einerlei, was ich werde. Für einen Russen paßt das Handwerk eines Henkers am besten.“

„Aber, mein Sohn, du darfst nicht vergessen —“

„Daß ich in diesem verwünschten Lande vorsichtig sein muß“, fiel Konstantin hohnlächelnd ein. „Sei unbesorgt, lieber Vater; ich werde es nicht vergessen.“

Der General runzelte die Stirn, ohne etwas zu dem Sohne zu sagen, ließ aber dagegen seinen Gouverneur, Doctor Wagner, rufen. Mit scharfen Worten machte der General dem Doctor Vorwürfe über die falsche Richtung, welche die Denkweise des Sohnes erhalten zu haben schien.

„Ich trug Ihnen auf, seine Erziehung so zu leiten, daß er dadurch zu einem gesetzten Jüngling und einem guten russischen Edelmann ausgebildet würde; zu meinem Erstaunen aber finde ich, daß er weder in der einen noch in der andern Beziehung meiner Erwartung entspricht. Sollte Ihr polnisches Blut Sie verleitet haben, meinen

Instructionen entgegenzuhandeln? In diesem Falle könnte es leicht geschehen, daß —"

„Herr General", fiel Wagner mit einschmeichelndem Lächeln ein, „ich habe gewissenhaft meine Pflicht als Gouverneur zu erfüllen gesucht, aber Baron Konstantin ist wie ein junger Löwe; er läßt sich nicht so leicht zähmen und geht in entgegengesetzter Richtung zu der, in welcher man ihn führen will. Dennoch aber ist er sehr klug und wird sich niemals compromittiren."

„Gut, wir werden sehen. Auf Ihnen ruht die Verantwortung."

An demselben Tage abends befand sich der Doctor bei seinem Schüler, welcher in der für ihn besonders eingerichteten Etage in einem äußerst prachtvollen Cabinet ausgestreckt auf dem Sofa lag.

„Also der Alte hat Ihnen einen Wischer gegeben, mein lieber Doctor?" sagte der junge Mann, „und darüber haben Sie sich so beunruhigt, daß Sie vor Schrecken mich nicht auf meiner Jagd nach Abenteuern begleiten wollen? Ach, lassen Sie ihn doch brummen! Ich schwöre Ihnen, daß, möge auch geschehen, was da wolle, Ihnen niemals etwas Schlimmes widerfahren soll! Fort daher mit allen Bedenklichkeiten und lassen Sie uns versuchen, ob dieses verhaßte Petersburg nicht auch Würfel, Weiber und Wein bieten kann."

„Lieber Baron, wir sind nicht mehr in Heidelberg, und deshalb sage ich bestimmt: Hier werden keine Thorheiten begangen."

„Nicht! Und wenn ich sie nun auf eigene Faust, ohne Gesellschaft begehe, wer soll mich daran hindern?"

„Ich!"

„Auf welche Weise denn?" rief Konstantin aufspringend.

„Ich würde mich dann gezwungen sehen, dem General zu sagen, daß ich schwach genug gewesen bin, um seinen Instructionen entgegenzuhandeln, und daß ich, an=

statt Sie zu einem russischen Unterthanen auszubilden, Sie zu einem freisinnigen Mann erzogen habe. Ja, ich würde dann gestehen, daß ich seinen Willen vollkommen übertreten und Ihnen trotz seines Verbots gestattet habe, die schwedische Sprache zu erlernen."

„Nun, und was würde es mir schaden, wenn Sie ihm dies alles sagten?"

„Nicht viel; mich aber würde er nach Sibirien schicken lassen."

„O, Wagner, Sie haben eine entsetzliche Art und Weise, mich zu besiegen!"

Konstantin warf sich wieder auf das Sofa. In diesem Augenblick hatten die Züge des Jünglings einen wahrhaft edeln Ausdruck.

Sechzehntes Kapitel.

Einen ganzen Monat hatte die vornehme Gesellschaft auf Kronobro zugebracht, als Skuldfrid und Tage an einem schönen Juniabend Junta verließen. Letzterer wollte seine Spielgenossin nach Hause begleiten, was zur Tagesordnung gehörte.

Durch den großen, hohen Tannenwald, der zwischen Junta und Ektorp lag, führte ein schöner Weg. Wenn man diesen ging, hatte man nicht viel über eine Viertelmeile von Aberney's Haus bis zu dem der Witwe. Wenn die beiden Kinder den Rückweg bis zur Hälfte zurückgelegt hatten, pflegten sie sich niederzusetzen und auszuruhen, wobei sie über das und jenes plauderten, wenn nicht Skuldfrid es vorzog, Tage etwas vorzusingen.

Der eben erwähnte Abend war ungewöhnlich warm und still. Sie setzten sich unter eine alte, hohe Tanne, die sie mit ihren Aesten überschattete.

„Bist du jemals in Kronobro gewesen?" fragte Tage.

„Nein, und du kannst auch überzeugt sein, daß ich nicht die Absicht habe, hinzugehen", antwortete Skuldfrid mit der niedlichsten schnippischen Miene von der Welt.

„Warum denn nicht? Ich gedenke mir bei der ersten Gelegenheit diesen stattlichen Herrensitz anzusehen. Du mußt wissen, Anders erzählte, die Zimmer wären mit Stühlen und Sofas von Gold und Silber möblirt. Es sind jetzt so viele Fremde aus Rußland da, daß alle Tage große Feste gegeben werden. Alles dies muß sehr amusant anzusehen sein, und ich gedenke nächstens mit Anders hinzugehen.“

„Nein, Tage, das darfst du nicht!“ rief Skuldfrid mit dem Ausdruck des Erschreckens.

„Warum denn nicht?“

„Weil —“ Skuldfrid sah sich furchtsam um und senkte die Stimme, während sie fortfuhr — „weil ein Fluch auf ganz Kronobro ruht, der alle trifft, welche diese unglückliche Stätte betreten, sodaß sie früher oder später von einem Unglück heimgesucht werden.“

„Was das für kindisches Geschwätz ist!“ fiel der vierzehnjährige Tage mit altkluger, verständiger Miene ein.

„Lieber Tage, es ist das durchaus kein unverständiges, kindisches Geschwätz, sondern die reine Wahrheit. Du mußt wissen, daß der Vater des Generals Canitz ein Verräther war, das heißt, er war ein Schwede und zog dennoch gegen die Schweden in den Krieg. Der General selbst hat es auch so gemacht. Während des Kriegs wurden viele finnische und schwedische Gefangene nach Kronobro gebracht, und dort soll der General sie so schlecht behandelt haben, daß sie vor Mangel und Elend starben. Sie alle riefen einen Fluch auf Kronobro, dessen Besitzer und alle herab, die unter dieses Dach treten würden. Uebrigens starb die Mutter des Generals hier aus Kummer darüber, daß ihr Gatte sich an Rußland verkauft, und nun geht sie dort als Gespenst um und weint über ihren bösen Sohn. Der General hat seinen Bruder auf Kronobro umbringen und in einem Keller begraben lassen, sodaß man, wenn es Mitternacht wird,

tiefe Seufzer aus dem Grabgewölbe herauf hört. Hu, dieses Schloß ist ein schauerlicher Ort!“

„Wer hat dir denn diese Geschichten erzählt?“ fragte Tage und machte ein ganz nachdenkliches Gesicht.

„Annika hat mir während der Winterabende eine Menge sonderbare Dinge von Kronobro und dessen Besitzer erzählt. Eines Abends erzählte sie gerade, wie schlecht die finnischen und schwedischen Gefangenen behandelt worden wären, und während sie noch davon sprach, kam meine Mutter dazu und hörte, was sie sagte. Mama bat sie sogleich, niemals etwas zu erwähnen, was den General beträfe, sondern lieber von andern Dingen zu sprechen. Zugleich legte meine Mutter ihre Hand auf meine Schulter und sagte: «Beschäftige deine Einbildungskraft nicht mit Kronobro, sondern sei eingedenk, daß wir auch in Gedanken das Böse scheuen sollen, und bös ist alles, was den Namen Canitz trägt.»“

„Ich aber werde ganz bestimmt mit Papa über diese Sache sprechen“, sagte Tage. „Von ihm will ich schon erfahren, ob das, was Annika dir gesagt, wahr sein kann.“

Nachdem Tage diesen Entschluß gefaßt, bat er seine kleine Begleiterin, ihm ein Liedchen zu singen. Mit heller Stimme sang sie das folgende:

Mein ruhig Herz geb' ich nicht hin
Für Spaniens ganzes Gold;
Mein immer heitrer, leichter Sinn
Fragt nicht nach hohem Sold.
Ich wünsch' mir keine Leckerei'n,
Ich will nicht Glanz noch Pracht;
Nur ruhig und zufrieden sein —
Das ist's, was glücklich macht.

In demselben Augenblick, wo der Gesang schwieg, kam ein junger Mann über den Straßengraben hinter den beiden Kindern gesprungen und rief in gebrochenem Schwedisch:

„Höre, Mädchen, sing dieses Lied noch einmal; es gefällt mir. Ich will es noch einmal hören."

Skuldfrid und Tage standen bei dem Anblick des Fremden auf. Tage ergriff Skuldfrid bei der Hand und sagte:

„Komm, laß uns gehen."

„Erst thut, was der Herr Baron befohlen hat", sagte ein Herr von einigen dreißig Jahren, der nun seinerseits über den Straßengraben gesprungen kam und vor den Kindern stehen blieb. Auch seine Aussprache hatte etwas Fremdartiges.

„Soll Skuldfrid vielleicht auf Befehl singen?" fragte Tage. Auf den Wangen des Knaben brannte die Röthe des Zorns und er blickte die Unbekannten stolz an.

„Du verlangst doch nicht etwa, daß ich das Mädchen darum bitten soll, du unverschämter Bube!" rief der junge Mann.

„O ja, das verlange ich", antwortete Tage trotzig.

„Liebe Kinder, es ist der junge Herr Baron Canitz", sagte der ältere Herr und wollte den Knaben streicheln, Tage aber stieß die Hand zurück und faßte Skuldfrid's Arm nur um so fester, während er mit einem Ausdruck von Entsetzen wiederholte:

„Canitz!"

Beide Kinder machten eine Bewegung, um sich zu entfernen.

„Bleibt!" commandirte Konstantin und stellte sich ihnen in den Weg.

„Hast du nicht verstanden, daß ich das Lied noch einmal hören will?"

„Ich will aber nicht singen", sagte Skuldfrid und betrachtete Konstantin mit einem Blick des Abscheus. „Ich singe nicht auf Befehl, am wenigsten auf Befehl eines —"

„Eines Russen", ergänzte Tage und that einige Schritte, um sich mit Skuldfrid zu entfernen; Konstantin

aber packte das Mädchen beim Arme und riß sie von Tage hinweg, indem er mit Heftigkeit sagte:

„Ich habe aber gesagt, du sollst singen, und nun hilft alles nichts. Wenn du nicht gehorchst, so setzt es Hiebe, für dich sowol als für diesen Bengel, welcher sich untersteht, so naseweis zu sein."

Indem Konstantin dies sagte, hob er seine Reitgerte, wie um diese Drohung in Ausführung zu bringen.

„Keine Uebereilung!" mahnte der ältere Herr, hatte aber nicht Zeit noch mehr zu sagen, denn als Tage sah, daß Konstantin die Reitgerte über Skuldfrid hob, stürzte er sich auf den jungen Baron und versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht, indem er wie wahnsinnig ausrief:

„Gleich lassen Sie Skuldfrid los!"

Mit einer kräftigen Bewegung seines Arms schleuderte Konstantin den Knaben, der ihm an Körperlänge sowol als an Kräften bedeutend nachstand, weit von sich hinweg, sodaß er rücklings in den Straßengraben stürzte.

„Elender Bube, ich zermalme dich und deine Schwester dafür, daß du gewagt hast, Hand an mich zu legen!" schrie Konstantin und versetzte Skuldfrid erst einen Hieb ins Gesicht und dann über die Schulter.

Bei diesem Anblick war Tage sofort wieder auf den Füßen und stürzte sich mit wilder Raserei auf Konstantin, der, um sich zu vertheidigen, Skuldfrid loslassen mußte.

Es entspann sich ein furchtbarer Ringkampf, der aber nur einige Augenblicke dauerte, denn Konstantin ward bald Sieger. Er hatte Tage niedergeworfen und hob seine Reitgerte, um mit dem Stiele derselben seinen Gegner recht gründlich durchzubläuen, aber Skuldfrid fiel ihm in den gehobenen Arm und rief mit dem Ausdruck der Angst und Verzweiflung:

„Sie sollen Tage nicht schlagen! Sie dürfen ihn nicht schlagen!"

Ohne in dem aufgeregten Zustande, in welchem er sich befand, seine Bewegungen zu berechnen, schleuderte

Konstantin die Kleine ebenso von sich, wie er einen Augenblick zuvor mit Tage gethan. Sie stürzte rücklings nieder und blieb unbeweglich liegen.

Durch Skuldfrid's Einmischung war es Tage gleichwol gelungen, sich loszumachen, und einige Augenblicke lang wälzten die beiden Jünglinge sich umeinander herum wie ein paar Kugeln, worauf sie wieder auf die Füße kamen.

Bei dem erneuten Angriff aber packte Konstantin seinen Gegner beim Genick, hob ihn hoch empor und schleuderte ihn dann mit dem Gesicht auf die Erde nieder, worauf er ihm einige Hiebe gab, indem er sagte:

„Unverschämter Bauerlümmel! Nun wirst du wol deinen Ton herabstimmen lernen."

„Um Gottes willen, Herr Baron, bedenken Sie, daß wir in Finnland sind", rief Doctor Wagner, der über die besinnungslose Skuldfrid gebückt stand. „Ich glaube, Ihr Ungestüm hat beiden Kindern das Leben gekostet."

Bei Wagner's Worten ließ Konstantin die Reitgerte aus der Hand fallen, und Tage um den Leib fassend, hob er ihn auf.

Das Blut rann dem Knaben von der Stirn herunter. Als er emporgerichtet ward, holte er tief Athem, machte einen schwachen Versuch, sich loszumachen, und stand wieder aufrecht, taumelte aber, als er einen Schritt auf Konstantin zugehen wollte, sodaß er stehen bleiben und sich an einem Baum halten mußte.

In diesem Augenblick hörte man das Geräusch eines nahenden Fuhrwerks.

„Fort, fort, Herr Baron!" sagte der Doctor. „Wenn Sie von jemand gesehen würden, so könnte das zu großen Verdrießlichkeiten führen. Eilen Sie, oder bei Gott, wenn Sie noch einen Augenblick zögern, so thue ich nichts, um diesen Kindern hier zu helfen."

„Aber —" stammelte Konstantin.

„Baron Canitz!" rief der Doctor in entschiedenem Tone und richtete sich zu seiner vollen Länge empor.

„Entfernen Sie sich sofort — Sie haben schon Unheil genug angerichtet:“

Konstantin sprang über den Graben und verschwand im Walde.

Tage hatte sich insoweit erholt, daß er sich mit dem Taschentuch das Blut abzutrocknen versuchte, welches ihm über die Augen herabrann. Sein erster Blick, als diese wieder frei waren, fiel auf Skuldfrid.

„Mein Gott, was ist geschehen!“ stammelte er und taumelte, indem er sich das Tuch auf die blutende Stirn hielt, auf die kleine bleiche Gespielin zu, welche in diesem Augenblick einen tiefen Athemzug that und die Augen aufschlug.

„Wie ist dir, mein Kind?“ fragte der Doctor.

„Liebe, liebe Skuldfrid, wie ist dir?“ schluchzte Tage, indem er sich neben ihr auf die Knie niederwarf und mit seiner freien Hand eine der ihrigen faßte.

Skuldfrid blickte erst den Doctor, dann ihren Spielkameraden an, warf sich dann letzterm an die Brust und brach in lautes Weinen aus, während sie murmelte:

„Tage, Tage, er hat uns geschlagen!“

Sie fuhr sich mit der Hand an die Wange, auf deren schöner Rundung eine dunkle Spur von Konstantin's Reitgerte sichtbar war.

Inzwischen kam das Fuhrwerk immer näher und näher und ward bald sichtbar. Es war ein bedeckter Reisewagen. Gerade als derselbe vorüberfahren wollte, rief Wagner dem Führer zu, halt zu machen — eine Aufforderung, welcher dieser sofort nachkam.

„Wo fährst du hin?“ fragte der Doctor.

„Nach X.'s Gasthof“, war die Antwort.

„Sagt, Kinder, wo seid ihr her?“ fragte Wagner den Knaben, welcher Skuldfrid's Hände immer noch in den seinigen hielt. Die Kleine hatte einen so furchtbaren Schlag ins Genick bekommen, daß sie noch ganz betäubt war.

„Skuldfrid wohnt auf Ektorp, gleich hier in der Nähe“, sagte Tage, den Schmerz vergessend, welchen seine Wunde an der Stirn ihm verursachte.

„Kannst du“, hob der Doctor zu dem Kutscher oder vielmehr Vorspannbauer wieder an, „kannst du die Herrschaft, welche du fährst, vielleicht bitten, daß sie diese beiden Kinder mit in den Wagen nimmt und nach einem kleinen Gehöft bringt, welches am Wege nach X.'s Gasthof liegt? Sie sind gefallen, haben sich verletzt und können nicht nach Hause gehen.“

„Da müssen Sie selbst fragen, Herr“, entgegnete der Vorspannbauer, „denn die Person, die ich fahre, versteht nicht, was ich sage.“

In diesem Augenblick zog die in dem Wagen sitzende Person den Vorhang von dem Wagenfenster hinweg und es kam ein verschleierter Frauenkopf zum Vorschein.

„Verzeihen Sie, Madame“, sagte der Doctor auf französisch, „daß ich Sie aufhalte, aber ich wollte Sie bitten, so gütig zu sein, diese beiden Kinder mit nach einem Gehöft zu nehmen, welches gleich hier in der Nähe liegt.“

Die Dame nickte bejahend und öffnete selbst die Thür des Wagens. Wagner hob Skuldfrid hinein und dann auch Tage, der kaum auf einen Augenblick vermocht werden konnte, ihre Hand loszulassen.

„Bei dem ersten Gehöft rechts mache halt“, sagte der Doctor zu dem Vorspannbauer, nachdem er der Dame gedankt. „Ich werde schon vor dir dort sein“, setzte er hinzu.

Im nächsten Augenblick sprang Wagner über den Straßengraben und verschwand im Walde.

Die verschleierte Dame benahm sich während der Fahrt gegen die beiden Kinder sehr freundlich und zärtlich. Sie zog ihr Taschentuch heraus und verband Tage's immer noch blutende Stirn und benetzte dann Skuldfrid's Schläfe

mit Riechwasser. Während sie auf diese Weise beschäftigt war, hob sie den dichten Schleier.

Sie hatte ein bleiches, bekümmertes Antlitz mit ein paar großen, dunkeln Augen. Sie war nicht mehr jung, aber etwas in diesen Zügen verrieth, daß sie in jüngern Jahren ein vortheilhaftes Aeußeres gehabt hatte.

Als man die krumme, schmale Allee, welche von dem Waldwege nach Ektorp führte, erreicht hatte, machte der Wagen halt. Die Thür ward vom Doctor Wagner geöffnet.

Nachdem er der Dame nochmals gedankt, hob er Skuldfrid heraus, als er aber auch Tage beim Aussteigen behülflich sein wollte, stieß der Knabe seine Hand zurück und sprang allein hinaus.

Im nächsten Augenblick war die Reisende verschwunden und der Doctor ging mit seiner Bürde weiter nach Ektorp, wo ihm Annika entgegenkam, welche beim Anblick der Kleinen, die von einem fremden Herrn getragen und von einem Knaben mit einer blutigen Binde um den Kopf begleitet ward, glaubte, der Schlag müsse sie rühren.

Es gelang indessen Wagner, der Alten klar zu machen, daß die beiden Kinder erschreckt worden, sodaß sie gefallen wären und sich verletzt hätten, sowie daß Skuldfrid's Zustand Abwartung und Ruhe erheische.

Da Wagner das Schwedische mit stark ausländischem Accent sprach, so kostete es Annika einige Mühe, ihn sogleich zu verstehen. Dennoch begriff sie die Hauptsache, nämlich daß Skuldfrid Abwartung und Ruhe bedürfe, und es dauerte daher nicht lange, so lag die Kleine in ihrem Zimmer im obern Stockwerk. Annika ward von dem Doctor mit Bereitung von Senfteig und dergleichen in volle Thätigkeit versetzt.

Tage war Skuldfrid treulich gefolgt und betrachtete den betäubten Zustand seiner kleinen Spielgenossin mit angstvollen Blicken. Während er so über die Sofalehne

gebeugt stand, war es ihm, als wenn die Diele unter seinen Füßen sich zu bewegen anfinge und dann als ob er Skuldfrid nur noch durch einen Nebel hindurch sähe. Er hielt sich krampfhaft an die Sofalehne, fühlte sich aber in demselben Augenblick von ein paar Armen gefaßt, worauf dann alles um ihn her verschwand.

Als Annika wieder hinaufkam, fand sie Tage auf dem Bett und Skuldfrid auf dem Sofa liegen.

„Ach, du Herr Jemine! ist der Sohn des Professors auch alle geworden!“ rief sie; „Gott tröste mich!“

Nachdem Tage vom Doctor verbunden und wieder zur Besinnung gebracht worden, ließ Annika den kleinen Wagen anspannen und ihn nach Junta fahren.

Wagner erklärte, daß die Ohnmacht des Knaben blos infolge des Blutverlustes und sein Zustand übrigens durchaus nicht gefährlich sei.

Anders aber verhielt es sich mit Skuldfrid. Diese hatte eine schwere Contusion am Kopfe davongetragen, die eine Erschütterung des Gehirns zur Folge gehabt hatte.

Mit elf Jahren, wenn man einen gesunden Körper hat, ist die Natur ein mächtiger Arzt. Davon lieferte auch Skuldfrid einen Beweis.

Frau Smidt, die erst nachdem der Doctor sich wieder entfernt durch Annika von Skuldfrid's Zustand unterrichtet worden, nahm sofort ihren Platz an dem Krankenlager ihrer Tochter ein, diese aber war nach einigen Wochen außer aller Gefahr. Doctor Wagner hatte sie mit lobenswerthem Eifer und mit einer Umsicht und Gewissenhaftigkeit gepflegt, welche dem Arzt alle Ehre machte.

Frau Smidt vermied sorgfältig jedes Zusammentreffen mit dem Doctor, obschon sie Tag und Nacht bei Skuldfrid wachte. Sobald Wagner kam, ging Frau Smidt in das anstoßende Zimmer, und Annika war es, die ihn empfing und seine Anordnungen mittheilte.

Schon am Tage nach dem beklagenswerthen Vorfall fand Aberney sich in Ektorp ein. Er ward von einer Dienerin in das große Zimmer geführt, und nachdem er hier eine Weile gewartet, brachte ihm dieselbe Dienerin ein Billet folgenden Inhalts:

„Solange Skuldfrid's Zustand verlangt, daß die Mutter an ihrem Krankenlager wache, bittet diese Mutter Sie, die Tochter nicht besuchen zu wollen. Von ihrem Befinden sollen Sie jeden Morgen unterrichtet werden."

Aberney las das seltsame Billet zweimal durch, dann entfernte er sich.

Während Skuldfrid's ganzer Krankheit schickte er zweimal täglich einen Boten und ließ sich erkundigen, wie sie sich befände. Wenn aber auch der Professor mit seinen hohen Begriffen von der persönlichen Freiheit eines jeden Menschen Frau Smidt's Wunsch, ihr auf keine Weise beschwerlich zu fallen, allzu sehr respectirte, so war dies doch etwas, was Tage durchaus keine Lust hatte zu thun.

Vier ganze Tage und Nächte mußte der Knabe wegen des Schmerzes und des Fiebers, das seine Wunde herbeigeführt, im Bett bleiben; trotz alles dessen aber, was er dabei zu erdulden hatte, würde er sich ganz gewiß nach Ektorp begeben haben, wenn nicht Aberney ihm verboten hätte, sein Zimmer zu verlassen.

Es war dies ein Verbot, in Bezug auf welches es sehr ungewiß ist, ob er demselben nachgekommen wäre, wenn nicht Tante Sarah und Aberney selbst ihm fortwährend Gesellschaft geleistet hätten.

Es blieb Tage sonach weiter nichts übrig, als sich ruhig zu verhalten, was bei ihm große Ungeduld zur Folge hatte. Er glaubte, die Schmerzen würden mit jedem Tage schlimmer und schlimmer, und in seiner Unruhe darüber, daß er sich genöthigt sah, auf Junta zu bleiben, während er doch bei Skuldfrid sein wollte, jammerte er unaufhörlich und warf sich auf seinem Lager hin und her.

Er stellte die Geduld seiner Umgebung förmlich auf die Probe. Ganze Tage lang sann er über ein Mittel nach, um seinem Krankenzimmer zu entrinnen und sich nach Ektorp begeben zu dürfen.

Am vierten Tage abends, nachdem Aberney selbst die Stirn des Knaben frisch verbunden hatte und Tage dabei sich sehr unleidlich gezeigt, sagte der Professor:

„Du bist doch ein erbärmlicher Kerl, daß du soviel Wesens wegen dieser kleinen Schramme machen kannst. Was bist du für ein Knabe, wenn du dich wegen einer Kleinigkeit so geberdest!“

„O, deswegen ist es nicht, sondern weil ich eingesperrt bin“, stammelte Tage.

„Du hast zugleich Fieber, und solange dieses dauert, mußt du in dem Zimmer bleiben. Jetzt, gute Nacht, mein Junge und danke Gott, daß du nicht so krank bist wie die kleine Skuldfrid.“

Damit klopfte der Professor den Knaben auf den Kopf und entfernte sich.

Wie unwissend sind doch selbst die klügsten Menschen, wenn sie die Gefühle eines Kindes oder der Jugend überhaupt beurtheilen. Sie fassen blos die Aeußerungen derselben auf, aber nicht die Beweggründe, und so war es auch jetzt.

Aberney sah bei Tage blos den Ausbruch von Ungeduld, aber nicht das, was diese hervorrief, und deshalb hielt er es nicht für unangemessen, Tage daran zu erinnern, daß seine kleine Gespielin kränker war als er.

Die Folge hiervon war gleichwol die, daß Tage nach Ektprp mußte, möchte es kosten was es wollte.

Am Abend, nachdem Tante Sarah Gute Nacht genommen und alles auf Junta sich zur Ruhe begeben hatte, stand Tage auf. Allerdings war sein Kopf noch etwas schwindelig und sein Fuß noch etwas schwach, aber sein Entschluß stand fest — er mußte nach Ektorp und wenn er hätte auf allen Vieren dahin kriechen sollen.

Vorsichtig und behutsam schlich er die Treppe hinunter und hatte große Mühe, mit freundlichen Worten den Hofhund zum Schweigen zu bringen, der sich dieser nächtlichen Wanderung zu widersetzen suchte.

Endlich gelang es Tage, in den Wald hineinzukommen, und obschon seine Kräfte noch schwach waren, so wanderte er doch in der schönen Sommernacht unerschrocken weiter.

Wol zehnmal sah er sich genöthigt, auszuruhen und seinen schweren, schmerzenden Kopf auf die Hände zu stützen, um Kraft zu sammeln; trotzdem aber Schmerzen und Schwäche ihm Widerstand leisteten, fiel es ihm nicht ein einziges mal ein, von der Fortsetzung des Wegs nach Ektorp abzustehen.

Als er ungefähr drei Viertel des Wegs zurückgelegt hatte, ward er vor Ermattung beinahe zu Boden gedrückt. Er lehnte den Kopf an einen kleinen Erdhügel und dachte:

„Ich will und muß weiter und wenn es mein Tod wäre. Es ist blos Verzagtheit, daß ich so müde zu sein glaube. In einer Weile setze ich meinen Weg fort und ruhe nicht eher aus als in Ektorp.“

So groß war die Willensstärke des vierzehnjährigen Knaben, daß er nach einigen Minuten auch in der That seine Wanderung ohne nochmalige Unterbrechung bis nach Ektorp fortsetzte.

Er ging in den Hof hinein und schlich sich buchstäblich nach dem Giebel des Hauses, wo, wie er wußte, Skuldfrid's Fenster sich befand. Wie oft hatte sie ihm nicht dasselbe gewiesen!

Unter diesem Fenster, welches den theuersten Gegenstand, den der Jüngling besaß, einschloß, setzte er sich nieder. Es war ihm als fühlte er sich jetzt, wo er ihr so nahe war, leichter ums Herz. Er legte sich auf die Bank, machte die abgenommene Mütze zum Kopfkissen,

faltete die Hände zum Gebet und schlief vor Müdigkeit ein.

Die ersten Strahlen des Tags fielen auf den Schlafenden und weckten ihn. Der Kopf schmerzte ihn heftig, und es dauerte lange, ehe er ihn emporzuheben vermochte. Durch eine kräftige Anstrengung gelang ihm dies jedoch endlich.

Eine lange Weile saß er unbeweglich da und begann zu überlegen, wie er Skuldfrid zu sehen bekommen solle.

In dem Augenblick öffnete sich das Fenster, welches sich über seinem Kopf befand. Tage blickte hinauf, sah aber niemand. Statt dessen aber entdeckte er hinter der Hecke ein Spalier, welches an der Wand hinlief und beinahe bis an den Fensterrahmen reichte.

Tage überlegte:

„Wenn ich Annika bitte, mich zu Skuldfrid hineinzulassen, so wird sie mich ebenso abweisen wie Papa; wenn ich aber an dem Spalier hier hinaufkletterte und ins Zimmer hineinspränge, so müßte ich sie bestimmt treffen, trotz aller Leute, die vielleicht darin sind.“

Gesagt, gethan. Tage begann, obschon mit einiger Schwierigkeit, das Spalier hinaufzuklettern. Als er das Fenster erreicht hatte, warf er einen Blick in das Zimmer.

Kein Mensch war darin. Rechts stand ein Bett, dessen Vorhänge sorgfältig zugezogen waren. Noch ein paar Schritte, und der junge Abenteuerer befand sich in Skuldfrid's Zimmer.

Die Thür eines anstoßenden Zimmers stand angelehnt. Tage blieb einen Augenblick stehen und horchte, da aber alles ruhig und still blieb, so schlich er weiter bis an das Bett und zog die Vorhänge auf die Seite.

Hier ruhte Skuldfrid auf dem schneeweißen Bett, selbst so bleich wie eine geknickte Lilie.

Sie schlummerte. Tage blieb unbeweglich stehen und

betrachtete die theuern Züge mit thränenden Augen. Sie kam ihm vor als wenn sie todt wäre. — So vergingen einige Minuten, als Skuldfrid plötzlich die Augen aufschlug.

„Tage!" rief sie mit einer Stimme, die, wenn auch matt, doch ihre ganze Freude verrieth. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und flüsterte:

„Gott sei Dank, daß du da bist!"

Bei Skuldfrid's Ausruf machte sich eine Bewegung in dem Nebenzimmer bemerkbar. Ohne daß eins der Kinder darauf achtete, ward die Thür geöffnet und Frau Smidt's dunkle Gestalt zeigte sich auf der Schwelle.

Beim Anblick des Knaben zog sie sich sofort wieder zurück, und gleich darauf hörte man den Ton einer Klingel. Eine Minute später trat Annika ein.

Die Alte wagte nicht zu brummen, obschon sie bei Tage's Anblick große Lust empfand zu zanken, denn der Doctor hatte gesagt, daß Skuldfrid in Ruhe gehalten werden müsse. Bei dem ersten Wort zu Tage, daß er sich entfernen solle, gerieth Skuldfrid in Aufregung, und Annika verstummte sofort. Skuldfrid hielt Tage's Hand gefaßt und wollte nicht, daß er sie verließe. Annika, die nicht wußte, wie sie sich verhalten sollte, ging zu Frau Smidt hinein, um ihren Willen zu vernehmen.

Mittlerweile faßte Skuldfrid ihren Gespielen am Arme und sagte hastig:

„Tage, du darfst niemand etwas davon sagen, daß man uns geschlagen hat! Du hast es doch nicht etwa schon gesagt?"

„Nein, Skuldfrid, ich habe nichts gesagt. Solange ich nicht Genugthuung für dich und mich bekomme, sage ich keinem Menschen etwas", antwortete der Knabe, während seine Wangen sich dunkler färbten.

Er erzählte nun, wie er sich hinweggestohlen und daß er vor dem Frühstück wieder zu Hause sein müsse.

Als Annika wiederkam, brachte sie von Frau Smidt für Tage die Erlaubniß, daß er wiederkommen und Skuldfrid besuchen dürfe, wenn er es wünsche.

Zugleich erhielt Frau Smidt's Verwalter Befehl, Tage nach Junta zurückzufahren.

Siebzehntes Kapitel.

Als Tage nach Hause kam, ward er von Aberney tüchtig ausgescholten, doch war es damit nicht so gefährlich und der Knabe vergaß es gänzlich, da ihm der Professor versprach, daß er den nächstfolgenden Tag Ektorp besuchen dürfe.

Einige Wochen später war Skuldfrid bedeutend auf dem Wege der Besserung und brachte die Nachmittage auf einer Bank draußen im Garten liegend zu. Sie litt jetzt blos noch an Schwindel — ein Uebel, welches sie der Erklärung des Doctors nach noch eine Zeit lang behalten würde.

Tage war jeden Nachmittag bei ihr und las ihr vor oder erzählte ihr Geschichten.

Endlich, nach einem Monat, war sie vollkommen hergestellt und konnte zu ihrer unbeschreiblichen Freude die Fahrten nach Junta wieder beginnen.

Mit den angenehmen Heimwegen zu Fuße aber war es aus, denn Anders, der Diener des Professors, holte Skuldfrid mit dem Wagen ab und fuhr sie auch wieder nach Hause.

Oft wenn Tage und Skuldfrid miteinander allein

waren, sprachen sie mit tiefer Erbitterung von Konstantin Canitz, und Skuldfrid pflegte dann mit dunkelrothen Wangen und funkelnden Augen auszurufen:

„Und wenn ich hundert Jahre alt würde, so würde ich nie die entsetzliche Schmach vergessen, daß wir, du und ich, von ihm geschlagen worden sind. Mama hat stets gesagt, daß es eine unauslöschliche Erniedrigung ist, geschlagen zu werden, und siehst du, Tage, noch niemals hat mich jemand in der Absicht, mich zu schlagen, auch nur mit einem Finger angerührt. Er aber, ein Canitz, hat es gethan und ich werde ihm niemals verzeihen."

Sie zeigte auf die Narbe an Tage's Stirn und setzte hinzu:

„Bis an meinen Tod werde ich den Menschen verabscheuen, der dir dies zugefügt, und bei dem Klang seines Namens stets den Schmerz des Schlages fühlen, den er mir ins Gesicht gab."

Konstantin hatte nach dem Vorfall mit den Kindern ganz plötzlich Kronobro verlassen, obschon alle Gäste und der General selbst noch dablieben.

Doctor Wagner war zum Bezirksarzt ernannt worden und sonach ebenfalls dageblieben. Alles, was man über Konstantin's plötzliche Abreise erfahren, war, daß er noch denselben Abend, wo der Auftritt im Walde stattgefunden, ein Billet bekam, welches ihm durch einen Boten vom Gasthofe zugesendet ward. Nachdem er dasselbe gelesen, war er sogleich ausgeritten und erst den folgenden Morgen wiedergekommen, wo er dann den General aufgesucht und mit diesem eine lange Unterredung gehabt hatte.

Am Nachmittage desselben Tages erklärte der General seinen Gästen, daß sein Sohn unverweilt in die Militärschule zu Petersburg eintreten müsse.

Achtzehntes Kapitel.

Wir überspringen nun einen Zeitraum von sechs Jahren.

Für die Bewohner von Ektorp und Junta waren dieselben ohne besonders bemerkenswerthe Ereignisse verflossen.

Jeden Herbst reiste Professor Aberney von Junta ab nach Åbo. Tage und Tante Sarah begleiteten ihn und während ihrer Abwesenheit ward Junta blos von dem Verwalter und seiner Frau bewohnt.

Auf Ektorp verging der Winter sehr einförmig. Skuldfrid las, musicirte, arbeitete, fuhr in die Kirche und besuchte diese und jene Hütte, wo ihre freigebigen Hände stets einen Beweis von Wohlthätigkeit zurückließen.

So war ihr Leben von den Kinderjahren an vergangen und sie fühlte keine Sehnsucht nach einer andern Lebensweise.

Im Frühling kam Aberney nach Junta zurück, wo sie dann ja ihren guten Freund Tage und Tante Sarah wieder traf, und dann begannen die Lectionen, die Promenaden, die Spiele und die Unterhaltungen, welche Skuldfrid immer mehr und mehr an Tage und Aberney fesselten.

So waren drei Jahre vergangen, den vierten Frühling kamen Aberney und Sarah allein. Tage war Aberney's Wunsche gemäß nach Schweden gegangen und sollte sich zum Seeoffizier bilden.

So verflossen drei Jahre, ohne daß Skuldfrid den lieben Freund ihrer Kindheit wiedersah. Skuldfrid war jetzt siebzehn Jahre alt. Aus dem schönen Kinde war eine anmuthige Jungfrau geworden, die noch ganz das gesunde, frohe Gemüth und ungekünstelte Herz des Kindes besaß. Das in vollkommener Einsamkeit erzogene Mädchen besaß gleichwol nichts von der Schüchternheit oder der tiefsinnigen Träumerei des Einsiedlers. Wenn sie einmal träumte, während sie ihre Lieder sang, so waren es lächelnde Träume, gesund und naturwahr wie ihr ganzes Wesen, oder auch stolz und kühn wie ihr Charakter, aber niemals weinerlich oder schwermüthig.

Fröhlich wie die Lerche eilte sie an einem schönen Tage zu Anfang des Monats Mai nach Junta. Sie war durch einige Zeilen Aberney's von seiner Ankunft daselbst unterrichtet worden.

Ihr guter Freund war im höchsten Grade überrascht, als er seinen Schützling jetzt wiedersah und fand, daß sie sich in diesen letzten Monaten zum Weibe entwickelt hatte. Der Blick, den er auf sie heftete, bewies, daß der gelehrte Mann, obschon in seine Studien vertieft, von einer ungewöhnlichen Schönheit doch überrascht werden konnte.

Tante Sarah, deren ganz besonderer Günstling Skuldfrid geworden, tractirte sie mit allen Raritäten, welche ihre Speisekammer an Compots und Gebäck zu liefern vermochte, und Skuldfrid war an Herz und Seele noch so vollkommen Kind, daß sie sich alle Delicatessen, welche Sarah auftischte, wohl schmecken ließ.

Der erste und auch der andere Besuch auf Junta ward gänzlich dadurch in Anspruch genommen, daß man sich gegenseitig erzählte, wie der Winter vergangen, wobei

man nicht unterließ, alle mehr oder minder bemerkenswerthen Vorfälle zu erwähnen, die nur im mindesten von der gewöhnlichen Tagesordnung abwichen.

Auf der Hausthürtreppe sitzend erzählte sie ihrem guten Freunde, wie sie Aberney immer noch nannte, daß sie ein langes Stück Leinwand gewebt, daß sie so und soviel Garn gesponnen, was für Bücher sie gelesen, welche neue Compositionen sie eingeübt, wie vielmal sie in der Kirche gewesen, wie viel schöne Topfgewächse sie gezogen und wie viel Paar Tauben mehr sie jetzt besaß.

Als sie mit dem Bericht über alle diese Merkwürdigkeiten fertig war, setzte sie hinzu:

„Ich habe auch reiten gelernt.“

„Reiten!“ wiederholte Sarah und blickte bestürzt von ihrer Stickerei auf. „Das ist wol nicht möglich, denn so etwas geziemt sich nicht für ein sittsames Mädchen. In meiner Jugend hätte man sich so etwas nimmermehr erlaubt. Es sind blos sehr vornehme Damen, welche sich ungescheut dergleichen Unweiblichkeiten gestatten können.“

„Wenn eine vornehme Dame reiten kann, ohne daß es anstößig ist, dann kann ich es auch thun, denn was für die eine paßt, das paßt auch für die andere.“

Skuldfrid sah Tante Sarah mit lächelnder und zugleich trotziger Miene an.

„Annika zu Hause“, fuhr sie fort, „wäre beinahe vom Schlage gerührt worden, als sie mich zum ersten mal zu Pferde sah. Sie rannte auch sogleich zu Mama, um mich anzuklagen, aber damit war es nichts. Ich bekam von meiner Mutter volle Freiheit, mich auf meinem Gaule herumzutummeln.“

Skuldfrid lachte.

Tante Sarah strich sich mit großer Heftigkeit die Schürze glatt, ein Zeichen, daß sie auf schlechter Laune war. Aberney nahm mit echter Professormiene das Wort:

„Liebes Kind, nach meiner Meinung solltest du das gänzlich bleiben lassen. Eine Reiterin zu sein, ist durchaus

nicht etwas, was dem Weibe zur Zierde gereicht. Es ist durchaus nichts Angenehmes, ein junges Mädchen wie einen Kosacken auf ihrem Pferde einhersprengen zu sehen. Wir Männer lieben, in ihr ein schüchternes, sanftes Wesen zu bewundern, welches in seinem Thun und Lassen alles Männliche verabscheut."

„Ach, mein guter Freund, ein solches schüchternes und sanftes Wesen werde ich niemals", fiel Skuldfrid ein. „Furcht ist mir etwas Unbekanntes, und dafern ich nichts Unrechtes thue, muß ich alles thun können, was mich gelüstet. Ich liebe Bewegung und Freiheit. Diese beiden Vergünstigungen habe ich genossen, so lange ich zurückdenken kann. Sie sind meine Schätze gewesen und sind es noch, deshalb liebe ich es, wie ein Sturm auf meinem Rosse dahinzufliegen. Wollte Gott, ich hätte nur auch ein ordentliches Reitpferd, aber so glücklich bin ich nicht."

Es entstand ein kleiner Wortstreit zwischen Skuldfrid und Aberney, bei welchem letzterer sich über den wirklich überlegenen Verstand des jungen Mädchens, über die Schnelligkeit ihres Gedankenganges und über die Klarheit, womit sie ihre Behauptungen bewies, nicht wenig wunderte.

Es war dies im Grunde genommen etwas ganz Natürliches, wenn man bedenkt, daß Skuldfrid, durch die Richtung, welche sie in Bezug auf Kenntnisse von Aberney bekommen, einer wirklichen Geistesbildung theilhaftig geworden, und ihren von Natur guten Kopf ungewöhnlich geübt hatte.

Bei ihrem dritten Besuch nahmen die Unterrichtsstunden wieder ihren Anfang. Wenn Skuldfrid's Stimme schon in ihren Kinderjahren schön gewesen war, so hatte sie jetzt eine solche Kraft und Klarheit gewonnen, daß man von ihr sagen konnte, sie besitze eine wirkliche Nachtigallstimme.

Ein paar Wochen vergingen schnell für Skuldfrid, die ihre Lectionen liebte und sich an der Seite des väterlichen Freundes so glücklich fühlte.

Eines Tages beschloß Skuldfrid nach Junta zu reiten. Außerdem pflegte sie jetzt zu Fuße dahin zu gehen. Der Verwalter Ivar hatte mittags, als er Skuldfrid begegnete, gesagt, daß Bläs, das beste Pferd von den dreien, die es auf Ektorp gab, frei wäre, im Fall Mamsell es benutzen wollte. Natürlich wollte Skuldfrid es, und der Verwalter erhielt daher Auftrag es zu satteln.

Als Mittag vorbei war, ging Skuldfrid in den Stall hinunter. Sie wollte Annika nicht wissen lassen, daß sie ritte, weil die Alte dann angefangen hätte, sich über den Schrecken zu beklagen, in welchen Skuldfrid sie setzte.

In ihrem kleinen, kurzen Rock und Beinkleidern von dunkelm, selbstgewebtem Zeuge, mit einem runden Strohhut auf dem Kopfe, war Skuldfrid eine ganz einfache, aber dessenungeachtet ausgezeichnet schöne Reiterin.

Mit Pferd und Geschirr verhielt es sich freilich anders. Monsieur Bläs war ein hellbrauner, kleiner Bauernklepper, mit einem weißen Stern auf der Stirn, langer, zottiger Mähne und kurzen Ohren, die er unaufhörlich abwärts senkte. Das Geschirr bestand aus einem alten, abgenutzten Sattel, den der Verwalter einmal aus einer Auction mitgebracht, und das Gebiß hatte ebenfalls seine besten Tage gesehen. Die Zügel waren von Hanf und allerdings ganz neu, aber unbeschreiblich einfach.

Doch, was hatte dies alles zu sagen? Die Hauptsache mit Skuldfrid war, reiten zu dürfen, alles Uebrige war Nebensache. Froh und stolz saß sie im Sattel, gerade als ob ihr Pferd ein andalusischer Renner und das Geschirr mit Gold und Edelsteinen geschmückt gewesen wäre.

Es ging munter vorwärts, obschon bedeutend im Bauerntrabe. Als sie ein Stück fort waren, hielt sie das Pferd an und ließ es im Schritt gehen.

Der Wald war Skuldfrid's Wonne und sie legte den Weg durch denselben allemal langsam zurück.

Gott weiß, woran das Mädchen dachte, während

Monsieur Bläs ganz gemächlich mit seiner Bürde dahinmarschirte.

Plötzlich ward sie durch den Schall von Hufschlägen, die sich hinter ihr vernehmen ließen, aus ihren Gedanken aufgerütielt. Es kam jemand in gestrecktem Galop geritten.

Bläs hob den Kopf empor und wieherte. Skuldfrid drehte sich im Sattel herum und erwartete mit einem nicht geringen Grad von Neugier zu sehen, wer es wol sei. Sie konnte sich nicht entsinnen, wieder einen Reiter auf dieser Straße gesehen zu haben, seitdem General Canitz vor drei Jahren gestorben war. Daß es kein Bauerbursche war, der auf die Weide ritt, hörte man sofort an den leichten Hufschlägen.

„Wie schön", dachte Skuldfrid, „wenn man einmal einen Fremden zu sehen bekäme. Das würde förmlich Epoche machen."

Kaum hatte sie den Gedanken ausgedacht, als ein schneeweißes Roß die kleine Anhöhe heraufgesprengt kam, welche sie hinter sich gelassen. Das Pferd trug einen eleganten Reiter auf dem Rücken. Ohne im mindesten durch den Anblick eines jungen Mannes zu Roß erschreckt zu werden, ließ Skuldfrid ihren Gaul seinen bescheidenen Bauerntrab fortsetzen und wartete ganz ungeduldig darauf, den Reiter zu sehen.

Jetzt war dieser ganz nahe. Wieder drehte sie den Kopf herum.

Bei dieser Bewegung Skuldfrid's hielt der Reiter den Zügel gerade in dem Augenblick an, wo sein Pferd vorbeigalopiren wollte. Entweder war es die ungewöhnliche Schönheit des Mädchens oder der eigenthümliche Anblick, diese schlanke, zierliche Frauengestalt in so armseligem Reitcostüm und auf einem Pferde zu sehen, welches zu ganz andern Diensten, als es jetzt leistete, bestimmt war, was den jungen Mann vermochte, plötzlich sein Pferd anzuhalten, oder es war wirklich der Grund,

den er vorgab, indem er seine Uniformmütze abnahm und sagte:

„Entschuldigen Sie, darf ich mir wol die Frage erlauben, ob dies der rechte Weg nach Kronobro ist?“

Dabei waren seine Augen mit dem Ausdruck der größten Ueberraschung auf die junge Dame geheftet.

„Nein, von diesem sind Sie hier gänzlich abgekommen, und müssen nun entweder vorwärts reiten bis an den Kreuzweg bei Junta oder zurück bis an die große Landstraße am Ende des Waldes“, antwortete Skuldfrid, allerdings mit dunkelerröthenden Wangen, aber außerdem ohne alle Befangenheit. Mit der Hand deutete sie die beiden verschiedenen Richtungen an, welche der Reiter einschlagen konnte.

„Dann ziehe ich es vor, weiter zu reiten“, antwortete der junge Mann mit fremdartiger Aussprache; „ich kehre nicht gern um, wenn ich einmal einen Weg betreten habe.“

„Gleichwol aber ist dies zuweilen unumgänglich nothwendig, denn sonst können wir ja niemals wieder nach der Heimat zurück, die wir genöthigt sind zu verlassen.“

Skuldfrid sagte dies mit ihrer gewöhnlichen Ungezwungenheit, ohne durch die hellen, strahlenden Augen des Fremdlings verlegen gemacht zu werden. Sie war sich ihrer eigenen Schönheit viel zu unbewußt, um darauf zu achten, daß in seinem Blick ein Ausdruck unverstellter Bewunderung lag.

Der junge Mann dagegen schien durchaus keine Lust zu haben, den Weg allein fortzusetzen, sondern ließ sein Pferd mit dem Skuldfrid's gleichen Schritt halten und nahm das Gespräch wieder auf, indem er die Conversation auf eine eigenthümliche und originelle Weise führte, welche unwillkürlich interessirte.

Ehe Skuldfrid es sich versah, hatten sie den Kreuzweg erreicht.

„Hier scheiden sich unsere Wege“, sagte sie lächelnd. „Kronobro liegt rechts.“

„Und wohin führt Ihr Weg?“ fragte der Fremdling.

„Links, wo Junta liegt. Wenn Sie jetzt geradeaus reiten, so werden Sie bald auf die Landstraße stoßen.“

Sie verneigte sich zum Abschied.

„Darf ich fragen, ob der Ort, nach welchem Sie reiten, Ihre Heimat ist?“

„Nein, ich will blos einen Freund besuchen. Leben Sie wohl!“

Skuldfrid verneigte sich nochmals. Es lag in dieser Bewegung etwas so bestimmt Abweisendes, daß die einzige Antwort des jungen Mannes darin bestand, daß er seine Mütze abnahm und mit einigen verbindlichen Worten für die angenehme Gesellschaft dankte, worauf er davongalopirte.

Gedankenvoll setzte Skuldfrid ihren Weg weiter fort. Die feinen und schönen Züge des Fremdlings, seine stolze und doch anmuthige Haltung, seine tiefen, durchdringenden Augen — alles dies hatte auf Skuldfrid einen lebhaften Eindruck gemacht, besonders da in diesem Gesicht etwas lag, was ihr bekannt vorkam.

„Vermuthlich gleicht er irgendeinem Traumbild in meinem Innern“, dachte Skuldfrid lächelnd, „denn in der Wirklichkeit selbst habe ich ja keine andern Menschen gesehen als die Bauern, den Pastor, Professor Aberney, Tage, Tante Sarah und die Leute im Hause.“

Diesen Tag ging es mit der Lection ungewöhnlich schlecht. Skuldfrid war auf den naturhistorischen Vortrag ihres guten Freundes nicht aufmerksam, sondern unterbrach ihn unaufhörlich mit Fragen über ganz andere Gegenstände. Endlich sagte sie lächelnd:

„Heute wäre es ganz gewiß amusanter, etwas über Finnland und den letzten Krieg zu hören. Ach, lieber Freund, die Hitze ist so drückend, daß ich nicht im Stande bin zu denken.“

Aberney sah mislaunig aus, was er schon bei Skuldfrid's Ankunft gewesen war, denn es war ihm unangenehm,

sie zu Pferde zu sehen. Bei diesem Beweis von Mangel an Interesse aber ward er es noch mehr.

Skuldfrid bemerkte sogleich die Wolke auf seiner Stirn, neigte den Kopf auf die Seite und sagte lächelnd:

„Ach, Onkel, du mußt nicht gleich so mürrisch aussehen, wenn ich zuweilen unaufmerksam bin. Es rührt dies daher, daß mich zuweilen die Sehnsucht ergreift, von dem Lande zu sprechen, welches in so vielen Kämpfen gestritten und geblutet, und welches ich ebendeshalb so innig, so von ganzem Herzen liebe, daß ich mich niemals mit den Menschen aussöhnen kann, welche —"

Eine Hand legte sich auf Skuldfrid's Mund — es war Tante Sarah's Hand.

Die Wolke war inzwischen von Aberney's Stirn verschwunden und er begann von Finnland zu sprechen, welches auch ihm lieb und theuer war.

Ein Besuch des Pastors unterbrach jedoch sehr bald das Gespräch, und da Aberney nun von seinem Gaste in Anspruch genommen ward, so nahm Skuldfrid Abschied und begab sich nach Hause.

Während sie nach dem großen Waldwege hinabritt, wunderte sie sich, daß sie Onkel Aberney nichts von ihrer Begegnung mit dem Fremdling erzählt hatte. Sie konnte nicht begreifen, warum sie dies nicht gethan, und war nahe daran, ihr Pferd herumzuwerfen, um diesen Fehler wieder gut zu machen, als ihre Aufmerksamkeit durch einen Gegenstand am Kreuzwege gefesselt ward.

Es war dies nämlich ein weißes Pferd, welches an einen Baum angebunden stand. Sie erkannte es sofort wieder.

„Hat er denn den Weg nach Kronobro nicht fortgesetzt?" fragte sich Skuldfrid in Gedanken, „oder weshalb hat er das Pferd hier gelassen?"

In diesem Augenblick erhob sich die Gestalt eines Mannes. Er hatte von den Gebüschen verborgen am Fuße des Baumes gelegen, wo das Pferd stand. Ehe

noch Skuldfrid zur Stelle kam, schwang er sich in den Sattel und erwartete sie zu Pferde.

„Zürnen Sie meiner Dreistigkeit, daß ich Sie hier erwarte?" fragte er mit einer artigen Verbeugung und einem verbindlichen Lächeln.

„Sie wollten ja nach Kronobro?"

„Das ist wahr, nach reiflicher Ueberlegung aber zog ich es vor, den andern Weg zu nehmen, den Sie mir zeigten."

„Thaten Sie dies, um doppelt solange reiten zu können?"

„Ja, denn es gibt wirklich Augenblicke in unserm Leben, wo wir die Zeit festzuhalten und den Weg, den wir zurücklegen sollen, zu verdoppeln wünschen."

„Aber Sie sagten ja, daß Sie nicht gern umkehren."

„Das ist wahr, aber ich kehre auch nicht um, sondern setze meinen Weg blos weiter fort. Uebrigens liegt ja in den Umständen so vieles, was uns veranlassen kann, unsere Handlungsweise zu ändern. Nur unsere Grundsätze sind es, welche sich niemals ändern dürfen."

Ohne weitere Erlaubniß abzuwarten, ritt er neben Skuldfrid her.

„Wenn man Finnland das erste mal besucht", äußerte er während des Gesprächs, „so hat die Natur dieses Landes infolge ihrer riesigen Wälder, ihrer Sümpfe und ihrer Berge etwas Abschreckendes; es ist ein Land, welches für den, der nicht darin geboren, nicht sonderlich einladend ist."

„Dann kennen Sie dieses Land nicht mit seinem Reichthum an blanken Seen und erhabenen Naturschönheiten. Ach, in meinen Augen ist es schön und theuer!"

„Sie sind hier geboren und erzogen. Wäre übrigens Finnland auch noch so häßlich, so hat es gleichwol das Recht, stolz auf seine Töchter zu sein."

„Sagen Sie lieber auf seine muthigen Söhne. Seine

Männer sind wie die Felsen, neben welchen sie aufgewachsen sind, stark und muthig wie diese."

Der junge Mann lächelte, während er antwortete.

„So glauben wir alle von unsern Landsleuten. Jede Nation hält die ihrigen für die besten."

„Das ist wol möglich, aber in diesem Falle ist es die Geschichte, welche das Urtheil spricht. Das Volk, welches gesiegt und mit Heldenmuth für seine Selbständigkeit gekämpft, ist seinem Charakter nach ein großes Volk."

„So wie die Finnen", fiel der Fremdling fast ironisch ein.

„Ja, das finnische Volk ist groß von Charakter", antwortete Skuldfrid mit glühenden Wangen und blickte den Fremdling stolz an.

„Ich kenne Ihr Volk nicht, aber ich glaube gern, was Ihr schöner Mund sagt, besonders wenn es mit so vielem Enthusiasmus ausgesprochen wird. Sie dürfen gleichwol nicht vergessen, daß Finnland jetzt ein russisches Fürstenthum ist. Es ist sonach nicht stets siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen."

„Es ward nicht besiegt, sondern verrathen. Gegen die Gewalt hätte der Finne gekämpft bis auf den letzten Mann, aber gegen Betrug und Verrätherei gibt es keinen Heldenmuth."

„So jung und schon so bewandert in ernsten Dingen, daß Sie Ihre Nation mit Wärme vertheidigen!"

Das Interesse des Fremdlings hatte sich bedeutend gesteigert.

„Bedarf es wirklich eines hohen Alters und großer Kenntnisse, um das Vaterland zu lieben? Jeder Tagelöhner hegt ja dasselbe Gefühl. Die Liebe zum Vaterlande ist uns angeboren."

„Das ist wol möglich, aber gleichwol ist es ein Instinct, den nicht alle empfinden. Ich kenne Menschen, welche die ganze Welt als ihr Vaterland betrachten."

„Das können aber nur sehr wenige sein.“

„Glauben Sie?“ sagte der Fremdling und lachte auf eigenthümliche Weise. „Ich gehöre leider zu der Anzahl dieser wenigen, welche kein Vaterland anerkennen.“

„Dann beklage ich Sie“, sagte Skuldfrid und gab ihrem Pferde einen leichten Hieb mit der Weidenruthe, deren sie sich als Reitgerte bediente.

Bläs trabte ein wenig schneller.

„Warum reiten Sie ein so schlechtes Pferd?“ rief der Fremdling unwillkürlich, nachdem er den Bauerngalop, welchen Bläs ausführte, eine Weile betrachtet hatte.

„Aus dem einfachen Grunde, weil ich kein besseres habe“, antwortete Skuldfrid lachend, ohne im mindesten verlegen zu werden.

„Wer hat Sie reiten gelehrt?“

„Unser Verwalter und ich selbst. Ich glaube gern, daß ich eine schlechte Reiterin bin, aber dies hat weiter nichts zu bedeuten, denn ich reite einzig und allein deshalb, weil es mir Vergnügen macht. Ach, ich möchte dahinsausen wie der Sturmwind.“

„Wirklich? und gleichwol reiten Sie so langsam!“

„Durch den Wald, ja. Hier lausche ich den Seufzern der Waldfrau, die durch die Bäume rauschen, und auf den Gesang der Vögel — hier ist mir so wohl zu Muthe.“

Es entstand eine kurze Pause. Skuldfrid ließ ihr Pferd wieder im Schritt gehen und schien einige Augenblicke zu vergessen, daß sie nicht allein war. Der Fremdling brach endlich das Schweigen.

„Sie wohnen wol hier in dieser Gegend?“

„Ja, ich bin hier aufgewachsen.“

Sie befanden sich jetzt auf einer Anhöhe, und durch eine Oeffnung des Waldes hindurch sah man einen schönen Binnensee und an diesem ein Gehöft. Skuldfrid zeigte auf letzteres und setzte hinzu:

„Dort liegt meine Heimat, Ektorp.“

„Ah!“

Eine leichte Wolke glitt über die breite und klare Stirn des Fremden, als ob sich ihm eine unangenehme Erinnerung aufdrängte.

„Sie sind wahrscheinlich ein Reisender, der Finnland zum ersten mal besucht", hob Skuldfrid wieder an, ohne die Veränderung in seinem Gesicht zu bemerken.

„Ja, ich bin ein Reisender und halte mich für den Augenblick in Kronobro auf."

„In Kronobro? Der Besitzer ist also zurückgekehrt? Er ist, Gott sei Dank, mehrere Jahre nicht hier gewesen."

„Warum sagen Sie: Gott sei Dank?"

„Weil — weil — weil er — ein Russe ist", antwortete Skuldfrid, „und für jeden Russen, der nicht in Finnland ist, danke ich Gott."

Die Miene des Fremden verdüsterte sich und es lag ein eigenthümlicher Ausdruck in seiner Stimme, während er antwortete:

„Sie sind unvorsichtig und vergessen ganz, daß ich ein Fremder bin."

„O nein, aber welchen Nutzen hätten Sie wol, meine Worte übel zu deuten? Ich habe ja blos gesagt, was ich denke, und das kann doch niemals ein Verbrechen sein!"

„Zuweilen doch, zum Beispiel wenn ich selbst ein Russe wäre."

„Sie!" rief Skuldfrid und riß so heftig in ihr Pferd, daß Monsieur Bläs, welcher an dergleichen Bewegungen durchaus nicht gewöhnt war, einen gewaltigen Seitensprung that und die Reiterin dadurch aus dem Sattel schleuderte.

Sofort stand der Fremde auf der Erde und bückte sich, um Skuldfrid aufzuheben.

Bläs, der sich freifühlte, folgte seiner Sehnsucht nach dem Stalle und setzte sich in vollen Carrière heimwärts. Das Pferd des Fremdlings dagegen stand still wie ein Lamm, während sein Herr Skuldfrid aufhob.

„Wie steht's? Haben Sie Schaden genommen?“ fragte er theilnehmend.

Ein sonderbares Spiel des Schicksals wollte, daß sie sich jetzt an derselben Stelle befanden, wo Konstantin vor sechs Jahren Tage und Skuldfrid gemishandelt hatte.

„Ich kann mit dem einen Fuß nicht auftreten — ich muß mir ihn verrenkt haben“, antwortete Skuldfrid, die bei dem Versuch, zu stehen, vor Schmerz todtenbleich ward.

Mit starkem Arm trug sie der Fremde auf einen weichen Rasen, wo er sie niedersetzte.

„Dieses Ihr Misgeschick werde ich wol auf meinem Gewissen haben“, sagte er. „Wie steht es mit dem Fuß?“ setzte er sanft hinzu. „Wenn Sie hier warten wollten, so will ich nach Ihrem Hause reiten und Ihnen einen Wagen holen, oder glauben Sie, daß Sie auf meinem Pferde sitzen können, so will ich Sie zu Fuße begleiten. Gehen ist, wie Sie selbst finden, für Sie unmöglich.“

„Ach dann werde ich mich dafür entscheiden, Ihr Pferd zu benutzen. Sie sind zu gütig, daß Sie mir es so ritterlich anbieten.“

Skuldfrid lächelte.

„Aber Sie dürfen nicht länger hier zaudern, denn Ihr Fuß erheischt schnelle Hülfe, und ehe ich Kronobro erreiche, um den Arzt zu holen, wird ohnehin einige Zeit vergehen.“

„Den Arzt!“ rief Skuldfrid erschrocken. „Nein, um Gottes willen, schicken Sie nicht nach einem Arzt! Bei mir zu Hause wird man mich schon zu pflegen wissen.“

Das Wort Arzt rief in ihrer Erinnerung das einzige mal zurück, wo sie sich eines solchen hatte bedienen müssen.

„Und das Uebel wird sich wahrscheinlich verschlimmern.“

Er bückte sich, um Skuldfrid aufzuheben, aber sie schob seinen Arm sanft zurück, indem sie sagte:

„Ich bin schon oft gefallen und habe mir Schaden gethan, aber blos ein einziges mal habe ich bisjetzt die

Hülfe eines Arztes gebraucht. Versprechen Sie mir daher, mir keinen solchen zu schicken."

„Ich verspreche nichts, aber ich sage bestimmt: Hier dürfen Sie nicht länger weilen."

Ehe noch Skuldfrid Zeit hatte, weitere Einwendungen zu machen, war sie von der Erde empor und auf den Rücken des Pferdes gehoben.

„Thut der Fuß sehr wehe?" fragte der junge Mann.

Skuldfrid war nicht im Stande ein Wort zu sprechen, so heftig war der Schmerz. Auch wartete der junge Mann keine Antwort ab, sondern ergriff das Pferd am Zügel und führte so das arme Mädchen nach Ektorp.

Kein Wort ward zwischen ihnen weiter gewechselt. Am Gitterthor bat Skuldfrid ihren Begleiter, halt zu machen und ihr aus dem Sattel zu helfen, was er auch that.

Sie setzte sich auf eine kleine Bank, die hier stand, und sagte, als er sie über den Hof hinüberführen wollte:

„Nein, lassen Sie mich hier bleiben. Wenn Sie sich entfernt haben, werde ich jemand rufen, der mir beisteht."

„Warum wollen Sie nicht erlauben, daß ich Sie geleite und die wenigen Schritte über den Hof hinüberführe?"

„Meine Mutter sieht nicht gern Fremde", antwortete Skuldfrid.

Der junge Mann betrachtete sie einige Minuten lang, als ob er nicht recht wüßte, ob er gehorchen sollte oder nicht. Dann nahm er die Mütze ab, machte eine achtungsvolle Verbeugung und entfernte sich mit den Worten:

„Leben Sie wohl! Möge Ihr Fuß bald wieder gesund werden."

Und ehe Skuldfrid Zeit hatte, einige Worte des Dankes zu stammeln, schwang er sich aufs Pferd und sprengte in wildem Galop davon.

Sie schaute ihm mit wehmüthigem Blicke nach. Es kam ihr vor, als ob der Buchfinke, welcher zwitschernd auf dem Baume über ihrem Haupte saß, ihr eine Menge

traurige Dinge hätte erzählen wollen. Ein eigenthümliches, unruhiges und qualvolles Gefühl erfüllte Skuldfrid's sonst so ruhige Brust und eine geheime Ahnung flüsterte, daß der Unfall mit dem Fuße ein schlimmes Omen sei.

Endlich, als sie von dem forteilenden Reiter nichts mehr sah, begann sie zu rufen, und nach wenigen Minuten ward Annika unter der Küchenthür sichtbar.

Da eine hohe Fliederhecke die Bank, auf welcher Skuldfrid saß, verdeckte, so konnte die alte Dienerin sie nicht sehen, und erst nach mehreren wiederholten Rufen lenkte sie ihre Schritte nach der Richtung, aus welcher der Ton herkam.

„Was ist denn passirt, daß du so fürchterlich schreist?" fragte Annika ärgerlich.

„Ach liebe Annika, ich habe den Fuß gebrochen und kann nicht von der Stelle", antwortete Skuldfrid.

„Ach du Herr mein Schöpfer! Den Fuß hast du gebrochen? — Und wie siehst du aus? Bestäubt und zerzaust wie eine Landstreicherin! Ich merke schon, du bist wieder einmal geritten! Wie oft habe ich gesagt, daß das zu nichts Gutem führen würde und —"

Hier unterbrach sich Annika, denn Skuldfrid ward leichenblaß.

„Petter!" rief die Alte einem Knecht zu, der in diesem Augenblick gegangen kam, „tragt einmal die Mamsell hinauf — sie hat sich den Fuß verrenkt."

Annika ging immer noch, obschon mit gedämpfter Stimme, keifend voran, und Petter folgte mit Skuldfrid, die er auf Jungfer Annika's Anordnung hinauf in ihr Zimmer trug.

Der Fuß ward entkleidet und man fand, daß er sehr geschwollen war. Annika wusch ihn mit Branntwein, während sie mit Skuldfrid berieth, wie man es umgehen könne, Frau Smidt etwas zu sagen, wenigstens diesen Abend.

Trotz aller angestrengten Bemühungen der alten Dienerin ward aber der Fuß immer schlimmer und schlimmer und sie ward ganz trostlos, als der Versuch, ihn gerade zu ziehen, ohne Erfolg blieb.

„Es wird wol am besten sein, liebes Herzchen, wenn Ivar oder Petter nach Kronobro reitet und den Docter holt", sagte Annika.

In demselben Augenblick hörte man einen Wagen gefahren kommen und am Gitterthor halt machen.

Dies war etwas so Außerordentliches, daß Annika trotz ihrer Angst von der wimmernden Skuldfrid hinweg ans Fenster sprang.

„Ein fremder Herr und dies mitten in diesem Elende!" rief sie und eilte hinaus. „Das fehlt noch!"

Im Vorhause begegnete sie dem Angekommenen, einem ältern Mann von sehr vortheilhaftem Aussehen. Annika erkannte sofort Doctor Wagner.

„Man hat mir gesagt, daß Mamsell Smidt Schaden genommen habe", sagte der Doctor.

Annika stierte ihn an, und in ihrem Kopfe spukten wunderliche Ideen von Waldgeistern und dergleichen, welche Botendienste geleistet. Wer hätte sonst den Doctor rufen können, und wie war es auf natürliche Weise zu erklären, daß er gerade in dem Augenblick kam, wo sie seine Hülfe zu haben wünschte?

Da die Alte keine Antwort gab, so hob Wagner wieder an:

„Sollte man zufällig Spott mit mir getrieben haben, und Mamsell Smidt meines Beistandes nicht bedürfen?"

„O ja, o ja — ach mein Gott freilich bedarf sie ihn, aber es ist so wunderbar — es ist — es ist —"

Annika nickte und schüttelte wiederholt den Kopf und führte den Doctor endlich hinauf zu Skuldfrid.

Er begrüßte die Patientin, die bei seinem Anblick die Farbe wechselte, mit ausgesuchter Höflichkeit. Dann untersuchte er den beschädigten Fuß, welcher, wie sich ergab,

ganz ausgerenkt war. Er bat dann Skuldfrid mit einigen gewählten Worten um Entschuldigung, daß er sich genöthigt sähe, ihr Schmerz zuzufügen.

Skuldfrid hielt jedoch das Einrichten mit bewunderns-würdiger Standhaftigkeit aus und ohne daß ein Ton der Klage über ihre Lippen kam. Der Arzt verschrieb ihr hierauf einige Umschläge.

Als der Wagen mit dem Arzte wieder fortrollte, kam Frau Smidt langsam aus dem Garten gegangen. Die verflossenen sechs Jahre hatten die Spuren des Kummers ihren Zügen noch tiefer eingegraben. Ihre ganze Erscheinung war gleichsam eine von Schmerz versteinerte. Bei ihrem Eintritt in das Vorhaus rief sie nach Annika, die sogleich aus Skuldfrid's Zimmer herunterkam.

„Es war mir, als hörte ich das Geräusch eines Wagens", sagte Frau Smidt. „Ist jemand Fremdes hier gewesen?"

„Ja, der Doctor von Kronobro", antwortete Annika dreist.

„Was suchte er hier?"

„O, Skuldfrid hat sich nämlich —"

„Skuldfrid! Skuldfrid!" wiederholte Frau Smidt und trat der alten Dienerin einen Schritt näher, „was ist ihr zugestoßen?"

„Sie hat sich den Fuß verrenkt. Es hat jedoch keine Gefahr damit und der Doctor hat ihn schon eingerichtet."

Ohne weiter auf etwas zu hören, ging Frau Smidt hinauf zu ihrer Tochter.

Annika murmelte:

„Gott sei Dank, daß sie nicht fragte, wie der Doctor hierher kam, denn diese Frage hätte ich ihr nicht beantworten können."

Neunzehntes Kapitel.

Wir versetzen uns jetzt nach Kronobro. Dieser große Herrensitz hatte, seitdem der General vor drei Jahren hier gestorben war, öde und verlassen gestanden. Konstantin befand sich beim Tode des Vaters auf einer Seereise.

Jetzt nach Verlauf von sechs Jahren langte der junge Besitzer plötzlich auf den Gütern seiner Väter an, und zwar in Begleitung zweier russischen Edelleute, welche leidenschaftliche Jäger waren.

Das Hauptgebäude auf Kronobro bestand in einem viereckigen Hause mit zwei großen Flügeln. General Canitz hatte die Zimmer mit fürstlicher Pracht einrichten und möbliren lassen. Hier war aller Luxus aufgehäuft, welcher den Geschmack des reichen Russen kennzeichnet.

Das Haus war mit seinen Marmorsäulen und Balconen ein wirklicher Palast zu nennen. Der größte Salon der ersten Etage, der sich in der Mitte des Gebäudes befand und quer durch dasselbe ging, mit Fenstern, die auf den Fußboden herabreichten, und Glasthüren, die auf den Balcon hinausführten, konnte als Probe von der Einrichtung der übrigen Zimmer dienen. Die Tapeten waren hier von grauem Seidendamast mit eingewebten Blumen in Roth und Silber. Die zwischen den Fenstern ange=

brachten Spiegel waren in versilberte Rahmen gefaßt, die wiederum mit den prachtvollsten Krystallen und Mineralien eingelegt waren. Die Möbel von versilbertem Holz waren mit demselben Stoff überzogen, aus welchem die Tapeten bestanden, ein großer und vier kleinere Kronleuchter von Silber mit rothem Glas hingen von der Decke herab, und in allen Ecken des Salons standen Marmorgruppen, welche silberne Candelaber trugen.

Die Vorhänge waren mit kostbaren Borten und Quasten in Roth, Grün und Silber befestigt.

Auf einem der vielen kleinen Sofas, die sich in diesem Salon befanden, lag an demselben Abend, wo Skuldfrid die Begegnung mit dem Unbekannten gehabt, der junge Besitzer von Kronobro. Die Glasthüren des Gartenbalcons standen offen und ließen balsamische Blumendüfte herein.

Lothard Konstantin Canitz war jetzt ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt, mit einem im höchsten Grade vortheilhaften Aeußern. Die hohe und breite Stirn war so frei und offen, daß es war, als könne dieselbe niemals von einer Wolke beschattet werden. Die tiefliegenden, großen, dunkeln Augen hatten einen gemischten Ausdruck von Intelligenz, Sanftmuth, Leidenschaft, Feuer und Kühnheit. Die Form des Gesichts war ein reines Oval, die Nase fein geformt, der Mund klein mit blendend weißen Zähnen, dunkles Haar und ein ebensolcher Backenbart schlossen das Gesicht in einen Rahmen ein.

Für den Augenblick schien Konstantin von unruhigen Gedanken gepeinigt zu werden. Von Zeit zu Zeit sah er auf seine Uhr und endlich, als dieses ihn nicht zerstreuen konnte, ergriff er eine silberne Klingel, die neben ihm auf einem kleinen Marmortisch stand, und läutete heftig.

Ein Bedienter in grün und rother Livree ward sofort sichtbar.

„Ist der Doctor wieder da?“ fragte Konstantin den Diener auf russisch.

„Nein, noch nicht“, war die Antwort, welche in derselben Sprache gegeben ward.

„Sobald er kommt, sage ihm, daß ich warte.“

Dieselbe Frage und derselbe Befehl ward jetzt zum siebenten mal ausgesprochen, seitdem der Doctor Kronobro verlassen hatte.

Als der Diener nach einer tiefen Verbeugung das Zimmer verlassen hatte, begann Konstantin in sichtlich ungeduldiger Gemüthsstimmung auf- und abzugehen.

Endlich blieb er an einer der geöffneten Glasthüren stehen und blickte hinaus ins Freie.

Weit draußen sah man das Meer und die Sonne lehnte ihre glühende Wange an seinen kühlen Busen.

Von welcher Art die Betrachtungen, welche das Innere des jungen Mannes beschäftigten, auch sein mochten, so ward er doch bald durch das Eintreten einer Person gestört.

Konstantin drehte sich sogleich herum, und Doctor Wagner kam auf ihn zu.

„Nun Doctor, wie steht's?“ fragte Konstantin auf französisch.

„Den Fuß habe ich eingerichtet, aber sie muß sich nun zwei bis drei Wochen ganz ruhig verhalten und darf sich nicht rühren“, antwortete der Doctor mit einem verbindlichen Lächeln.

„Ich versprach Ihnen jede beliebige Belohnung, dafern Sie den Schaden schnell heilten.“

„Herr Baron, meine Kunst kann die Natur nur unterstützen. Wir Aerzte sind keine Götter.“

„Das merke ich allerdings, und ich weiß wirklich nicht, was Ihre Kunst eigentlich nutzt, da die Natur die größte Arbeit verrichtet.“

Konstantin warf sich auf ein kleines Sofa, welches er an die geöffneten Glasthüren geschoben.

„Sie nutzt dazu, einen verrenkten Fuß einzurichten, einen gebrochenen Arm in Schienen zu legen, die Wunden, die man sich zugezogen, zu heilen und —"

„Ah! Sie haben ein gutes Gedächtniß, wie ich bemerke. Wissen Sie was, Doctor? Sie sind eine ganz eigenthümliche Zusammensetzung von Schlauheit und Kühnheit, von demüthiger Kriecherei und dreister Offenheit. Sie sind, wie alle Ihre Landsleute, eine wunderbare Mischung von Schurke und ehrlichem Mann."

Ueber die lächelnden Züge des Doctors flog ein drohender Ausdruck, aber so rasch, daß er keine Spur zurückließ.

„Was Sie da von mir und meinen Landsleuten sagen, kann, wie ich zu behaupten wage, von allen Menschen gesagt werden. In irgendeinem Winkel unsers Innern findet sich stets der Keim, aus welchem sich ein Schurke bilden kann, und es kommt ausschließlich auf die Verhältnisse, in die wir kommen, an, ob der Schurke oder der ehrliche Mann die Oberhand gewinnt."

„Oder ob sie Hand in Hand gehen wie bei Ihnen."

„Sehr richtig; doch ich muß Sie verlassen", entgegnete der Doctor mit einer tiefen Verbeugung.

Konstantin streckte die Hand aus und sagte lächelnd:

„O glauben Sie nicht, daß Sie so leicht loskommen. Gurtzskow und Brunskowirtz sind auf der Jagd. Ich bin daher allein und wünsche, daß Sie mir heute Abend Gesellschaft leisten. Ich habe das und jenes mit Ihnen zu besprechen. Es ist lange her, seitdem wir keine vertrauliche Unterredung miteinander gehabt haben. Sie sind also für die übrigen Stunden dieses Tages mein Gesellschafter."

„Mit dem größten Vergnügen", antwortete der Doctor höflich, setzte den Hut aus der Hand, schob einen Sessel herbei und wollte Platz nehmen, als Konstantin sagte:

„Haben Sie die Güte zu klingeln. Wir können unmöglich plaudern, wenn wir nicht Pfeifen und Wein haben."

Als der Doctor die Klingel ergriff, warf er zugleich einen finstern Blick auf den jungen Mann, der ihm mit einer gewissen rücksichtslosen Ueberlegenheit begegnete.

Einige Augenblicke später finden wir den Arzt und den Besitzer von Kronobro ihre Pfeifen rauchend, während sie zugleich aus Gläsern schlürften, welche eine treffliche Sorte edeln Traubensaftes enthielten.

Es war eine lange Pause eingetreten. Der Doctor schien ausschließlich beschäftigt, seine ungewöhnlich kleinen Füße zu betrachten, Konstantin dagegen schaute gedankenvoll in die Rauchwolken hinein. Seine Nachdenklichkeit war echt und aufrichtig, die Bewunderung des Doctors für seine Stiefel dagegen vollständig erheuchelt, denn er warf dann und wann einen lauernden Blick auf Konstantin.

Endlich brach dieser letztere das Schweigen. Er heftete seine durchdringenden Augen auf den Doctor und sagte:

„Haben Sie nicht etwas von Ihrer neuen Patientin zu erzählen?"

„Ich habe Ihnen ja über ihr Befinden schon Auskunft gegeben", antwortete der Doctor ganz gleichgültig, ohne zu thun als verstünde er, daß Konstantin von ihr sprechen hören wollte.

„Na, spielen Sie nicht den Einfältigen, Doctor! Könnten Sie wirklich Ihren Scharfsinn so verleugnen, daß —"

„Daß ich nicht ahnte, daß ganz andere Gefühle als Mitleiden die Ursache Ihrer Unruhe über den Unfall des Mädchens sind, wollen Sie sagen. O nein, ich fasse Ihre Gefühle jetzt noch vollkommen ebenso gut auf wie früher, jetzt für den Augenblick aber schweige ich und warte, daß Sie mir sagen werden, Sie hätten das Mädchen nicht blos schön, sondern auch unwiderstehlich einnehmend gefunden. Sie gleicht einer üppigen Rose, welche mit ihrer Schönheit und ihrem Duft selbst einen Heiligen verlocken kann, sie brechen zu wollen. Und daher rührt Ihr Interesse."

„So!" entgegnete Konstantin mit fast spöttischem Lächeln. „Sie glauben also, ich sei keines Mitleids fähig, dafern es nicht seinen Ursprung in meinen egoistischen Begierden habe?"

„Der Glaube, Herr Baron, kommt hier nicht in Frage. Ich bin vollkommen überzeugt, daß dem so ist; doch dies war es nicht, worüber Sie mit mir zu sprechen wünschten, sondern es war vielmehr die schöne Dirne da drüben auf dem kleinen Ektorp."

„Sie haben recht. Was ich bin, wie viel Gutes oder Böses sich in mir findet, das weiß noch niemand, nicht einmal ich selbst und am allerwenigsten Sie."

Es trat eine Pause ein.

„Sahen Sie die Mutter des Mädchens?" fragte Konstantin endlich.

„Nein, blos die alte Magd."

„Wissen Sie etwas von den Bewohnern von Ektorp?"

„O ja, ebenso viel wie alle andern Leute hier im Orte und vielleicht noch ein wenig mehr. So weiß ich zum Beispiel, daß dieses Mädchen, welches jetzt durch ihre Schönheit einen so gewaltigen Eindruck auf Sie gemacht hat, dasselbe Kind ist, welches Sie vor sechs Jahren mishandelten."

„Wirklich? Ich fürchtete es in der That", entgegnete Konstantin mit bekümmerter Miene. „Ja noch mehr, ich glaubte in diesen schönen Zügen das Gesicht der Kleinen wiederzuerkennen, als sie besinnungslos dalag und Sie mich zwangen zu fliehen."

„Ferner weiß ich, daß die Mutter ein vollkommen abgesondertes, zurückgezogenes Leben führt. Sie geht mit niemand um, fährt niemals anders aus als zur Kirche, was dreimal jährlich geschieht, und nimmt nie Besuch an, ausgenommen den des Pastors. In dieser Einsamkeit hat sie ihre schöne Tochter erzogen, welche ohne allen Zwang aufgewachsen ist — an Gewohnheit und Manieren ein Naturkind, an Geistesbildung aber den

meisten ihres Alters überlegen. Ferner weiß ich, was Sie vielleicht selbst nicht wissen, nämlich daß Frau Smidt das Gut Ektorp von dem General, Ihrem Vater, auf zwölf Jahre gepachtet hat und daß dieser Pacht jetzt erneuert werden oder die Witwe die Besitzung verlassen muß. Es ist dies natürlich Sache Ihres Verwalters und der alten Frau selbst."

Die Augen des Doctors ruhten mit einem beinahe hämischen Ausdruck auf Konstantin.

„Nun, das sind ja vollkommen gleichgültige Dinge", fiel dieser ein.

„Allerdings, aber wer weiß, wozu die Kenntniß derselben in Zukunft dienen kann. Es ist stets gut, zu wissen, auf welchem Fuße man mit Personen steht, für die man sich interessirt; der eigene Vortheil ist der Ursprung aller Zuneigung."

„Welch eine abscheuliche Lebensphilosophie!"

„Wol möglich, gleichwol aber ist sie die, welcher wir alle bei unsern Handlungen folgen."

Konstantin zuckte verächtlich die Achseln, als ob er damit andeuten wollte, daß er es nicht der Mühe werth hielte, diesen Einwurf zu beantworten.

„Von wem hat das Mädchen denn die ungewöhnliche Geistesbildung, von der Sie sprachen, erhalten?"

„Theils von der Mutter, theils von Aberney, dem Professor und Besitzer von Junta."

„Das ist wol der Vater des Knaben, welcher das Mädchen an jenem verhaßten Tage so hartnäckig zu vertheidigen suchte?"

„Der Onkel ist es. Der Professor ist unverheirathet und ein Mann von einigen vierzig Jahren, von stattlichem Aeußern und seinem Innern nach ein echter Finne."

„Ich verstehe — ein Stierschädel."

„Ja, wenn Sie mit diesem Namen die unerschütterliche Festigkeit, die Redlichkeit und die warme Vaterlandsliebe bezeichnen wollen, welche das finnische Volk auszeichnet."

„Wann sind Sie, Doctor, ein solcher Bewunderer dieses «trägen und halsstarrigen» Volks geworden?"

„Sie erlauben, Herr Baron; ich bewundere nicht, sondern ich spreche blos von einem Factum.'

„Gut! Wollen Sie nun hören, was ich mit Bezug auf dieses Mädchen wünsche?"

„Brauchen Sie dies wirklich zu sagen? Ich sollte meinen, dies wäre vollkommen überflüssig. Erstens wünschen Sie, sie möge nicht erfahren, daß Sie Konstantin Canitz sind. Sie möge Sie für Gurtzkow oder einen andern ansehen, nur nicht für den Besitzer von Kronobro. Weiter wünschen Sie durch mich einen Briefwechsel zu Stande zu bringen, und endlich, daß ich das Terrain recognoscire, damit Sie erfahren, auf welche Weise Sie mit dem Mädchen in Berührung kommen können."

Konstantin sprang vom Sofa auf, stürzte ein volles Glas Wein hinunter, ging einmal im Zimmer auf und ab und blieb dann mit verschränkten Armen vor dem Doctor stehen, indem er langsam sagte:

„Haben Sie das Märchen gelesen, wie der Teufel Seelen wirbt?"

„Nein, ich lese niemals Märchen."

„Das ist schade. Außerdem würden Sie sich darin wiedererkannt haben, denn er macht es gerade so wie Sie. Er nimmt die schönsten Vorsätze des Menschen und verkehrt sie zum Bösen. Es geschieht dies auf die Weise, daß er in dem Augenblick, wo ein guter Entschluß gefaßt war, der menschlichen Schwachheit alle möglichen Auswege zeigt, ihre Leidenschaften zu befriedigen. So machen Sie es auch. — Als ich mich von dem jungen Mädchen entfernte, beschloß ich, sie niemals wiederzusehen. Ich schickte Sie zu ihr, damit ihr bald geholfen würde, denn ich betrachtete mich als die Veranlassung des Unfalls. Ich wünschte unerkannt zu bleiben, damit sie keine unangenehme Erinnerung an unser kurzes Beisammensein hätte. Endlich beabsichtigte ich, Ihnen meinen Wunsch mitzu=

theilen, Kenntniß von der pecuniären Lage dieser Leute zu erhalten, sowie daß Sie sagen sollten, der Mann, welcher ihr die Unannehmlichkeit mit dem verrenkten Fuße zugezogen, habe den Ort wieder verlassen. Alles dies war bei meiner Ehre das, was ich mir vorgenommen."

„Nun, in diesem Fall geht es ja auch recht gut an, daß Sie Ihre schönen und romantischen Vorsätze noch ausführen."

Konstantin ging wieder in scheinbar aufgeregter Gemüthsstimmung im Zimmer auf und ab. Der Blick des Doctors folgte ihm.

„Ich möchte wissen", hob Konstantin wieder an, indem er an den geöffneten Glasthüren stehen blieb, „ob mein Vater nicht einen furchtbaren Fehlgriff beging, als er Sie zu meinem Hofmeister machte. Sie waren der Mann, den ich bis zur Anbetung liebte. Sie besaßen deshalb eine unbegrenzte Macht über mich, und mit Ihrem überlegenen Verstand hätten Sie mich leicht vom Bösen zurückhalten können. Gleichwol gibt es kaum irgendeine ausschweifende oder unerlaubte Handlung in meinem Jünglingsleben, die nicht aus den Keimen hervorgegangen wäre, welche Sie meinem Innern eingepflanzt."

„Aber wenn dem so ist, wie können Sie mich dann einen ehrlichen Mann nennen?"

„In Ihrem Verhältniß zu mir als Lehrer habe ich Sie niemals einen ehrlichen Mann genannt, denn eben hierin sind Sie Schurke gewesen."

„Und dennoch waren Sie es, der mir den Posten verschaffte, welchen ich jetzt bekleide."

„Ich verschaffte Ihnen denselben aus zwei Gründen. Erstens deshalb, weil Sie, indem Sie mein Hofmeister gewesen, eine Zeit verschwendet, welche Sie vortheilhafter hätten anwenden können. Ich stand bei Ihnen in einer großen Schuld, die nicht so leicht abgetragen werden konnte. Das Einkommen, welches Sie als mein Hofmeister hatten, konnte Ihnen nicht den Verlust der Zeit

ersetzen, die ich Ihnen gekostet. Deshalb war es meine Pflicht, die Sache so einzurichten, daß Sie ein mit Ihren eigenen Ansprüchen übereinstimmendes Amt erhielten."

„Und Sie glauben, ein solches habe ich nun? Warum nicht lieber das, was Ihr Vater mir bei der Fürstin * * * verschaffen wollte?"

„Weil Sie dann hätten in Rußland leben müssen, bei einer Russin, umgeben von allem, was Ihren Haß gegen die Unterdrücker Polens erwecken müßte. In Rußland wäre selbst der Schimmer Ihrer bessern Instincte vertilgt worden. Hier dagegen, in einem Lande, dessen Volk den Leiden, welches das Ihrige getroffen, fremd ist, gab es nichts, was die schlummernde Erbitterung in Ihrer Seele erweckt hätte. Wagner, der ehrliche Mann, war es, dem ich durch meinen Vater das Amt eines Bezirksarztes verschaffte und zum Arzt für Kronobro machte, vollkommen überzeugt, daß Sie hier für Ihre Thätigkeit und Menschenliebe ein hinreichendes Feld hätten. Die Jahre, welche seitdem verflossen, haben mir bewiesen, daß ich Sie nicht unrichtig beurtheilte. Sie sind beliebt und geachtet bei allen, den Armen sowol als den Reichen. Sie sind der Freund der erstern, der Beistand der letztern gewesen und haben als Arzt ebenso wie als Mensch Ihren Platz gewissenhaft ausgefüllt."

„Und gleichwol nannten Sie mich soeben einen Schurken", fiel der Doctor mit geschmeidigem Lächeln ein.

„Ja, und das thue ich auch jetzt wieder, denn die Lebensphilosophie, welche Sie mir beibringen wollten, ist die eines Schurken. Die Geschicklichkeit, mit welcher Sie die Saiten meines Innern zu berühren wußten, sodaß Sie vor der Zeit meine Begierden erweckten, war die eines Schurken, und wenn ich gegenwärtig nicht ein vollkommen verderbter junger Mann mit einem von Ausschweifungen vertrockneten Herzen bin, so ist das nicht Ihr Verdienst, sondern die Ehre gebührt meinen natür-

lichen Anlagen sowie dem Umstande, daß ich mehrere Jahre lang von dem schleichenden, giftigen Einflusse Ihrer Lehren entfernt gelebt habe."

Konstantin schwieg.

Doctor Wagner schien keine Lust zu haben, das Gespräch fortzusetzen. Er rauchte ganz gleichgültig seine Pfeife und ließ den jungen Mann ungestört in den Betrachtungen, in welche er sich versenkte.

Plötzlich wendete Konstantin sich wieder zu ihm:

„Warum wollten Sie einen moralisch häßlichen Menschen aus mir machen? Warum zeigten Sie mir bei jeder Versuchung die Mittel, durch welche ich meine unedeln Wünsche befriedigen konnte? Sie thaten auf diese Weise alles, was zu meinem Untergange dienen konnte."

Konstantin's Stimme war gereizt.

„Herr Baron, Sie haben sich selbst aufgeregt und deshalb sehen Sie alles in einem falschen Lichte, sonst würden Sie einsehen, daß ich nur nach den Ansichten gehandelt habe, welche die meinigen sind. Ich bin allen jenen Vorurtheilen fremd, welche für die große Masse Gesetz sind, und ich habe dieselben bei unserm Umgange nicht dazwischentreten lassen. Ich habe die Ueberzeugung, daß ein junger Mann Kenntniß von allen Verhältnissen des Lebens haben muß, um eine richtige Anschauung vom Leben selbst zu erhalten. Er muß den schäumenden Becher des Genusses gekostet haben, um seine Schwäche und seine Stärke kennen zu lernen. Meine Lebensphilosophie ist überdies die, daß wir unser Dasein genießen müssen. Ist diese Ansicht nicht richtig, so dürfen Sie mich beklagen, aber nicht anklagen, denn sie ist jedenfalls mein und eine andere konnte ich Ihnen nicht beibringen."

„Ihr eigenes Leben ist also keine Reihe von taumelnden Freuden, sondern ganz untadelhaft?"

„Und warum? Weil meine Genüsse von anderer Art

sind wie die anderer Menschen. Ich liebe den Wein, aber nur den mäßigen Genuß desselben; — ich habe noch kein Weib gefunden, welches mir reizend erschienen wäre. Die Folge hiervon ist gewesen, daß ich mich niemals den Freuden des Weins oder der Liebe hingegeben habe. Ich habe eine Hauptleidenschaft, und diese sind meine Studien. Diesen gebe ich mich hin und genieße sie mit vollen Zügen. Mein Beruf als Arzt ist mir theuer. Dies ist der Grund, weshalb ich ihm mit Sorgfalt obliege. Machte er mir kein Vergnügen, so würde ich ein nachlässiger und gleichgültiger Arzt sein, denn wir thun nur das gut, was uns Vergnügen macht. Ich überlasse mich ohne Zwang allem, was das Leben angenehm machen kann. Der Fehler, Herr Baron, ist nicht mein, wenn die Natur mir weniger Fähigkeiten zum Genuß gegeben hat als Ihnen."

Hier trat wieder kurzes Schweigen ein, worauf der Doctor von etwas anderm zu sprechen begann, und bald gelang es ihm, Konstantin's Interesse an den Gegenstand, den er behandelte, so zu fesseln, daß der junge Mann ihr früheres Gespräch vergessen zu haben schien.

Nur wenig Menschen haben ein größeres Talent besessen, durch ihre Beredsamkeit zu interessiren und zu fesseln, als Doctor Wagner, und gerade dies machte ihn so gefährlich, wenn er seine in sittlicher Beziehung so höchst verwerflichen Sophismen durchführte.

Die beiden Herren nahmen ein leckeres Souper ein. Es war Mitternacht vorüber, als der Doctor seinen Hut nahm, um sich nach Hause zu begeben. Er bewohnte den linken Flügel, der an und für sich ein stattliches Herrenhaus ausmachte.

Konstantin reichte dem Doctor die Hand zum Abschied und ließ ihn bis an die Thür gehen, ohne ein Wort über seinen Besuch am folgenden Tage bei Skuldfrid zu sagen. Der Doctor hütete sich wohl, diesen Gegenstand auch nur mit einem Worte zu berühren.

Gerade aber als der Doctor die Hand auf das Thürschloß legte, um zu öffnen, sagte Konstantin mit affectirter Gleichgültigkeit:

„Welche Zeit besuchen Sie morgen Ihre junge Patientin?“

„In aller Frühe“, war die Antwort.

Noch eine Verbeugung, ein Druck auf das Schloß und der Doctor verschwand.

Konstantin blieb mitten im Zimmer stehen und heftete seinen Blick auf die Thür. Er murmelte bei sich selbst:

„Welche höllische Gedanken und Wünsche hat dieser Dämon in meiner Brust erweckt! Ha, welch ein elendes Werkzeug bin ich in der Hand dieses Menschen! Bin ich denn auch wirklich das schwache Wesen, welches sich von den Leidenschaften beherrschen läßt, die ein anderer anstachelt? Ach, ich weiß selbst nicht, was ich bin, bis irgendein mächtiges und starkes Gefühl die Seele beherrscht und in die Saiten des Herzens greift. Bisjetzt habe ich noch keine jener innern Kräfte kennen gelernt, welche uns Sterbliche zu großen Männern oder zu Lumpen machen. Ich habe niemals Aeltern, niemals eine Heimat gehabt, ich habe niemals Liebe gekannt, weder zu Vater noch zu Mutter, ich habe niemals einen Freund und — was noch schlimmer ist — niemals ein Vaterland gehabt. Gezeugt von einem Vater, der seinem Vaterlande abtrünnig geworden, geboren von einer Mutter, die ich niemals gekannt, ist mein Blut ein gemischtes, und nicht einmal der Instinct fesselt mich mit Vorliebe an Landsleute oder Heimat. Ich gehöre einer Nation an, die ich verachte; ich diene einem Monarchen, den ich verabscheue; meine ganze Stellung ist geeignet, in meinem Innern jenes Chaos von Bösem und Gutem hervorzurufen, welches bisjetzt meinen Charakter bezeichnet hat. Ich, der reiche und mächtige Canitz, bin arm und beklagenswerth, denn obschon erst zweiundzwanzig Jahre alt, bin

ich doch des Lebens müde und besitze weiter nichts als einen Reichthum, wofür ich mir alles kaufen kann, nur nicht wirkliche Freunde, Aeltern, Vaterland und Glück. Der Ueberfluß kann Taumel schaffen und Gelegenheit zur Befriedigung unserer Launen geben, aber nicht eine einzige Minute wahres Glück schenken.“

Zwanzigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Morgen, als der Doctor im Begriff stand, seinen Kaffee zu trinken, trat Konstantin in seine elegante, behagliche Wohnung. Wagner saß in einer großen Bibliothek, deren Wände sämmtlich mit gefüllten Bücherschränken besetzt waren.

Bei Konstantin's Anblick erhob sich Wagner sofort und begrüßte ihn mit ausgesuchter Artigkeit, indem er sagte:

„Was verschafft mir schon so zeitig die Ehre Ihres Besuchs, Herr Baron?"

Bei sich selbst jedoch dachte er:

„Ich wußte schon, daß er sich vor meinem Weggange einfinden würde, und ich wollte mein Leben verwetten, daß er einen Brief mitbringt, den ich an das Mädchen besorgen soll."

„Ich wollte Sie treffen, lieber Doctor, ehe Sie nach Ektorp führen, um Sie zu bitten, heute bei mir zu speisen", sagte Konstantin.

„Für diese Einladung bin ich sehr dankbar. Sobald ich von meinen Krankenbesuchen zurückkomme, werde ich die Ehre haben, mich einzufinden."

Konstantin sprach sodann von einigen gleichgültigen

Dingen, worauf er sich wieder entfernte, zur nicht geringen Ueberraschung des Doctors, welcher einen vertraulichen Auftrag erwartet hatte.

„Was beabsichtigte er eigentlich mit diesem Besuch?" fragte Wagner sich selbst. „Einladungen zu Tische pflegt er sonst stets durch einen Diener besorgen zu lassen, folglich war dies blos ein Vorwand. Er, der reiche und stolze Canitz, sollte sich persönlich einer Einladung wegen bei Wagner einfinden? Unmöglich."

Der Doctor lachte höhnisch und nahm wieder seinen Platz am Kaffeetisch ein, den er verlassen hatte. Als er die Tasse ergriff, erblickte er einen danebenliegenden Brief. Derselbe war an ihn adressirt.

„Aha", sagte der Doctor mit sardonischem Lächeln, „Nun wird man Aufschluß über seine Artigkeit erhalten."

Er wog den Brief in der Hand und hielt in Gedanken folgenden Monolog:

„Was enthält wol dieser Brief? Denken wir darüber nach. Wahrscheinlich einige Redensarten, daß ich mit meinen Worten seinen schlechtern Menschen geweckt u. s. w., und endlich wird er mich bitten, einen Gruß oder ein Billet an das Mädchen zu bestellen, welches ich in meiner ärztlichen Behandlung habe. Bah! Dieser armselige Mensch besitzt nicht einmal so viel Seelenkraft, daß er ein ausschweifender Gesell sein kann, ohne deshalb andere anzuklagen."

Das Lächeln des Doctors veränderte sich plötzlich und erhielt ein Gepräge von unversöhnlichem Haß, während er fortfuhr:

„Du irrst dich, weichlicher Jüngling, wenn du glaubst, daß ich dich blos der Ausschweifung in die Arme werfen will. Nein, ich will deinen Untergang. Ich wünschte dein Leben zu einer Kette von Qualen und Verbrechen zu machen, die dein Inneres durch die Martern der Reue zerfleischen, wenn dein stolzes Herz zu dem Bewußtsein

erwacht, daß du dich erniedrigt hast. Und doch, was könntest du leiden, was mit dem Unheil zu vergleichen wäre, womit dein Geschlecht die Meinen überhäuft hat!"

Er erhob sich heftig und erbrach das Siegel des Briefs. Derselbe enthielt ein kleines Billet, an „Mamsell Smidt" adressirt, und folgende Zeilen an Wagner:

„Sie haben sich erboten, mein Briefträger zu sein. Deshalb, bester Doctor, bin nicht ich es, der Sie durch den Auftrag verletzt. Uebergeben Sie das hier beiliegende Briefchen seiner Adressatin, am liebsten aber so, daß sie es nicht eher findet, als bis Sie wieder fort sind."

„Und keine Vorwürfe?" murmelte der Doctor. „Um so besser."

Er steckte den Brief in die Tasche.

„Ich kannte dein schwaches Gemüth zu gut, um nicht zu wissen, daß du an die Angel, die ich auswarf, anbeißen würdest."

Eine Viertelstunde später rollte der Wagen des Doctors nach Ektorp.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auf dem Sofa, welches gerade vor dem Fenster in Skuldfrid's Zimmer stand, lag das junge Mädchen und betrachtete mit bekümmertem Blick die grünbelaubten Bäume, welche im Winde nickten, und die Wellen des Binnensees, welche langsam von dem Strande hinwegrollten. Beide Fenster waren geöffnet und der leichte Sommerhauch kam mit Armen voll Blumenduft herein in das jungfräuliche Gemach des jungen Mädchens, um die frischen Wangen zu liebkosen.

Frau Smidt hatte die ganze Nacht bei ihrer Tochter zugebracht, am Morgen aber sie verlassen, weil Annika den Doctor erwartete, und die schüchterne Witwe mit keinem Fremden zusammentreffen wollte.

Annika war um „ihr Kind" sehr geschäftig gewesen. Sie hatte Blumen hereingebracht, das Sofa mit Laubguirlanden geschmückt und alles, was in ihren Kräften stand, gethan, damit ihre „kleine Wilde" die Gefangenschaft nicht allzu sehr fühlen möchte.

Skuldfrid dagegen war außerordentlich zerstreut und gab nicht Acht auf alle diese tausend kleinen Beweise, welche die alte Dienerin ihr von ihrer zärtlichen Fürsorge

gab. Es war nicht zu verkennen, daß sie von etwas beunruhigt ward.

Endlich konnte Annika nicht umhin zu fragen:

„Aber, liebes Kind, thut dir denn dein Fuß so wehe, oder was fehlt dir sonst? Es ist gerade als lägst du mit dem Kopfe in einem Ameisenhaufen, so drehst und wendest du ihn und bemerkst nicht, wie schön ich alles um dich herum gemacht habe. Sag', was macht dich so unruhig?"

Annika klopfte mit ihrer braunen, knotigen Hand Skuldfrid auf die Wange.

„Ach, liebe Annika, es ist nicht der Schmerz am Fuße, denn dieser thut nicht mehr sehr wehe, sondern es ist der Verdruß, daß ich nicht zu meinem guten Freund Onkel Aberney kann. Ich möchte ihm gern einen Brief schicken, weiß aber nicht, wie ich das anfangen soll. Alles dies macht mich unruhig in meinem Gemüth."

„Hm! hm!" sagte Annika, hatte aber nicht Zeit, mehr zu sagen, denn in diesem Augenblicke trat der Doctor ein.

Der Besuch desselben dauerte diesmal länger als am vorigen Tage und sein Benehmen war mehr herzlich als steif und ceremoniös. Er sprach von der Gegend, von Finnland und dem finnischen Volk, und durch die angenehme Art und die Leichtigkeit, womit er sich ausdrückte, gelang es ihm, Skuldfried ein wenig mehr Vertrauen einzuflößen als früher.

Als er aufstand, um sich zu entfernen, bemerkte er:

„Da habe ich eine ganze Stunde verplaudert, aber ich mache mir kein Gewissen daraus. Da Ihr Fuß Sie noch ans Lager gefesselt hält, so haben Sie noch vollauf Zeit zu Betrachtungen.

Annika begleitete ihn hinaus. In der Hausflur sagte sie sich verneigend:

„Ich bitte um Verzeihung, aber ich möchte gern eine Frage an Sie thun, Herr Doctor."

„Recht gern.“

„Woher hatten Sie erfahren, daß Skuldfrid den Fuß gebrochen?“

„Die Sache ist ganz einfach. Ich war auf dem Heimwege, als ein junger Mann mich anrief und sagte: die Mamsell auf Ektorp habe Schaden genommen, worauf ich sogleich hierher fuhr.

„Ach, das ist dann wirklich eine Schickung des Himmels gewesen“, sagte Annika.

„Oder der Hölle“, murmelte der Doctor, während er in seinen Wagen stieg.

Auf dem Tisch neben Skuldfrid lag ein Buch, in welchem sie gelesen hatte. Als der Doctor fort war, nahm sie es wieder zur Hand. Bei dieser Bewegung schlug sich das Buch von selbst auf, und siehe da, es lag ein zierlich zusammengebrochenes Briefchen, an „Mamsell Smidt“ adressirt, darin.

Bei diesem Anblick überzog eine dunkle Röthe Skuldfrid's Wangen und sie schlug das Buch rasch wieder zu.

In diesem Augenblick trat Annika mit der Frage ein, ob Skuldfrid etwas bedürfe; sei dies nicht der Fall, so wolle sie zu Frau Smidt gehen, um mit dieser etwas Dringendes zu besprechen.

Als das junge Mädchen wieder allein war, öffnete sie langsam das Buch und drehte den Brief mit unentschlossener Miene um, während sie dachte:

„Von wem kann das sein? Und wie ist es hierher gekommen?“

Ihr Herz schlug ängstlich, und der Brief ward wieder in das Buch gelegt.

„Du darfst ihn nicht öffnen“, sagte die Vernunft.

„Was könnte wol Unrechtes dabei sein?“ flüsterte die Neugier.

Der Brief ward wieder zur Hand genommen, gedreht, besichtigt und endlich, ohne daß Skuldfrid recht wußte,

wie es zugegangen, war er geöffnet. Die muntern, wißbegierigen Augen lasen Folgendes:

„Als ich Sie gestern verließ, war mein fester Entschluß, Sie niemals wiederzusehen, weil ich mir die Schuld gab, Ursache des geschehenen Unglücks zu sein. Ja, noch mehr, ich sah in diesem Unfall ein warnendes Zeichen des Schicksals, welches mich ausersehen, Ihnen Schmerz und Kummer zu bereiten. Diesem wollte ich dadurch zuvorkommen, daß ich aller Berührung mit einer Person auswiche, die schon bei unserer ersten Bekanntschaft von einem Leiden ereilt ward.

„Trotz aller dieser Vorsätze aber erhalten Sie doch diesen Brief von mir. Mein gestern gefaßter Beschluß ist heute sonach umgestoßen worden. — Indessen, ich weiß es selbst nicht — ich weiß blos, daß ich mein ganzes Leben dankbar dafür sein würde, wenn ich Ihre Verzeihung für das Ungemach erlangte, welches ich dadurch für Sie herbeigeführt, daß ich Ihnen meine Gesellschaft aufdrängte."

Skuldfrid las und las immer wieder diesen Brief, der ohne alle Namensunterschrift war. Was lag in dem Inhalte desselben, was ihr Gemüth fesselte und so angenehm auf dasselbe einwirkte? Sie wußte es selbst nicht, aber entschwunden war mit einem mal alle Unruhe und alle Ungeduld, und als Annika wieder eintrat, ward sie von Skuldfrid's ruhiger, lächelnder Miene förmlich überrascht.

„Ei, du siehst ja wieder ganz freundlich aus!" rief die alte Dienerin. „Ich komme auch mit einer frohen Botschaft. Deine Mutter hat Ivar erlaubt, nach Junta hinüberzureiten und dem Professor zu sagen, daß du den Fuß verrenkt hast."

Skuldfrid machte in ihrer Freude eine so heftige Bewegung, daß ihr Fuß wieder zu schmerzen begann. Dies hielt sie indessen nicht ab, Annika von Herzensgrund zu umarmen und zu drücken, und die alte Dienerin lächelte das junge Mädchen gutmüthig an.

Skuldfrid schrieb nun einen Brief, und Ivar ritt damit fort.

Als Frau Smidt bei ihrer Tochter eintrat, streckte ihr diese beide Hände entgegen und sagte mit der ihrem Alter eigenthümlichen Lebhaftigkeit:

„Du gute, liebe Mama, die du mir erlaubt hast, nach Junta zu schicken. Onkel Aberney schreibt mir gewiß ein paar Worte. Ach wie dankbar bin ich dir!"

Frau Smidt lächelte in ihrer wehmüthigen Weise, klopfte Skuldfrid auf das Köpfchen und setzte sich an das Fenster, ohne ein Wort zu sprechen. Sie saß so, daß Skuldfrid ihr Gesicht im Profil sah. Während sie so den Kopf auf ihre Arbeit herabneigte, sah es aus, als wären ihre Züge in Marmor gemeißelt, so leblos schien sie zu sein. Die Pergamentfarbe, das silberweiße Haar, die gerade Nase und die scharf zusammengepreßten Lippen — alles hatte einen beinahe gespenstischen Ausdruck. Ganz mechanisch führte sie die Nadel, ohne ein einziges mal aufzublicken. Eine unaussprechliche Beklommenheit bemächtigte sich Skuldfrid's soeben noch so heitern Sinnes und tiefes Mitleid erfüllte ihr Herz. Sie dachte:

„Was ist es für ein Schmerz, der die Züge meiner Mutter so unauslöschlich durchfurcht? Was für bittere und düstere Erinnerungen sind es, die ihre Seele in ewigen Kummer versenken? O mein Gott! Wie schmerzlich ist es, dieses Gesicht zu betrachten und darin Leiden zu lesen, die niemals gemildert werden können. Gibt es denn keine Freude für sie, die so gut, so zärtlich, so bewundernswürdig ist? Sie gleicht einer Märtyrerin und flößt ebenso wie eine solche beinahe religiöse Ehrfurcht ein. Man fühlt, daß der Abstand zwischen ihr und uns andern unermeßlich ist, und ebendeshalb wagt man nicht, sich ihr zu nähern."

Skuldfrid seufzte so tief, daß Frau Smidt plötzlich den Kopf emporhob und sie ansah.

„Was fehlt dir, mein Kind? Hast du heftige Schmerzen?“ fragte sie.

„O nein, Mama, es beunruhigte mich blos etwas“, entgegnete Skuldfrid, indem sie die Hände nach der Mutter ausstreckte. „Komm und setz' dich hierher“, fuhr sie fort. „Wenn ich dich so weit von mir sitzen sehe, so ist es mir, als wenn der Abstand zwischen uns unendlich wäre.“

Frau Smidt stand auf und setzte sich zu ihrer Tochter. Sie fuhr mit der Hand schmeichelnd über das schöne Haupt und sagte mit unbeschreiblich wehmüthigem Lächeln:

„Die Entfernung zwischen dir und mir ist auch in der That unermeßlich. Du bist der lächelnde, muntere Frühling, der nichts weiß von den Stürmen des Herbstes. Ich“ — und sie drückte das Haupt der Tochter an ihre Brust — „bin der Winter. Mein Leben ist Nacht, das deine ein sonniger und lächelnder Frühlingsmorgen. Ach möge es ewig so bleiben! Möge nicht ein einziger Schatten meines schwarzen Schicksals auf deinen Lebenspfad fallen.“

Frau Smidt küßte ihre Tochter auf die Stirn.

„Dein Leben ist also wol sehr unglücklich gewesen, Mutter?“ fragte Skuldfrid, indem sie mit einem eigenthümlich furchtsamen und doch forschenden Blick zu Frau Smidt aufsah.

Die Züge dieser verfinsterten sich und sie antwortete in düsterm Ton:

„Kind, versuche niemals das verflossene Leben deiner Mutter zu erforschen. Es wäre dies für mich der Tod und für dich selbst ein Unglück.“

Sie erhob sich, um von der Tochter hinwegzugehen, Skuldfrid aber hielt sie zurück.

„Verzeihe, wenn ich dich betrübt habe, aber du ahnst nicht, was ich fühle, wenn mein Blick auf deinem Antlitz ruht und ich bedenke, daß, so weit ich zurückdenken kann,

es stets ebenso bekümmert gewesen ist, daß niemals ein Lächeln des Glücks oder der Zufriedenheit deine Züge verklärt hat. O, meine geliebte, meine theuere Mutter, ich bin ja dein Kind, laß mich nun deine Freundin werden, welche die Bürde deines Kummers theilt. Er wird dann sicher weniger schwer werden."

Skuldfrid schlang ihre Arme um den Hals der Mutter und sah mit zärtlichem, bittendem Blick zu ihr auf.

Frau Smidt schloß die Tochter an ihre Brust und sagte in ungewöhnlich klarem, ruhigem Tone:

„Ja, du bist meine Skuldfrid und ebendeshalb will ich, daß die dunkeln Seiten des Lebens dir fremd bleiben. Siehst du die Blume dort am Fenster? Wie schön blüht sie, wie üppig sind ihre Farben und wie lächelnd grün die Blätter, die sie umgeben. Wohlan, die Erde, ihre Mutter, ist gleichwol schwarz; die Blume fragt aber nicht, weshalb sie ein Trauergewand trägt. Mache du es auch so. Genieße die Strahlen der Sonne, den Hauch des Zephirs, alles was dein junges Gemüth erfreuen kann, aber frage nicht, weshalb das Haar deiner Mutter vor der Zeit ergraut, ihre Wange von Kummer durchfurcht und ihr Glück geflohen ist. Diese Fragen würden deinen Lebensmorgen in düstere Nacht verwandeln."

Es lag etwas feierlich und doch liebevoll Warnendes in der Stimme. Eine Pause trat ein. Skuldfrid war so wunderbar gestimmt, daß sie nicht durch ein einziges Wort das Schweigen zu brechen wagte. Nach einer langen Weile hob Frau Smidt wieder an:

„Wenn dein Blick auf meinen düstern Zügen weilt, so bedenke, daß der Gott, welcher im Herzen liest, auch gerecht ist, und daß er nicht den Kummer das Leben eines Menschen verzehren läßt, ohne daß der, welcher leidet, sich dadurch ein Verdienst erwirbt. Laß deine unschuldigen Blicke nicht auf meinem düstern Antlitz weilen, sondern hebe sie gen Himmel. Von welcher Art auch meine innern Schmerzen sein mögen, so besitze ich gleichwol einen

Reichthum, denn ich besitze dich, du bist meine holde, schöne Blume, die ich gleich der Erde genährt und in meinem Schoße erzogen. Gottes Sonne hat mit Anmuth deine schuldlose Wange geschmückt, und gnädig ist Gott gegen mich gewesen, da ich dich behalten durfte."

„Ach, Mutter, wie fromm und ergeben du bist! Ach, wer doch auch einmal so werden könnte!"

Bei diesen Worten zuckte Frau Smidt zusammen, blickte mit angstvollem Beben auf die Tochter, küßte sie hastig auf die Stirn und murmelte:

„Gott bewahre dich, Kind, davor, so zu werden wie ich!"

Damit verließ sie schnell das Zimmer.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Als Ivar von Junta zurückkam, brachte er einen Gruß und die Meldung mit, daß der Professor während des Nachmittags selbst herüberkommen würde. Bei dieser Mittheilung that Skuldfrid einen Freudenschrei, den Augenblick darauf aber sah sie Annika ängstlich an, als ob sie von dieser hören wollte, wie es geschehen könne, daß ein fremder Mensch auf Besuch nach Ektorp käme.

„Liebes Kind, du kannst dir doch denken, daß ich die Sache so angestellt habe, daß deine Mutter mir erlaubte, nach Junta zu schicken."

„Was für eine Sache denn?" fragte Skuldfrid, welche Annika durchaus nicht die Fähigkeit zutraute, ihre Gedanken zu errathen.

„Wie du doch schwatzest! Ich sehe schon, du fürchtest, deine Mutter könne es übel nehmen, wenn der Professor kommt."

„Ja, das ist wahr. Ich fürchte, daß —"

„Du bist eine Närrin, denn du glaubst, Annika habe nicht mehr Verstand als ein Sperling. Aber sei nur ruhig. Dein lieber Professor soll hereindürfen — dafür habe ich schon gesorgt."

Annika ging hinaus, und Skuldfrid ward von einer wirklichen Achtung vor dem Verstande der alten Dienerin ergriffen, die sie bisjetzt für ziemlich einfältig angesehen hatte.

Skuldfrid zählte die Stunden, bis der Nachmittag kam, und dann horchte sie mit gespannter Aufmerksamkeit auf jeden Laut, der sich hören ließ, bis das Rollen eines Wagens sich ihren Ohren näherte.

Nun war es schwer, liegen zu bleiben und dem willkommenen Gaste nicht entgegenzueilen.

Endlich öffnete sich die Thür, und mit einem Freudenrufe streckte Skuldfrid dem Eintretenden die Arme entgegen.

Ein unbeschreiblich freundliches Lächeln kräuselte Aberney's Lippen beim Anblick der Freude, welche aus den Zügen des jungen Mädchens leuchtete.

„Ich sollte böse sein", sagte er scherzend, „und du verdientest für deine Tollkühnheit tüchtig ausgescholten zu werden. Was habe ich immer über das Reiten gesagt?"

Er ergriff sie bei den Händen und drückte ihr dieselben herzlich.

„Nur keine Scheltworte", rief Skuldfrid und drückte die Hände des geliebten Lehrers an ihre Lippen. „Bin ich nicht schon hinreichend gestraft, da ich das Zimmer hüten muß und nicht umherstreifen, nicht Junta besuchen darf? Jetzt brauche ich meinen Freund, der mich tröstet! Ach, Onkel, Sie wissen nicht, wie gut ich Ihnen bin, wie sehr mich der Gedanke beunruhigte, Sie nicht zu sehen. Wenn Sie das wüßten, so würden Sie begreifen, daß die Strafe, welche ich zu ertragen habe, schon viel, viel zu groß ist!"

Aberney empfand in seiner Brust ein wunderliches Gefühl, als er Skuldfrid so ungekünstelt von ihrer Zuneigung und von ihrer Sehnsucht nach ihm sprechen hörte. Er, der während seines ganzen Mannesalters so einsam gestanden, er besaß nun zwei junge, warme

Herzen, die mit wahrer, ungeheuchelter Zärtlichkeit an ihm hingen.

Wie tief der Mensch sich auch in seine Studien versenke, so verlangt das Herz doch auch seine Nahrung, und es treten Augenblicke ein, wo es ihm schauerlich vorkommt, mit all seiner Gelehrsamkeit so einsam zu stehen, ohne ein menschliches Wesen, welches er liebt und von dem er wiedergeliebt wird. Aberney fühlte sich daher in diesem Augenblick zufriedener und glücklicher, als dies während seines ganzen Mannesalters der Fall gewesen. Er drückte gerührt einen Kuß auf Skuldfrid's Stirn mit den Worten:

„Habe Dank, mein Kind, dafür, daß du mich lieb hast. Sei überzeugt, daß du an mir stets einen treuen Freund haben wirst, wie auch das Schicksal sich für uns beide gestalten möge.“

Von diesem Tage an kam Aberney jeden Nachmittag nach Ektorp. Als es mit Skuldfrid wieder ein wenig besser ging, pflegte er sie hinauszutragen auf den Hof.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Doctor besuchte seine Patientin jeden Vormittag und verweilte gewöhnlich ziemlich lange auf Ektorp, indem er sich mit Skuldfrid über Gegenstände unterhielt, von welchen er glaubte, daß dieselben sie interessiren müßten.

Treu wie eine Schildwache saß Annika während der Besuche des Doctors im Zimmer. Sie meinte, es schicke sich nicht, den Arzt mit dem „Kinde" allein zu lassen.

Wagner schien durch die Nähe der alten Dienerin durchaus nicht gestört zu werden, sondern that als ob sie nicht da wäre. Oft brachte er Skuldfrid werthvolle Bücher mit. Bei jedem Buch, welches er ihr gab, erröthete sie, besonders wenn er mit einem verbindlichen Lächeln hinzusetzte:

„Hier ist ein Werk, welches Sie interessiren muß."

Sie konnte dann sicher sein, in dem Buche einen Brief oder einige geschriebene Zeilen zu finden, welche entweder Unruhe oder Theilnahme zu erkennen gaben.

Bei Aberney's erstem Besuch hatte Skuldfrid sich fest vorgenommen, ihm ihre Begegnung mit dem unbekannten jungen Mann zu erzählen und ihm auch den Brief zu zeigen, welchen sie am Morgen erhalten; jedesmal aber,

wo sie den Mund öffnete, um diesen bemerkenswerthen Vorfall zu erzählen, stieg ihr das Blut gewaltsam in die Wangen empor und es widerstrebte ihr im höchsten Grade, davon zu sprechen.

Als Skuldfrid zwei Tage nach dem ersten Besuche des Doctors wieder ein Billet erhielt, ward es unruhig in ihr. Sie fühlte das Bedürfniß, sich jemand anzuvertrauen, und sie nahm sich nun vor, die ganze Sache ihrer Mutter zu erzählen. Wenn aber Frau Smidt eintrat und Skuldfrid die düstern Züge erblickte, fühlte sie sich von demselben unerklärlichen Gefühl von Furcht ergriffen, welches sie von ihrer Kindheit an empfunden. Es war ihr unmöglich, unbefangen und vertraulich mit der Mutter zu sprechen.

Auf diese Weise blieb der Vorfall mit dem Fremdling verschwiegen, und nun entstand etwas anderes, was stets auf Verheimlichung folgt, nämlich daß sie in ihrem Innern zu folgern und sich zu sagen begann, es läge doch im Grunde genommen durchaus nichts Unrechtes darin, daß jemand an sie schriebe, und diese Sache ginge niemand weiter als sie selbst etwas an. Weder ihre Mutter, noch Annika, noch Aberney hatte es jemals als etwas Unrechtes bezeichnet, wenn ein Mensch dem andern Briefe schickte. Tage hatte ja mehrere Jahre lang an Skuldfrid geschrieben und sie an ihn. Weshalb brauchte sie sich da deswegen zu beunruhigen, daß der Fremdling sich auf diese Weise von ihrem Befinden unterrichten wollte?

Das Ende von Skuldfrid's Schlußfolgerungen war, daß sie ohne weitere Gewissensbedenken jede Zeile, die sie erhielt, las und daß sie sehr bald sich danach sehnte, wenn auch der Brief oft nur die Worte enthielt:

„Wann wird Ihr Fuß Ihnen erlauben, einen Spaziergang zu machen? Sehen Sie, das ist meine erste Frage, wenn ich erwache, und die letzte, wenn ich einschlafe.“

Oder ein andermal:

„Ich möchte wissen, ob Sie sehr erbittert auf mich sind.“

Oder:

„Werden Sie niemals ein paar Zeilen von Ihrer Hand in einem der Bücher liegen lassen, welche hierher zurückkehren?“

Wie wenig inhaltreich diese Billets auch waren, so las Skuldfrid sie doch unzähligemal. Es war etwas unerklärlich Magisches, was die Phantasie des jungen Mädchens auf angenehme Weise fesselte und bezauberte.

Dessenungeachtet hatte sie sich aber noch keinen Augenblick versucht gefühlt, eine Antwort zu senden. Ihre höchst eigenthümliche Erziehung und ihre vollkommene Unbekanntschaft mit den Forderungen der Convenienz, war der Grund, daß, wenn sie geneigt gewesen wäre, die Briefe zu beantworten, sie dies auch gethan haben würde, ohne etwas Tadelnswerthes darin zu sehen. Nun aber kam es ihr vor, als wenn sie den Zauber, der in diesen schriftlichen Offenbarungen lag, gänzlich zerstören würde, wenn sie selbst einen einzigen Buchstaben als Antwort darauf schriebe.

So waren zwei Wochen vergangen. Des Vormittags fanden die Besuche des Doctors statt, nach dessen Weggang sich allemal irgendwo ein Billet vorfand; des Nachmittags kam Aberney, der ihr Unterricht ertheilte; abends wurde gesungen oder geplaudert bis acht Uhr, wo dann Aberney das Haus und seine Elevin, wie er Skuldfrid nannte, wieder verließ.

In der dritten Woche sagte der Doctor, seine Patientin könne auf Annika's Arm und einen Stock gestützt einen Versuch zu gehen machen. Als Aberney an diesem Tage kam, fand er Skuldfrid auf dem Hofe sitzend.

„Nun, mein lieber guter Freund, darf ich anfangen wieder zu gehen!“ rief sie ihm entgegen. „Ach, Onkel, reichen Sie mir Ihren Arm und lassen Sie uns zum Gitterthor hinaus bis an das Birkenwäldchen spazieren.“

Lachend und munter wie ein Vogel, welcher dem Käfig entschlüpft ist, ging Skuldfrid auf des Professors Arm gestützt zu dem Gitterthor hinaus. Er wandelte so langsam mit ihr, daß sie endlich mit heiterer Ungeduld ausrief:

„Ach, das ist ja als wenn wir ein paar Schildkröten wären — wir müssen ein wenig rascher gehen!"

„Allerdings, aber dann könnte wieder etwas mit dem Fuße passiren. Wer die Freude des Lebens genießen will, muß es mit Maß thun, sonst wird er bankrott."

„Dann werden Sie gewiß niemals bankrott, Onkel", meinte Skuldfrid.

„Nein, und zwar aus zwei Gründen", bemerkte Aberney mit nachdenklicher Miene.

„Lassen Sie hören."

„Erstens deshalb, weil ich von der Freude so wenig genossen habe, und zweitens weil man, je mehr man zu verschwenden hat, desto mehr spart."

Skuldfrid sah ihn an. Sie gingen schweigend die Anhöhe hinauf. Als er ihr hier Platz nehmen geholfen und sich selbst in einiger Entfernung von ihr ins Gras gestreckt hatte, sagte sie:

„Hat mein Freund auch Kummer zu ertragen gehabt?"

„Die Vergangenheit liegt hinter uns und ich liebe es nicht, zurückzuschauen, sondern vorwärts", sagte Aberney mit so bestimmt abweisendem Ausdruck in seinem Tone, daß Skuldfrid darüber fast ein wenig erschrak. Diesen kalten Ton nahm der Professor ihr gegenüber nur höchst selten an.

Es trat eine lange Pause ein. Aberney's Augen folgten den leichten dahineilenden Wolken, die vom Wind über den Himmel gejagt wurden. Skuldfrid's Blicke ruhten auf ihm. Sie dachte:

„Welch ein merkwürdiges Geschöpf ist doch der Mensch! Sein Gesicht gleicht dem Einband eines Buchs, worauf man wol den Titel, aber nicht den Inhalt liest. Ob

dieser heiter oder ernst ist, darüber verräth der Einband nichts. Und doch möchte ich gern einen Blick in die Seele meiner Mutter und meines Freundes werfen."

In diesem Augenblick drehte sich Aberney nach ihr herum und sagte mit freundlichem Lächeln:

„Warum bist du so still, mein fröhliches Kind?"

„Ich dachte an meine Mutter und an dich, Onkel."

„Und was dachtest du, Skuldfrid?"

„Das wage ich nicht zu sagen."

„Fürchtest du dich vor mir?"

Er reichte ihr die Hand. Skuldfrid legte die ihrige hinein.

„Ja, der Ausdruck deiner Stimme erschreckte mich."

„Dann vergiß denselben und sage mir, was du dachtest."

„Deine Antwort erinnerte mich daran, daß ich im Grunde genommen doch recht einsam in der Welt stehe."

„Du, die du eine Mutter, einen Freund und einen Jugendgenossen hast, die dich alle drei lieben?"

„Meine Mutter sowol als mein Freund sind Fremdlinge für mich, wenn es sich um sie selbst handelt."

„Da hast du ganz gewiß unrecht."

„Sage das nicht; denke nur einmal nach. Geschieht es wol jemals, daß du mit mir von dir selbst sprächest, Onkel?"

„Weshalb sollte ich dies thun?" entgegnete Aberney und seine Züge wurden wieder sehr ernst. „Du bist jetzt noch ganz jung, dein Herz und dein Gemüth kennen die Schattenseiten des Lebens nur durch die Schilderungen, die du davon gelesen. Du bist glücklich, solange dieser Zustand dauert. Mein Leben bietet nichts Lehrreiches für ein Mädchen, ja kaum für einen Knaben. Merke wohl: nur Kinder und alte Leute fühlen das Bedürfniß, von der Vergangenheit zu sprechen. Ein Mann ist in allem, was ihn allein betrifft, sich selbst genug. Uebrigens dürfen wir niemals wünschen,

uns in das Leben anderer einzudrängen, denn dies ist ein Gebiet, welches ausschließlich dem Individuum angehört."

Wieder trat Schweigen ein. Skuldfrid's Hand ruhte noch in der Aberney's, ohne daß er oder sie darauf zu achten schienen. Skuldfrid brach das Schweigen:

„Du sagst, wir dürften niemals in das Leben anderer einzudringen suchen. Es ist möglich, daß du recht hast, aber gleichwol dünkt mich dies unausführbar zu sein. Wie will mein Freund, daß das Herz beschaffen sei, welches mit Gleichgültigkeit den Ausdruck von Schmerz auf einem Antlitz sieht, ohne den Leidenden trösten zu wollen? Wenn dies schon von unsern Mitmenschen im allgemeinen gilt, wie viel mehr gilt es dann von denen, die wir lieben. Ach, du weißt nicht, was es heißt, lieber Onkel, von seiner Kindheit an Kummer und Verzweiflung in den Zügen einer theuern Person lesen zu müssen und gleichwol wie ein Fremdling dazustehen und die Sorge nicht theilen zu dürfen!"

„Mein Kind, du denkst jetzt an deine Mutter", sagte Aberney.

„Ja."

„Sage mir, Skuldfrid, warum sprichst du mit mir so selten von ihr? Schon als Kind wichst du jedem Gespräch über diese deinem Herzen theuere Person aus, und erwähntest du sie ja einmal, so geschah es ganz flüchtig und kurz. Ich wollte deswegen keine Fragen an dich thun, weil —"

„Du dich nicht in anderer Geheimnisse eindrängen wolltest, nicht wahr?" entgegnete Skuldfrid wehmüthig lächelnd. „Und gleichwol habe ich oft gewünscht, daß du dies thun möchtest. Zuweilen ist es mir vorgekommen, als wenn die Unruhe, die mich peinigt, verschwunden wäre, wenn ich dir die Ursache derselben hätte erzählen dürfen."

„Aber, mein Kind, es hat dir ja stets freigestanden, mir dein Herz zu öffnen", entgegnete Aberney und klopfte ganz väterlich die kleine Hand, die er in der seinigen hielt.

„Nein, es war mir unmöglich, ohne Veranlassung von meiner armen Mutter zu sprechen. Ueberdies —"

„Nun, warum redest du nicht aus?"

„Ueberdies dachte ich, daß wenn mein Freund mich auch nur halb so lieb hätte wie ich ihn, er dann mehr von sich selbst mit mir sprechen würde."

„Du zweifelst also daran, daß ich dich lieb habe?"

„Nein, das gerade nicht, aber du liebst mich nicht so warm, wie ich dich. Du bist mir Vater, Lehrer und Freund, aber ich bin dir nicht so lieb wie eine Tochter."

„Du bist noch zu jung, Skuldfrid, um zu wissen, daß die Zuneigung eines Vaters sich nicht auf dieselbe Weise äußert wie die einer Tochter, sonst hättest du schon längst eingesehen, daß du meinem Herzen stets ebenso theuer gewesen bist, als ob du mein eigenes Kind wärest; doch lassen wir das. Ich spreche nicht gern von meinen Gefühlen —" er klopfte wieder die kleine Hand — „wohl aber höre ich dich gern von deinen Gedanken und Eindrücken erzählen. Wenn ich nicht früher verlangt habe, daß du von deiner Mutter sprechen sollst, so ist dies aus dem einfachen Grunde geschehen, weil ich erwartete, daß du es von selbst thun würdest."

Aberney und Skuldfrid hatten keine Ahnung davon, daß sie von zwei Personen belauscht wurden, die indessen so weit von ihnen entfernt waren, daß sie nicht hören konnten, was gesprochen ward.

Die eine dieser Personen war Frau Smidt. Nachdem ihre Tochter auf Aberney's Arm gestützt das Haus verlassen und sich auf den kleinen Hügel begeben, hatte sie sich unbemerkt an dem Heckenzaune hin- und bis an eine Bank geschlichen, hinter welcher hervor sie durch das

Laub ihre Tochter und deren väterlichen Freund sehen konnte.

Frau Smidt's Augen hafteten unverwandt an Aberney's Zügen und von Zeit zu Zeit hob ein schwerer, qualvoller Seufzer ihre Brust.

Der zweite Beobachter war niemand anders als Konstantin. Er lag ausgestreckt auf der Erde hinter einem Gebüsch auf der andern Seite des Weges, von welcher Stelle aus man den Hof von Ektorp sowie auch den Hügel sehen konnte, auf welchem Skuldfrid jetzt saß.

Man konnte sagen, daß die Züge des jungen Mannes von dem Augenblick an, wo Aberney Skuldfrid's Hand ergriff, eine so große Veränderung erlitten hatten, daß es schwer gewesen wäre, sie wiederzuerkennen, so wild war der Ausdruck in seinem Blick. Als Aberney, der das Gesicht von ihm abgewendet hatte, Skuldfrid's Hand streichelte, ballte Konstantin krampfhaft die Hände und biß die Zähne so fest zusammen, daß einige Blutstropfen auf den Lippen zum Vorschein kamen.

Skuldfrid hob wieder an:

„So lange ich mich erinnern kann, habe ich, ehe ich dich und Tage kennen lernte, nicht mehr als zwei Menschen geliebt — meine Mutter und Annika. Mein Gefühl für die erstere hat aber auf einem so hohen Grade von Ehrfurcht beruht, daß ich niemals gewagt habe, mich ihr mit vollem Vertrauen zu nähern. Ja, ich weiß, daß ich mir in ihrer Gegenwart kaum zu lachen getraute, oder mir einen Ausdruck der Freude erlaubte. Wenn ich als Kind ganz munter ein Liedchen sang, wenn ich tanzte oder spielte und meine Mutter kam dazu, so verstummte ich augenblicklich und meine Freude verschwand."

„War deine Mutter sehr streng?" fragte Aberney.

„O nein, nichts weniger als dieses. Sie hat mir nie ein böses Wort gesagt. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals von ihr ausgescholten worden wäre. Sie ist stets gut, zärtlich und hold gewesen."

„Und dennoch diese Furcht?“

„Ja. Der Grund mußte in ihrem düstern, verschlossenen und schwermüthigen Charakter liegen. Als ich noch ganz klein war, sprach sie höchst selten weder mit mir noch mit Annika. Sie pflegte mich da auf ihren Schos zu nehmen, mich mit Heftigkeit an ihr Herz zu drücken und dann in ein wildes Weinen auszubrechen, welches so gewaltsam ward, daß Annika mich gewöhnlich von ihr trennte, und dann geschah es, daß ich sie mehrere Tage lang nicht zu sehen bekam. Wenn sie sich wieder zeigte, war sie schweigsam und düster, liebkoste mich mit der Miene verzweifelten Schmerzes und brachte dann mehrere Tage mit angestrengter Arbeit zu, bis ein neuer Ausbruch von Schmerz erfolgte und sie dann wieder mehrere Tage nicht sichtbar war. Diese Anwandelungen von wilden Zärtlichkeitsbeweisen und gewaltsamem Schmerz beunruhigten und schreckten mich. Ich liebte sie, aber ich fürchtete sie auch. Mein heiteres, freies Gemüth trat scheu vor ihrem Kummer zurück, weil ich denselben weder verstand noch theilen durfte. Wenn ich fragte: «Mama, warum weinest du?» dann erhöhte meine Frage ihren innern Schmerz und sie eilte von mir hinweg. Annika sagte dann stets: «Kind, du mußt deine Mutter nicht mit Fragen belästigen.» — Sowie ich heranwuchs, wurden diese gewaltsamen Ausbrüche seltener, und als das Schicksal Sie und mich zusammenführte, hatten sie gänzlich aufgehört. Es war als wenn die Thränenquelle versiegt wäre, aber ohne daß der Kummer selbst sich vermindert hätte, und ich glaube, daß der stumme und düstere Schmerz meiner Mutter mich noch mehr schreckte, während zugleich ihr Eifer, meine Erziehung zu fördern und mich Gott und meine Mitmenschen lieben zu lehren, meine Liebe zu ihr erhöhte. Frei, ohne alle Bande wuchs ich heran, und die Stunden, welche mein Unterricht in Anspruch nahm, waren die einzigen, über die ich nicht nach meinem Gutdünken verfügen durfte. Annika ver-

hätschelte mich einerseits, während sie zugleich andererseits meine oft übermüthigen Einfälle zu zügeln suchte, auch ohne daß ich mir aus ihren Worten viel gemacht hätte. Sie war nicht meine Vertraute, denn sie zankte, wenn ich kleine Ausflüge machte, und obschon ich mich nicht im mindesten darum kümmerte, so fand ich es doch nicht angenehm. Mit meiner Mutter wagte ich beinahe niemals zu sprechen, wenn ich mich nicht zuweilen mit Annika veruneinigte."

„Aber weshalb wagtest du denn nicht, mit deiner Mutter zu sprechen? Misfiel es ihr?"

„Das weiß ich nicht, denn sie antwortete mir stets freundlich und sanft; es war mir aber, als stünde sie so hoch über mir, daß ich sie mit meinen kleinen Freuden oder Schmerzen nicht belästigen dürfte. Sie war und ist noch in meinen Augen eine Heilige und oft habe ich in Gedanken zu ihr gesprochen wie zu einem höhern Wesen. Vergangenes Jahr, als ich zur Beichte ging, sagte ich ihr dies, aber da erschrak sie so darüber, daß sie sich vor mir auf die Knie niederwarf und unter heftigem Schluchzen rief: «O, mein Kind, wie soll ich wagen, deinen Blicken zu begegnen, da ich dich so entsetzlich betrogen habe!» Seit dieser Zeit kommt zuweilen eine peinliche Unruhe über mich, und ich glaube, ein undankbares Kind zu sein, weil ich nicht das Vertrauen meiner Mutter suche, sondern mich freier und froher fühle, wenn ich nicht bei ihr bin. Ach, du weißt nicht, wie ergebungsvoll sie ist. O, ich gäbe viel darum, wenn ich das Recht hätte, sie zu trösten, die Vertraute ihres Schmerzes sein zu dürfen!"

Skuldfrid schwieg.

„Dank, mein Kind, für das, was du gesagt hast", entgegnete Aberney, „aber entschlage dich aller Unruhe. Denke so: Meine Mutter hat sicherlich durch irgendein Unglück das Theuerste verloren, was sie besessen; und dies ist die Wunde, an welcher ihr Herz blutet. Jede

Berührung derselben verursacht ihr großen Schmerz. Laß sie ihren Kummer für sich behalten. Er kann blos dadurch gelindert werden, daß du nicht davon sprichst."

„Ach, sage mir das noch einmal, damit ich nicht Grund habe, mich deswegen anzuklagen, daß ich nichts zur Linderung dieses Kummers thue."

„Gegen ein solches Seelenleiden kannst du nichts ausrichten. Das Einzige, was in deiner Macht steht, ist, sie in Frieden und Freude einen Strahl des Trostes sehen zu lassen, und nun wollen wir nicht weiter von diesem Gegenstand sprechen. Sieh, welch ein herrlicher Abend! Höre, wie die Vögel der sinkenden Sonne ihr Abendlied singen, und du mußt dich dankbar fühlen gegen Gott."

Aberney hatte dadurch, daß er Skuldfrid's Aufmerksamkeit auf den schönen Abend leitete, ihre Gedanken gänzlich von dem Gegenstande abgelenkt, über welchen sie soeben gesprochen. Er stellte Betrachtungen an über die Poesie, welche wir selbst in dem Materiellen finden. Es lag stets etwas so Tiefes in Aberney's Worten, daß sein Zuhörer gleichzeitig darüber erstaunte und hingerissen ward. Er verstand mit dem Scharfsinn seiner Ideen zu blenden und zugleich durch die Einfachheit ihrer Darstellung sie klar zu machen, sodaß sie von einem jeden gefaßt wurde, der Gedanken und Gefühle besaß. Er sprach lange über die Nothwendigkeit für unsern vorwärts strebenden Geist, in allem das Ideal der Vollkommenheit zu suchen, um uns selbst demselben zu nähern.

Als die Sonne hinter dem Walde verschwunden war, erhob sich Aberney mit den Worten:

„Nun will ich dich hineinführen und mich dann nach Hause begeben."

Einige Augenblicke später rollte die Chaise des Professors mit ihm fort, und in demselben Augenblick glaubte Skuldfrid die Hufschläge eines vorbeigalopirenden

Pferdes zu hören. Sie saß am offenen Fenster und drehte schnell den Kopf herum, um zu sehen, ob sie recht gehört.

Auf dem Waldwege, der an Ektorp vorbeiführte, sprengte wirklich ein Reiter dahin. Skuldfrid erkannte das weiße Roß und hatte nun keine Mühe zu errathen, wer dasselbe ritt.

Bei dieser Entdeckung brannte eine höhere Farbe auf ihren Wangen und das Herz schlug schneller. Warum, das wußte sie selbst nicht.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Sommernacht war so weit vorgeschritten, daß man auf Kronobro in dem großen Salon Licht angezündet hatte. Das hellerleuchtete Gemach war menschenleer, nur Doctor Wagner streckte sich gemächlich in einem der Sessel, rauchte seine Pfeife und las in einem Buche.

Draußen auf dem Balcon stand Konstantin über das Geländer gebückt. Er blickte hinaus in die halbdunkle Sommernacht, als ob er hoffte, daß die sanften, liebkosenden Winde derselben den Aufruhr in seinem Innern zu zerstreuen und sein glühend heißes Blut zu kühlen vermöchten.

Endlich, nachdem er lange so unbeweglich gestanden, ging er in den Salon hinein.

Bei dem Geräusch seiner Tritte blickte der Doctor von seinem Buche auf, begann aber sofort wieder zu lesen.

Konstantin ging einmal im Zimmer auf und ab und sagte dann:

„Wissen Sie, Doctor, wer die Personen sind, die Ektorp besuchen?“

Seit dem ersten Besuche des Doctors bei Skuldfrid hatte Konstantin nicht wieder von den Bewohnern des

Witwenhofes gesprochen. Wagner erzählte ihm jedesmal, wenn er von dort kam, wie Skuldfrid sich befand, und fügte dann und wann ein Wort über ihre Liebenswürdigkeit und ungewöhnlichen Geistesgaben hinzu.

Konstantin hörte dies mit an, ohne ihn zu unterbrechen oder zu weitern Mittheilungen zu ermuthigen. Wenn er fertig war, begann der junge Mann gewöhnlich von andern Dingen zu sprechen. Die Briefe an Skuldfrid schickte er in der Regel zu dem Doctor hinunter, ehe derselbe sich aufmachte.

Es war deutlich zu sehen, daß Konstantin mit Fleiß vermied, von ihr zu sprechen, und Wagner wunderte sich daher auch, daß er jetzt direct mit einer Frage herausrückte, welche Bezug auf sie hatte.

Wagner antwortete sofort, jedoch ohne das Buch wegzulegen, und als ob es sich um die gleichgültigste Sache von der Welt handelte:

„Außer mir und Professor Aberney besucht wahrscheinlich niemand dieses einsame Haus.“

„O, da sind Sie sehr schlecht unterrichtet.“

„Wirklich? Ich möchte gleichwol das Gegentheil glauben“, entgegnete der Doctor, indem er mit verbindlichem Lächeln aufblickte.

„Jeden Nachmittag kommt ein Mann in seinen besten Jahren und von stattlichem Aussehen auf Besuch dorthin. Er bringt den ganzen Abend bei Ihrer Patientin zu. Wissen Sie, wer dieser Mann ist?“

„Professor Aberney.“

„Ich sage Ihnen aber, es ist ein Mann in seinen besten Jahren und durchaus kein Greis.“

„Ich bitte um Verzeihung“, fiel der Doctor lächelnd ein. „Ich habe ja niemals behauptet, daß der Professor ein Greis sei.“

„Aber er zählt doch wol einige funfzig Jahre?“

„O nein, er ist höchstens einige vierzig.“

„Der aber, von welchem ich spreche, ist noch jünger!“ rief Konstantin ungeduldig.

„Er sieht blos jünger aus, als er ist. Ich kann Ihnen versichern, daß der Mann, von welchem Sie sprechen, niemand anders ist als Professor Aberney.“

„Er scheint mit Ihrer Patientin auf ziemlich vertrautem Fuß zu stehen.“

„Ja, sie hegt unbegrenzte Anhänglichkeit an ihn.“

Die Adern schwollen auf Konstantin's Stirn bei den Worten des Doctors. Er drehte sich auf dem Absatz herum und ging einigemal im Zimmer auf und ab.

Der Doctor nahm, nachdem er dem Baron mit einem eigenthümlichen langen Blicke gefolgt war, seine Lectüre wieder auf.

„Sie sagten mir einmal“, hob Konstantin, nachdem er einigemal das Zimmer gemessen, „etwas von diesem Professor. Was war es nur?“

„Ich kann mich nicht erinnern, was es war, ausgenommen vielleicht, daß er, wie man glaubt, kein sonderlicher Freund Rußlands ist. Vor einigen Jahren hatte ihn auch die russische Behörde deshalb ins Auge gefaßt. Man hatte ihn in Verdacht politischer Intriguen.“

„Ja, ja, jetzt besinne ich mich auf alles. Also er hat Umgang mit der menschenscheuen Witwe?“

„Mit der Mutter nicht, sondern mit der Tochter, oder richtiger gesagt, die Tochter hat das Haus des Professors besucht. Er war und ist noch ihr Lehrer. Vielleicht wird er eines Tags noch mehr.“

„Was meinen Sie?“

„Ich meine, daß ihn nichts abhält, die Hand seiner liebenswürdigen Schülerin zu beanspruchen. Er wäre nicht der erste, der sich eine Frau herangezogen.“

„Sie wollen meine Eifersucht gegen diesen Mann reizen“, sagte Konstantin in gedämpftem Tone.

„Ihre Eifersucht? Wie wäre dies möglich; das Mädchen ist Ihnen ja gleichgültig.“

„Sie wissen das Gegentheil.“

„Durchaus nicht.“

„Still, diese Spiegelfechterei führt zu nichts; Sie ärgern mich blos damit, denn Sie wissen, daß das Mädchen mich interessirt.“

„Nun wohl, Herr Baron, wenn dem so ist, so sage ich: Nehmen Sie sich in Acht. Professor Aberney steht hoch in der Achtung und Zuneigung dieses schönen Kindes. Ueberdies verabscheut er schon den Namen Russe.“

„Das thut auch sie“, dachte Konstantin.

„Es wird Ihnen, solange der Professor an ihrer Seite bleibt, niemals gelingen, Macht über das Herz des Mädchens zu erlangen. Er seinerseits wird sicherlich nicht gestatten, daß Sie ihm ein Kleinod rauben, welches er entweder selbst zu besitzen wünscht, oder für seinen Pflegesohn bestimmt hat.“

„Warum folgte ich nicht meiner Eingebung, weit fort von diesem Mädchen zu gehen, von welchem ich gleich beim ersten Zusammentreffen wußte, daß es meiner Ruhe gefährlich werden würde?“

„Dieser Ausweg steht Ihnen immer noch offen, und Sie können ihn betreten, sobald es Ihnen beliebt.“

Der Doctor begann wieder sein Buch zu lesen, und es verging eine Viertelstunde, ohne daß ein Wort gewechselt ward.

„Sie müssen auf irgendeine Weise es möglich zu machen wissen, daß ich Zutritt in das Haus erhalte“, sagte Konstantin.

„Was Sie da verlangen, ist unmöglich. Indessen, Sie besitzen selbst ein Mittel, und dieses besteht darin, daß Sie Ihren Verwalter hinschicken und sagen lassen, daß Sie den neuen Pacht selbst abzuschließen wünschen.“

„Taugt nichts; da wäre ja mein Incognito zerstört. Ist Ihre Patientin bald wiederhergestellt?“

„In einer Woche ungefähr wird sie als vollkommen wiederhergestellt betrachtet werden können.“

„Morgen fahren Sie zu Ihrer gewöhnlichen Zeit wieder hin?“

„Ja.“

„Gute Nacht.“

Konstantin ging in das Zimmer rechts.

„Noch ein Wort, Herr Baron. Frau Smidt ist mit dem Pacht für das letzte Jahr in Rückstand.“

„Nun und?“

„Sie können diese Forderung geltend machen, wenn Sie wollen.“

„Glauben Sie, daß ich um das Mädchen feilschen wolle?“ fragte Konstantin stolz.

„Ich wünsche Ihnen gute Nacht“, antwortete der Doctor lächelnd, machte eine tiefe Verbeugung und verließ den Salon.

„Dämon!“ murmelte Konstantin und ging in sein Zimmer.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Am folgenden Tage erhielt der Doctor nicht ein kleines Billet von einigen Zeilen, sondern einen förmlichen Brief, zugleich mit einem Bande von Schiller's Werken für Skuldfrid.

Als der Doctor nach seinem Besuch Abschied von ihr nahm, überreichte er ihr das Buch mit den Worten:

„Hier ist Schiller's «Don Carlos», den Sie zu lesen wünschten. Ich hoffe, daß er Ihnen Vergnügen machen wird; erlauben Sie mir jedoch Ihnen den Rath zu geben, daß man schönen Worten ebenso wenig Vertrauen schenken darf als einem netten Feuerwerk. Dichter und Liebhaber sind mit Redensarten nicht sparsam."

Diese letztern Worte wurden mit besonderm Nachdruck gesprochen und trieben das Blut in Skuldfrid's Wangen empor. Sobald sie allein war, beeilte sie sich, den Inhalt des Buchs zu untersuchen, und fand in demselben folgenden Brief:

„Sie werden sicherlich erstaunen über das, was ich jetzt schreibe, wenn Sie finden, daß ich dreist eine Frage an Sie thue und ebenso dreist fordere, daß Sie dieselbe ganz aufrichtig beantworten. Sie lächeln und denken:

Ich kümmere mich nicht darum, was er verlangt. Einen Augenblick, bitte ich, und es wird mir leicht werden, Ihnen zu beweisen, daß Sie das Schweigen, welches Sie bisjetzt so hartnäckig bewahrt, brechen müssen.

„Als der Zufall Sie und mich zusammenführte, geschah es ganz sicher deshalb, weil das Schicksal, der Befehlshaber des Zufalls, es so beschlossen hatte. Welche Rolle Sie noch in meinem Leben spielen werden, weiß ich nicht. Ich kann dem Interesse, welches Sie bei mir erweckt, nicht einmal einen Namen oder eine bestimmte Form geben. Mir ist blos Eins klar, nämlich, daß es mir eine Freude ist, an Sie zu denken, in Ihrer Nähe zu sein und Sie aus der Ferne zu betrachten. Ich weiß auch, daß Ihr Anblick, als ich unbemerkt an Ihrer Wohnung vorbeiritt, mir genug war und daß ich keine Annäherung zwischen uns wünschte. Ebenso gewiß aber, wie dies eine Wahrheit ist, ist es, daß es mir schmerzlich gewesen ist, ein männliches Wesen, welches weder Ihr Vater noch Ihr Bruder ist, an Ihrer Seite zu sehen.

„Glauben Sie nicht, daß ich diesen Mann um sein Glück beneide. Um ihn zu beneiden, müßte ich Sie lieben, und dazu kenne ich Sie noch nicht genau genug; aber ich habe mein Glück darin gefunden, Sie mir frei zu denken wie den Vogel in der Luft, und es ist mir peinlich, wenn man sagt: Dieser Mann ist bestimmt, Ihr Gatte zu werden.

„Wollen Sie wissen, weshalb? Unsere kurze Bekanntschaft ist so eigenthümlich und Ihre ganze Art und Weise der aller andern Frauen so unähnlich, daß Sie mir vorkamen wie eine Rose, die mitten in einem Walde aufgewachsen ist, unbekannt mit den Blumenbeeten des Gartens, mit den Tändeleien der Schmetterlinge und dem Zwang der Spaliere. Sie waren ein Naturkind, unbekannt mit allem Bösen in der Welt, mit den schiefen Begriffen und lächerlichen Vorurtheilen derselben, dagegen aber geschmückt mit einem veredelten Verstand, einem un=

schuldigen Herzen und einem poetischen Gemüth. Genug, Sie waren meiner Auffassung nach eine Verschmelzung von Natur, Wahrheit und Bildung mit dem heitern, offenen Charakter eines Kindes. Es lag etwas Bezauberndes darin, mir Sie so zu denken. Ich wünschte nichts mehr als diesen schönen Traum bewahren zu dürfen. Da kommt aber ihre männliche Gesellschaft, um wieder wie ein finsterer Schatten die lieblichen Gemälde zu verdunkeln.

„Gestern sagte man: Sie ist bestimmt, Professor Aberney's Braut zu werden. Wohlan, was kann ich wol dagegen einzuwenden haben? Nichts. Aber Sie wären dann nicht mehr mein holdes Traumbild, sondern ein Weib, welches sich vermählen wird.

„Was will ich wol? Ich will von Ihnen eine Bestätigung oder Widerlegung dieses Gerüchts haben. Vier Worte sind alles, was ich von Ihnen begehre, und dies ist ja sehr wenig, besonders wenn Sie damit meinem aufgeregten Gemüth Ruhe schenken können. Es wäre grausam, mir sie zu verweigern. Wie auch Ihre Antwort lauten möge, so werde ich stets in ehrerbietiger Entfernung bleiben; sollten Sie dagegen Schweigen beobachten, so könnte es geschehen, daß ich mich Ihnen auf eine oder die andere Weise in dem Hause Ihrer Mutter näherte. Ich bin leider ein eigenthümliches Gemisch von guten und bösen Kräften. Steigern Sie nicht die letztern durch Weigerung; ich bitte darum. Senden Sie mir morgen «Don Carlos» wieder zurück und legen Sie die Worte darein, die ich begehre.

„Gestern fühlte ich mich mehrmals versucht, Ihrer Mutter einen Besuch abzustatten, die Furcht aber, Ihnen zu misfallen, hielt mich davon zurück. Würde ich dadurch wirklich Ihren Unwillen erweckt haben? Dies ist eine Frage, welche achtungsvoll gethan wird von

Lothard."

Es war das erste mal, daß er das, was er schrieb, mit einem Namen unterzeichnete, und Skuldfrid blickte

darauf, als ob es ihr schwer würde, die Augen davon zu trennen. Ihr erster Gedanke war:

„Ich muß dies da meinem guten Freund zeigen und ihn fragen, ob ich antworten soll.“

Sie begann aber recht herzlich zu lachen, als sie daran dachte, daß hier geschrieben stand, sie würde Aberney's Gattin werden, und sie beschloß daher, ihrem Freunde kein Wort zu sagen, sondern die gestellte Frage ganz einfach zu beantworten.

Funfzehn Federn wurden geschnitten, probirt und untauglich befunden. Die sechzehnte endlich ward für gut genug erachtet, um damit zu schreiben, aber nun machte es ihr fürchterliches Kopfzerbrechen, ob sie die Frage wirklich blos mit vier Worten beantworten, oder ob sie nicht lieber sich etwas umständlicher aussprechen sollte. Der Brief enthielt ja am Schlusse eine zweite Frage, die auch beantwortet werden mußte. Genug, nachdem sie ihren eigenen Namen auf einen ganzen Bogen geschrieben, um sich zu überzeugen, daß die Feder gut ging, schrieb sie folgende Zeilen nieder:

„Man kann seinen Lehrer sehr, sehr lieb haben, aber deswegen braucht man ihn nicht zu heirathen. Professor Aberney wird durchaus kein unwissendes Kind zur Frau haben wollen. Es würde mir sehr unangenehm sein, wenn Sie einen Besuch auf Ektorp abstatteten. Meine Mutter empfängt niemals Fremde.

„Leben Sie wohl und haben Sie Dank für all Ihre Theilnahme.“

Skuldfrid las ihre Antwort ein dutzend mal durch, ehe sie dieselbe zusammenbrach, verschloß das kleine Billet mit einer Oblate und schrieb darauf: „Monsieur Lothard“, worauf sie es in den „Don Carlos“ legte.

An diesem Nachmittag kam Aberney nicht. Er hatte einige Worte an Skuldfrid geschrieben und ihr gemeldet, daß er auf einige Tage nach Åbo gereist sei.

Am nächstfolgenden Morgen, als der Doctor Skuldfrid

besuchte, war sie ungeheuer verlegen, und als sie ihm beim Abschied das Buch reichte, konnte sie nicht aufblicken. Er nahm es ihr ab, ohne eine Miene zu zucken oder durch ein einziges Wort Verwunderung darüber zu erkennen zu geben, daß sie das Trauerspiel so schnell durchgelesen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Als der Wagen des Doctors auf dem Hofe von Kronobro vor dem Flügel des Doctors halt machte, kam ihm hier ein Diener entgegen, der ihn ersuchte, sogleich zum Baron hinaufzugehen, was er auch that. Bei seinem Eintritt in den Salon rief Konstantin oder Lothard, wie wir künftig unsern Helden nennen wollen, ihm entgegen:

„Bringen Sie das Buch wieder mit?"

„Ja."

Der Doctor machte eine höfliche Verbeugung und überreichte es ihm.

Lothard riß es mehr aus der Hand des Doctors, als er es empfing, und sagte:

„Sie speisen wol heute Mittag mit uns?"

„Ich werde die Ehre haben."

Inwieweit Lothard die Antwort hörte oder nicht, ist ungewiß, denn er hatte schon das Zimmer verlassen.

„Meine Auffassung war also vollkommen richtig", dachte der Doctor. „Schon bei dem ersten Zusammentreffen mit dem jungen Mädchen verliebte er sich in sie, obschon er sich damals noch scheute, sie zu seinem Opfer

zu machen. Bah! Dergleichen Bedenklichkeiten hegt ein Russe nicht länger als vierundzwanzig Stunden; diesmal aber dürften seine Wünsche auf einen heftigen Widerstand stoßen, und wenn ich meine Karten richtig zu mischen verstehe, so soll seine Leidenschaft ihn zu einer schlechten That nach der andern verleiten und dann — dann — Ja, ja, du stolzer, übermüthiger Canitz — dann dürftest du eines Tags alles entgelten, was dein Geschlecht an mir verbrochen!"

Während so der Haß in dem Gemüth des Doctors den Dictator spielte, führte in Lothard's Brust ein ganz entgegengesetztes Gefühl das Wort.

Nachdem er sich in sein Cabinet eingeschlossen, öffnete er schnell das Buch und nahm den Brief heraus. Er betrachtete das kleine zusammengefaltete Papier, welches sonach Worte enthielt, die die Macht besaßen, den Besitzer von Millionen bitter zu verwunden oder hoch zu erfreuen. Seiner äußern Erscheinung nach so unbedeutend, konnte es ihm ein Leid zufügen, von welchem alle diese Millionen ihn nicht loskaufen konnten, oder aber ihm eine Freude schenken, die er sich nicht dafür verschaffen konnte.

Welch ein unbegreifliches Räthsel ist das Leben! Der Mensch, der allen Ueberfluß und alles materielle Glück besitzt, ist oft an wahrem Glück der Allerärmste.

Nachdem Lothard das Billet lange betrachtet, erbrach er es. Mit ängstlicher Ungeduld durchlief er die wenigen Zeilen. Wie ungeheuer wenig und doch zugleich wie viel enthielten sie! Lebhaft und heftig in seinem Innern, wechselte der Eindruck rasch, obschon seine russische Erziehung ihn von außen verschlossen machte. Die Gewohnheit, jeden unbewachten Ausbruch des Gefühls zurückzuhalten, war ihm zur andern Natur geworden, sodaß er sich selten jene stürmischen Ausbrüche von Zorn oder Freude gestattete, die sonst mit seinem Charakter übereinstimmten und ihn als Jüngling kennzeichneten.

Mittags war er sehr aufgeheitert und scherzte mit

seinen Tischgenossen, den beiden jungen Russen und dem Doctor. Das glatte, lächelnde Gesicht des letztern ward ein wenig überschattet, als sein Blick auf Lothard's schöne, vor Freude strahlenden Züge fiel.

Nach der Mahlzeit trennte man sich. Die beiden russischen Edelleute beabsichtigten der Jagd, ihrer Hauptleidenschaft, obzuliegen, und Lothard stieg wie gewöhnlich zu Pferde, um einen Spazierritt zu machen.

Das schöne schneeweiße Thier hatte jetzt beinahe drei Wochen lang täglich einen und denselben Weg gemacht, sodaß es von selbst den Waldpfad einschlug, welcher nach Ektorp führte. In einiger Entfernung von dem abgelegenen Gehöft sprang Lothard aus dem Sattel und band das Pferd an einen Baum, worauf er seine Schritte durch den Wald nach seinem gewöhnlichen Beobachtungsplatze lenkte.

Gleichwol erreichte er denselben nicht, denn als er an der schmalen stark gekrümmten Allee, welche nach dem Gehöfte führte, vorbeigehen wollte, sah er jemand mit langsamen, vorsichtigen Schritten, auf einen Stück gestützt, dieselbe entlang kommen.

Er blieb stehen. Er hatte schon den Gegenstand seines lebhaften Interesses erkannt.

Skuldfrid blickte auf, und auch sie blieb stehen, denn obschon sie noch in ziemlicher Entfernung voneinander waren, so erkannte doch auch sie den Fremdling.

Bei dieser Bewegung von ihrer Seite stand zu vermuthen, daß Lothard wie ein ungeduldiger Liebhaber vorwärts stürzen würde, statt dessen aber blieb er unbeweglich stehen, als ob er Skuldfrid dadurch andeuten wollte, daß er es gänzlich ihr anheimstellte, ob sie sich ihm nähern oder von ihm entfernen wollte.

Nachdem Skuldfrid ein paar Secunden still gestanden, setzte sie ihren Weg weiter fort und kam ihm sonach entgegen.

Bei dieser Bewegung von ihrer Seite näherte er sich

ihr mit schnellen Schritten. Als er vor ihr stand, nahm er ehrerbietig die Mütze ab und sagte:

„Ich danke Ihnen dafür, daß Sie bei meinem Anblick nicht umgekehrt sind. Sie würden damit zu erkennen gegeben haben, daß Sie nicht mit mir zusammenzutreffen wünschten.“

„Ich habe den ganzen Tag gewünscht, daß das Schicksal noch einmal unsere Wege zusammenführen möchte“, antwortete Skuldfrid lächelnd und mit einer warmen Röthe auf ihren siebzehnjährigen Wangen. „Um womöglich dem Schicksal meine Wünsche erfüllen zu helfen, habe ich mich heute zum ersten mal wieder auf eigene Faust herausgewagt.“

Der ungekünstelte Ton, womit dies gesagt ward, setzte Lothard in wirkliche Verlegenheit. Das Schmeichelhafte, was in ihrem Wunsch, ihn zu treffen, für seine Eigenliebe lag, ging gänzlich verloren. Sie sprach ja davon, wie von der natürlichsten Sache von der Welt, ganz mit derselben Stimme, als ob von einem Schulkameraden oder einem alten Bekannten die Rede gewesen wäre.

„Und gleichwol blieben Sie zögernd bei meinem Anblick stehen“, hob Lothard, der nicht recht wußte, was er sagen sollte, wieder an.

„Das war ja ganz natürlich. Wir sind im Grunde genommen so unbekannt miteinander, daß ich überlegte —“

Skuldfrid stockte und lächelte wie ein Kind, wenn es etwas Schelmisches zu sagen beabsichtigt.

„Was denn? Wie gut Sie heute gegen mich gewesen sind?“

„O nein, ob ich nicht böse auf Sie sein sollte.“

„Auf mich? Und weshalb denn?“

„Weil Sie mich durch Ihre Briefe in Verlegenheit gesetzt haben.“

„Das verstehe ich nicht. Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen?“

Skuldfrid sah ihn an, schüttelte dann lachend ihren schönen Kopf und antwortete:

„Ein finnisches Mädchen kann sich nicht wohl auf einen russischen Offizier stützen — das wäre eine feindliche Stütze!"

„Sehen Sie mich denn für einen Feind an?"

Lothard betrachtete diese reizenden Züge mit einem Blick, welcher wenigstens bewies, daß seine Gefühle keine feindseligen waren.

„Ganz gewiß, alle Russen sind meine Feinde."

„Lassen Sie mich glauben, daß Sie scherzen. Es wäre mir wirklich schmerzlich, wenn Sie im Ernste sprächen. Ja, ich wage sogar zu behaupten, daß Sie heute das Gegentheil bewiesen haben."

„Wodurch denn?"

„Durch die Güte, womit —"

„Womit ich Ihren Brief beantwortet habe?"

„Ganz recht. Sie haben damit ein gutes Werk verrichtet und bewiesen, daß ein finnisches Mädchen auch gegen einen Feind Barmherzigkeit üben kann."

„Dies ist etwas, was wir alle thun sollen, was aber ein Russe selten thut."

„Ich bitte, lassen wir dieses Thema ruhen. Sie können sich denken, wie peinlich es für mich ist."

Skuldfrid blieb an einem gefällten Baumstamm stehen, der gerade am Rande des Wegs lag, wenn man aus der Allee in den Wald einbog. Sie setzte sich darauf und sagte mit freundlichem Blick, während sie Lothard die Hand reichte:

„Entschuldigen Sie, wenn ich verletzt habe, und nehmen Sie es mit meiner Aufrichtigkeit nicht so genau. Ich sage, was ich denke, ohne die Absicht, dadurch wehe zu thun."

„Und welches Wehe könnten Sie zufügen, daß man es beim Laute Ihrer Stimme nicht sogleich vergäße?"

Lothard drückte die dargebotene Hand ganz leicht und ließ sie sofort wieder los.

„Sie sagten, Sie hätten mich zu treffen gewünscht", hob er wieder an. „Welchem Umstande verdanke ich dieses Glück?"

„Erstens hatte ich wirklich etwas, was ich Ihnen schon längst zu sagen wünschte, und zweitens war es — Neugier."

„Neugier?"

„Allerdings. Wir sind uns ein einziges mal begegnet und dann haben Sie mir drei Wochen lang fast täglich einige geschriebene Zeilen gesendet. Ich sollte meinen, dies könnte wol Neugier erwecken. Genug, ich wünschte noch einmal den Menschen zu sehen, der so beharrlich auf schriftlichem Wege mit mir gesprochen."

„Dies ist das zweite mal, daß Sie sagen: «noch einmal.» Soll dies bedeuten, daß Sie sodann mich los zu sein wünschen?"

„Daran habe ich nicht gedacht, aber ich wollte sagen, daß — daß —"

Skuldfrid erröthete. Lothard's Dünkel rechnete sich dieses Erröthen zugute.

„Sprechen Sie, ich bitte! Jeder Ihrer Wünsche ist für mich Gesetz."

„Wohlan, dann wünsche ich, daß Sie nicht mehr an mich schreiben."

„Misfällt es Ihnen?"

Lothard's tiefliegende Augen erweiterten sich auf eine eigenthümliche Weise, während er Skuldfrid fixirte. Er versuchte einen Schimmer von Verlegenheit in dieser Frage zu entdecken, aber vergebens. Skuldfrid blickte ganz unbefangen zu ihm hinauf, während sie antwortete:

„Durchaus nicht. Die Briefe haben mir Vergnügen gemacht, die Art und Weise aber, auf welche sie mir zugesendet worden, ist mir peinlich gewesen. Ueberdies ha=

ben Sie nun alle Illusion zerstört, da Sie mich bewogen haben, zu antworten, und deshalb —"

Skuldfrid neigte das Köpfchen ein wenig auf die Seite und setzte mit lächelndem Blick hinzu:

„Deshalb sollen Sie nicht mehr schreiben. Ich will es nicht."

„Seien Sie überzeugt, daß ich Ihnen gehorchen werde."

„Ich danke Ihnen."

„Aber nun müssen Sie sich auch großmüthig zeigen."

„Lassen Sie hören."

„Sie müssen zuweilen um dieselbe Zeit hier ausruhen. Dann kann ich, wie heute, einige Worte mit Ihnen sprechen. Bemerken Sie wohl, ich stelle es ganz Ihnen anheim, mir diese Freude so kärglich oder so freigebig zu schenken, wie Ihnen beliebt, dafern es während der kurzen Zeit, die ich noch in dieser Gegend verweile, nur ein einziges mal geschieht. Bewilligen Sie meine Bitte?"

„Ja, ich glaube es."

„Versprechen Sie mir es?"

„Nun wohl, ich verspreche es."

„Ich danke!"

Lothard machte eine höfliche Verbeugung.

Noch eine Weile plauderten die jungen Leute, dann erhob sich Skuldfrid, um wieder nach Hause zurückzukehren.

„Darf ich Sie jetzt auch noch nicht begleiten?" fragte Lothard. „Hat unsere kurze Unterredung Ihr Vorurtheil gegen meine Nation noch nicht insoweit vermindern können, daß Sie meinen Arm annehmen wollen?"

„Wie wenig kennen Sie mein finnisches Gemüth, wenn Sie glauben, daß irgendeine Zeit oder irgendein Umstand ein Vorurtheil beseitigen könne, welches ich einmal gefaßt. Ich bin wie meine Landsleute hartnäckig, sowol im Guten wie im Bösen."

„Dann weigern Sie sich also meinen Arm zu nehmen?"

„Ja."

„Sie sind ein höchst eigenthümliches Mädchen, mit einer Aufrichtigkeit, welche zuweilen frappirt."

„Nun im Namen dieser Aufrichtigkeit sage ich Ihnen jetzt Lebewohl."

„Dann darf ich Ihnen also nicht folgen?"

„Nein", antwortete Skuldfrid, indem sie sich erhob. „Die Ursache ist, daß ich die Bekanntschaft mit Ihnen niemand mitgetheilt habe —, weshalb ich dies nicht gethan habe, verstehe ich selbst nicht. Ich weiß blos, daß es mir unmöglich gewesen ist, diese Mittheilung über meine Lippen zu bringen, obschon ich mir mehrmals fest vorgenommen hatte, mit meinem Freunde darüber zu sprechen."

„Ihr Freund ist vermuthlich ein Spielkamerad?"

„O nein, es ist —"

Skuldfrid stockte. Vor ihrer Erinnerung stand Lothard's Brief, worin er gefragt, ob Aberney ihr Gatte werden würde.

„Sie zögern schon wieder mit der Antwort. War meine Frage vielleicht undelicat?"

Lothard's Augen funkelten.

„Ach nein! Ihr letzter Brief ist an diesem Zögern schuld und brachte mich auch jetzt in Verlegenheit. Mein Freund ist Professor Aberney", setzte sie mit einem gewissen Nachdruck hinzu. „Er ist mir Vater und Lehrer gewesen und hat mir viel Wohlwollen erwiesen, deshalb habe ich ihn so lieb, so lieb!"

„Wie beneidenswerth ist er! Doch ich will Sie nicht länger aufhalten", sagte Lothard, zog die Mütze und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Es lag in diesem Ton und Blick etwas, was einen unbehaglichen Eindruck auf Skuldfrid machte. Sie wußte nicht recht, weshalb, aber die Erinnerung daran beun=

ruhigte sie. Sie hätte ihn gern zurückgerufen, um ihn zu fragen, ob sie etwas Verletzendes gesagt.

Mit langsamen Schritten wandelte sie die Allee zurück und überlegte, weshalb er sie wol so hastig verlassen habe.

Als sie den Hof erreichte, begegnete sie Annika, die eben von ihrer Gätarbeit im Garten zurückkehrte.

„Wo bist du denn gewesen, liebes Kind?" fragte die alte Dienerin unruhig. „Nun wirst du dir deinen Fuß wol wieder verdorben haben. Es ist von dem Professor ein Brief an dich da. Er kam soeben und liegt in dem Zimmer."

In dem Briefe stand, daß Aberney nach Åbo gereist war, um dort einen Schweden zu treffen, mit welchem er dringende Geschäfte abzumachen hätte. Er würde, schrieb er, erst in ein paar Wochen wieder nach Junta kommen.

War Skuldfried schon vorher unruhig, so ward sie es bei dieser Mittheilung noch mehr. Die Nachschrift enthielt jedoch folgende Zeilen, welche alle betrübenden Gedanken sofort verscheuchte:

„Wenn ich nach Junta zurückkomme, bringe ich einen Gast mit, den es dir gewiß Freude machen wird, wiederzusehen. Ich meine Tage."

Skuldfrid's Herz pochte laut vor Freude bei dem Gedanken an Tage, den sie seit drei Jahren nicht gesehen. Die zwei Wochen mußten ja bald vergehen, und dann, wie herrlich! Ihr Angesicht strahlte jetzt vor Freude.

Bulwer sagt: „Die Natur hat den Thieren, welche in einem kalten Klima wohnen sollen, eine dicke Haut gegeben, und den Menschen, welche auf ihrer Wanderung durchs Leben von Sorgen heimgesucht werden sollen, hat sie ein heiteres, elastisches Gemüth verliehen."

So war es auch mit Skuldfrid. In Einsamkeit aufgewachsen, unbekannt mit den Menschen, dem Leben, der Wirklichkeit und all dem Bittern, welches diese birgt, war sie ein gutes und heiteres Kind, welches nur aus Bü-

chern wußte, was sich in der Welt zutrug. Was mit der Zeit eigentlich aus ihr wurde, wie ihr Charakter sich entwickelte, dies konnte sich erst zeigen, wenn die Ereignisse die Kräfte, welche jetzt in ihr schlummerten, zum Handeln erweckten. Die Natur hatte sie, die an der Seite einer schwermüthigen, bekümmerten Mutter herangewachsen, mit einem frischen, fröhlichen Gemüth begabt, welches unter Gesang und frohem Spiele seine einsame, abgesonderte Kindheit verlebte. Sie besaß eine lebhafte und starke Seele, ein warmes Herz, ohne daß die Eigenschaften desselben durch weinerliche Träumerei oder durch unbefriedigte Sehnsucht verdunkelt wurden.

Träume hatte Skuldfrid allerdings, aber dieselben waren heiter und lächelnd wie ihr ganzes Wesen. Ihr frühzeitig entwickelter Verstand war durch Lectüre mehr veredelt und ausgebildet worden, als sonst bei Mädchen ihres Alters der Fall zu sein pflegt, aber dies war nicht in jene vorzeitige Frühreife ausgeartet, welche Seele und Herz alt macht, sondern sie bewahrte stets einen Anstrich kindlicher Frische, die so unschätzbar ist.

Wie alle lebhaften Gemüther, nahm Skuldfrid leicht Eindrücke in sich auf, aber selten übten dieselben einen mehr als vorübergehenden Einfluß, und in der jetzigen Periode ihres Lebens möchte es schwierig gewesen sein, zu bestimmen, ob ihr Gefühl von den Impulsen des Augenblicks abhängen, oder ob es stark, tief und mächtig werden würde. Jetzt konnte sie von traurigen Gedanken augenblicklich zu heitern übergehen; ein Nichts konnte sie betrüben, aber auch erfreuen. Der Grundton ihres Gemüths war heiter, und die bekümmerten Gedanken glichen leicht vorüberziehenden Wölkchen.

Am nächstfolgenden Vormittag erklärte der Doctor, der Fuß sei nun vollkommen wiederhergestellt, doch müsse Skuldfrid sich hüten, denselben allzu sehr anzustrengen. Mit seinem verbindlichen Lächeln setzte er hinzu:

„Meine Besuche als Arzt sind nun überflüssig, doch hoffe ich, daß Sie mir erlauben werden, einmal nachzufragen, wie meine Patientin sich befindet."

Ehe noch Skuldfrid Zeit hatte zu antworten, verneigte er sich und verließ das Zimmer.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Tage waren vergangen, ohne daß Skuldfrid den Hof oder Garten verlassen hatte; den ersten hatte sie mit ihrer Mutter den ganzen Vormittag fleißig gearbeitet. Sie hatte gelesen und übersetzt wie gewöhnlich. Sie hatte ganze zwei Stunden Klavier gespielt, als aber ihre Mutter sie aufforderte, verschiedene neue Lieder zu singen, hatte sie geantwortet: «Singen kann ich heute nicht.»

Am Nachmittag zog Frau Smidt sich mit ihrer Arbeit in ihr Zimmer zurück, und Skuldfrid gedachte einen Augenblick hinunter in das kleine Gebäude zu gehen und sich an den Webstuhl zu setzen; Annika aber erklärte, ihr Fuß sei noch nicht wieder kräftig genug, um das mehrschäftige Gewebe zu treten.

Die Folge hiervon war, daß Skuldfrid den ganzen Nachmittag damit zubrachte, daß sie sich an den Blumenbeeten des Gartens und des Hofes zu thun machte, ihre vielen Topfgewächse pflegte u. s. w.

Als der Abend herannahte, schweiften ihre Augen von den Blumenbeeten des Hofes nach dem schmalen Waldwege, den man vom Hofe aus sehen konnte, aber es war kein lebendes Wesen auf demselben sichtbar.

Als Skuldfrid spät am Abend, nachdem alles sich

zur Ruhe begeben, an ihrem Fenster saß und ihren Blick über die Landschaft schweifen ließ, wunderte sie sich, daß sie zum ersten mal in ihrem Leben den Tag lang gefunden. Sicherlich war es die durch Aberney's Abwesenheit herbeigeführte Leere, welche die Veranlassung hiervon war, gleichwol aber war es nicht das Bild des theuern Lehrers, welches unaufhörlich in ihrer Erinnerung auftauchte, sondern die schönen, schwärmerischen Züge des Unbekannten.

Der zweite Tag verging wie der erste, und auch dieser kam Skuldfrid ungeheuer lang vor, obschon sie sehr viel mit ihren Tauben, Vögeln und anderm Federvieh zu thun hatte, welches alles unter ihrer Aufsicht stand und um welches sie sich jetzt seit langer Zeit nicht hatte bekümmern können.

Trotzdem ward die Zeit lang und, was noch schlimmer war, alles, was sie machte, schien ihr langweilig zu sein.

Der Abend fand sie wieder am offenen Fenster mit dem Kopfe auf die Hand gestützt. Sie war eben beschäftigt, sich selbst zu fragen, warum sie während dieser Tage sich so eigensinnig innerhalb der Gitterthore von Ektorp gehalten und nicht hinausgewagt hätte. Ganz gewiß war es deswegen geschehen, weil der Doctor ihr verboten hatte, sich anzustrengen.

So weit war sie mit ihrer Selbstprüfung gekommen, als vom Strande her sich eine schöne Männerstimme hören ließ, die ein höchst eigenthümliches Lied sang, welches einer Volksweise glich, aber nicht einer schwedischen oder finnischen, sondern einer, welche unter einem glühendern Himmel gedichtet worden.

Skuldfrid's Blicke folgten der Richtung, aus welcher der Gesang kam, und sie sah einen einsamen Ruderer in einem Boot, welches ganz langsam auf der spiegelhellen Fläche der Bucht dahinglitt.

„Das ist er", dachte Skuldfrid und folgte dem Boot mit den Augen. Die Entfernung war zu groß, um

Züge zu unterscheiden, die ganze Gestalt aber verrieth, daß es nicht jemand aus dem Volke war, wie sich ohnehin schon aus dem Gesange hatte schließen lassen.

Nachdem das Boot hinter einer kleinen vorragenden Landspitze verschwunden war, schlugen die fernen Töne immer noch an Skuldfrid's Ohr, und lange nachdem sie verklungen waren, widerhallten sie in ihrer Seele.

Am nächsten Tage gegen Abend wandelte Skuldfrid durch das Gitterthor des Hofes hinaus und nach dem Waldwege. Sie war noch nicht in denselben eingebogen, als auch Lothard mit entblößtem Haupte schon vor ihr stand.

„Sie sind sehr grausam gewesen", sagte er, „da Sie mich zu so langem Warten verurtheilt haben. Ich hatte gehofft, daß Ihre Güte meine Fürsprecherin sein würde."

„Es sind ja erst zwei Tage, seitdem ich Sie traf", sagte Skuldfrid lächelnd.

„Erst, sagen Sie? Nun ja freilich, Ihnen, die Sie aus Furcht, mit mir zusammenzutreffen, sich nicht aus dem Thore herausgewagt haben, ist die Zeit sicherlich sehr kurz gewesen."

Der Ton des jungen Mannes war ein wenig bitter und sein Auge betrachtete das junge Mädchen mit finsterm Blick.

„Nein", entgegnete Skuldfrid, „wenn ich die Wahrheit sagen soll, so muß ich gestehen, daß diese Tage mir recht lang geworden sind. Ich habe während derselben sehr viel an Sie gedacht."

Lothard's Stirn klärte sich auf.

„Wie gütig von Ihnen, mir das zu sagen!"

„Und warum sollte ich es nicht sagen?" entgegnete Skuldfrid und sah ihn mit einem Blick an, welcher die schmeichelhaften Illusionen, die von der Eigenliebe augenblicklich hervorgerufen worden, gänzlich wieder zerstreute. „Ich wünschte nämlich, Sie zu fragen, warum Sie so misvergnügt aussahen, als wir uns das letzte mal trennten. Ich würde Sie zurückgerufen haben, um diese Frage an

Sie zu thun, wenn Sie mich nicht so schnell verlassen hätten. Jetzt möchte ich gern wissen, was die Ursache Ihres veränderten Benehmens war."

„Brauche ich dies wirklich zu sagen?"

„Versteht sich — wenn ich frage."

„Wenn Sie über den Gegenstand unsers Gesprächs nachdenken, können Sie die Lösung des Räthsels von selbst finden."

Sie gingen langsam den Waldweg entlang.

„Nein, ich kann mir nicht denken, was Sie misvergnügt machte."

„Nicht misvergnügt — das ist nicht das rechte Wort — sondern betrübt. Ich fühlte — doch gleichviel was. Da Sie einmal die Ursache nicht errathen, so erlassen Sie es mir, dieselbe zu sagen."

„Wie Sie wollen. Ich will Sie nicht mit Fragen peinigen, besonders da Sie jetzt besser gelaunt zu sein scheinen."

„Und wenn ich nun auch das Gegentheil wäre, was würden Sie wol danach fragen?"

„Sehr viel! Es würde mich betrüben. Ich kann es nicht ertragen, wenn jemand bös auf mich ist."

„Jemand? Wenn aber dieser Jemand für Sie eine so vollkommen gleichgültige Person ist wie ich —"

„Sie sind mir nicht gleichgültig."

„Nein, ich bin etwas weit Schlimmeres — ich bin ein verhaßter Russe."

Skuldfrid blieb stehen, sah ihn an und sagte in ernstem Tone:

„Warum erinnern Sie mich daran? Ich habe es während dieser Tage gänzlich vergessen."

„Um so mehr Grund für mich, Sie daran zu erinnern."

Skuldfrid begann weiter zu gehen, und Lothard fuhr in ruhigem, ernstem Tone fort:

„Wenn Sie einiges Wohlwollen gegen mich hegen, so will ich es durchaus nicht dem Umstand verdanken,

daß Sie meine verhaßte Nation vergessen. Ich würde dann stets in Gefahr schweben, es zu verlieren, sobald Sie sich darauf besinnen, wer ich bin. Es würde mir gerade so gehen wie jetzt. Sie würden augenblicklich misvergnügt werden und dann ist es besser, wenn Sie niemals anders sind. Ich will mir nicht Ihr Wohlwollen erschleichen, denn dazu lege ich viel zu hohen Werth darauf."

Es trat eine Pause ein. Skuldfrid ging mit gesenktem Blick, und Lothard betrachtete sie aufmerksam.

Endlich wendete sie das Gesicht nach ihm herum und sagte:

„Es ist wahr, daß ich in meinem innersten Herzen die Russen verabscheue, daß ich mich sehr unglücklich fühlen würde, wenn ich genöthigt wäre in Rußland zu leben, aber dies hindert nicht, daß es auch unter den Russen Leute geben kann, mit welchen man mit Vergnügen umgeht und welche ein Recht auf Achtung haben."

„Sagen Sie mir, ist Ihr Haß gegen meine Landsleute ein nationaler, oder hat er einen besondern persönlichen Grund?" fragte Lothard, indem er seine Begleiterin scharf fixirte.

„Ich habe ihn mit der Muttermilch eingesogen, und so lange ich zurückdenken kann, habe ich mit dem Wort Russe das Böse bezeichnet. Als ich zwölf Jahre alt war, ereignete sich ein kleiner Vorfall, welcher diesen in mir wurzelnden Abscheu gleichsam bekräftigte, und alles zusammengenommen hat dahin gewirkt, daß ich mich endlich selbst wundere, wenn ich jetzt ohne allen Widerwillen Sie ansehen und mit Ihnen sprechen kann."

„Die Entdeckung, daß ich Russe bin, machte gleichwol einen so unangenehmen Eindruck, daß ein gebrochener Fuß die Folge davon war. Die schmerzvollen Wochen, welche Sie deshalb zu verleben hatten, werde ich stets auf meinem Gewissen haben. Wollen Sie sich nicht setzen? Von dem Hügel hier haben wir die Aussicht auf den schönen Binnensee."

Er bot Skuldfrid die Hand, um ihr behülflich zu sein, aber sie hüpfte ohne alle Unterstützung über den Graben. Lothard folgte ihr, und nachdem sie eine Weile dagestanden und den See betrachtet, der durch die Oeffnung im Walde sichtbar war, kam das Gespräch allmählich von Finnland auf andere Gegenden, welche Lothard in seiner Eigenschaft als Seeoffizier besucht und die er mit sehr lebhaften Farben schilderte.

Beide hatten sich unter einen großen Baum gesetzt, der seine Laubkrone leise über ihren Häuptern rauschen ließ.

Mit gespannter Theilnahme lauschte Skuldfrid den Schilderungen über Italien. In lebhafter, kühner Weise erzählte Lothard von einem Abend in Venedig, wo er eine Fahrt auf den Lagunen gemacht, während der Gondelführer eins jener glühenden Lieder gesungen, welche das Volk des Südens kennzeichnen.

„Dort lernten Sie wol das Lied, welches Sie gestern Abend sangen?" fiel Skuldfrid ein.

Das Mädchen war wirklich wie geschaffen, Lothard ein wenig in Verlegenheit zu bringen. Er hatte aus Zartgefühl, und um sie nicht verlegen zu machen, mit keinem Wort andeuten wollen, daß er sie gesehen, und nun sprach sie von seinem Gesang gerade so, als ob sie ihn in einer Gesellschaft gehört. Dennoch antwortete er sofort:

„Ja, es war eine der vielen Barcarolen, die ich in Venedig hörte."

„Singen Sie sie noch einmal, damit ich auch den Text höre."

„Dieser ist ebenso wie das Lied italienisch."

„Ah, Sie glauben vielleicht, daß ich ihn nicht verstehen würde", rief Skuldfrid lachend. „Da irren Sie sich aber; ich habe italienisch gelernt."

„Sie? Von wem denn?" fragte Lothard, indem er sie mit Erstaunen betrachtete.

„Von meinem guten Freund Onkel Aberney."

„Von ihm!" rief Lothard und seine Züge veränderten sich augenblicklich, während er kalt hinzusetzte: „Sicherlich singt der Professor weit besser als ich, und deshalb werden Sie mir erlauben, daß ich Ihren Wunsch nicht erfülle."

Skuldfrid sah ihn an und sagte:

„Jetzt sind Sie wieder verändert."

Lothard fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

„Ich wünschte", sagte er, „daß Sie nicht bemerkten, wie peinlich gewisse Dinge mir vorkommen."

„War es mein Wunsch, daß Sie singen möchten, was Ihnen peinlich vorkam? In diesem Falle wollen wir nicht weiter davon sprechen. Ich bin so gewohnt, alles zu sagen, was ich wünsche, daß Sie sich weiter nicht daran zu kehren brauchen. Ihr Gesang war so wunderbar schön, daß ich ihn gern noch einmal gehört hätte."

„Singt Professor Aberney?"

„Ob er singt!" rief Skuldfrid in einem Tone, als ob Lothard eine förmlich lästerliche Frage gestellt hätte. „Ja wohl, und er hat eine sehr schöne und starke Stimme. Tante Sarah sagt, er sei wegen seiner Compositionen und seines Gesanges sehr berühmt."

„Dieser Mann besitzt sonach alle möglichen guten Eigenschaften und Talente", sagte Lothard mit ironischem Lächeln. „Wenn Sie erlauben, wollen wir nicht weiter von ihm sprechen."

„Warum nicht? Ich verstehe Sie nicht?"

„Um so besser. Haben Sie schon die Frage in meinem Briefe vergessen?"

Skuldfrid konnte sich des Lachens nicht enthalten, als sie sich dieser Frage erinnerte, so lächerlich kam es ihr vor, daß jemand glauben konnte, Aberney, ihr väterlicher Freund, solle ihr Gatte werden können. Skuldfrid's silbernes Gelächter verscheuchte die finstern Gedanken aus Lothard's Seele.

„Ich habe ja Ihre Frage beantwortet!“ rief sie, „und dieselbe ist so äußerst lächerlich, daß ich nicht begreife, wie Sie wieder darauf zurückkommen können.“

Das Gespräch kam sehr bald wieder auf Italien, und die Zeit verging schnell. Als die Sonne sich hinter dem Walde barg, sagte Skuldfrid dem Unbekannten Lebewohl.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Von diesem Tage an machte Skuldfrid jeden Abend einen Spaziergang und es dauerte nicht lange, so erstreckten sich diese Ausflüge bis Junta, um Tante Sarah zu begrüßen, welche sich jetzt ungeheuer einsam fühlte, da sie ihren lieben Neffen nicht da hatte und sich folglich auch nicht mit ihm zanken konnte.

Skuldfrid war sehr willkommen und die Alte wußte gar nicht, was sie ihr alles zu Liebe thun sollte.

Auf allen Spaziergängen des jungen Mädchens fügte es der Zufall, daß sie mit dem jungen Mann zusammentraf, und jedesmal, wo sie schieden, hatte sie eine neue und liebenswürdigere Eigenschaft bei ihm entdeckt.

Allerdings erschien er zuweilen in seiner Art und Weise auf ganz unerklärliche Weise veränderlich. In einem Augenblick heiter und scherzhaft, konnte er im nächsten finster und mürrisch werden, und dann sprach er mit einem gewissen bittern Hohn, welcher Skuldfrid schmerzlich berührte.

Diese Ausbrüche von veränderter Gemüthsstimmung fanden allemal statt, wenn Skuldfrid während des Gesprächs entweder Aberney's oder Tage's Namen nannte.

Abgesehen hiervon war er geistreich und besaß ein

ganz besonderes Talent, alles mit poetischem Blick aufzufassen und zu schildern. In seinen Manieren war er stets ehrerbietig und zuweilen zurückhaltend. Es war, als ob er sich gleichsam fürchtete, sich Skuldfrid auf vertrauliche Weise zu nähern.

Die drei Wochen, welche Aberney hatte wegbleiben wollen, waren sonach für Skuldfrid verflossen, ohne daß sie es bemerkte, so schnell waren sie enteilt.

Es war ein schöner Sonnabendnachmittag im Juli, als sie wieder von Ektorp nach Junta wanderte, um Tante Sarah mit einigen selbstgezogenen und gepflückten Erdbeeren zu überraschen. Wie gewöhnlich begegnete sie bei der Biegung des Waldwegs dem Fremden.

„Wissen Sie, woran ich unterwegs dachte?" fragte sie.

„Nein, aber ich hoffe, daß Sie mir es sagen werden."

„Nun — daß es nun beinahe zwei Monate sind, seitdem wir einander das erste mal begegneten, und noch weiß ich weder Ihren Namen noch wer Sie sind. Ich habe auch noch gar nicht daran gedacht, als heute erst."

„Und warum gerade heute?"

„Weil ich ganz kürzlich Annika den verhaßten Namen des Besitzers von Kronobro nennen hörte."

„Den verhaßten Namen, sagen Sie?"

„Ja, er ist mir verhaßt, weil er die Erinnerung an einen Schimpf weckt. Doch wir wollen nicht davon sprechen. Meine Mutter und mein Seelsorger haben mich gelehrt, daß man alle Beleidigungen verzeihen und vergessen müsse. Dennoch wird es mir sehr schwer, wenn ich an diesen —"

„Canitz denke!" ergänzte Lothard mit einer eigenthümlichen Schärfe in seinem Tone.

„Ja; genug, sein Name erinnerte mich daran, daß Sie mir gesagt, Sie verweilten als Gast auf Kronobro, und daß ich nicht weiß, ob Sie Gast des Doctors oder des Besitzers sind."

„Wollen Sie wirklich wissen, wer ich bin?"

„Ja, allerdings.“

„Wenn ich Sie aber bäte, es Ihnen vor der Hand nicht sagen zu müssen, was würden Sie dann antworten?“

„Daß ich es schon weiß.“

„Wirklich?“ fragte Lothard und das Blut stieg ihm siedend in die Wangen empor.

„Der Doctor besuchte mich heute und gab es mir zu verstehen“, entgegnete Skuldfrid. „Er erzählte, daß auf Kronobro zwei russische Offiziere als Gäste weilten, und der eine davon führt den Namen Lothard Gurtzskow. Sehen Sie“, setzte Skuldfrid lachend hinzu, „ich kenne Ihren Namen ganz genau.“

„Erinnern Sie sich einmal, im Fall es nöthig werden sollte, daß nicht ich es bin, der Ihnen das gesagt hat“, entgegnete Lothard in ernstem Tone.

„O, ich werde es nicht vergessen. Uebrigens habe ich in einem Buch unter dem Titel «Die Regeln des feinen Tons» gelesen, daß es unhöflich ist, sich — bevor man mit einer Dame spricht — ihr nicht erst vorstellen zu lassen.“

„Ja, in Gesellschaft, unsere Bekanntschaft aber ist unter Gottes freiem Himmel geschehen, und das ändert vieles. Wenn ich die Unhöflichkeit begangen habe, mich Ihnen nicht selbst vorzustellen, so haben Sie ja ganz dasselbe gethan. Sie haben mir auch niemals gesagt, wer Sie sind.“

„Sie wissen es ja schon.“

„Das ist wahr, aber nicht durch Sie. Gleichwol kenne ich noch nicht Ihren Taufnamen.“

„Nun wohl, ich will artiger sein als Sie.“

Skuldfrid blieb stehen, machte dem jungen Mann ein tiefes Compliment und sagte:

„Ich erlaube mir, Ihnen hiermit Skuldfrid Smidt vorzustellen.“

„Skuldfrid! Skuldfrid!“ wiederholte Lothard, als ob dieser Name ihn gleichzeitig frappirte und eine unangenehme

Erinnerung in seiner Seele weckte. „Ja, jetzt besinne ich mich. Sie führen wirklich diesen sonderbaren Namen — diesen Namen, der so wunderlich in mein Ohr klang, als ich ihn zum ersten mal hörte.

„Und wann war dies?"

„O, ich hörte ihn einmal von jemand rufen", antwortete Lothard und setzte dann kurz abbrechend hinzu: „Wem wollen Sie diese Beeren bringen?"

Skuldfrid erzählte, daß sie dieselben selbst gezogen und für Tante Sarah bestimmt habe. Das Gespräch kam dadurch auf ein gleichgültiges Gebiet und drehte sich eine Weile um Blumen.

An dem Scheidewege, der nach Junta führte, blieb Lothard stehen. Er warf sich ins Gras nieder, um Skuldfrid's Rückkehr zu erwarten. Die Gedanken, welche den jungen Mann beschäftigten, schienen durchaus keine angenehmen zu sein, denn ein Zug tiefer Schwermuth ruhte auf seiner Stirn.

Endlich ward Skuldfrid lächelnd und freudestrahlend wieder sichtbar. Lothard ging ihr entgegen.

„Wie heiter Sie aussehen!" sagte er. „Ganz gewiß haben Sie zum Austausch für Ihre Erdbeeren eine recht angenehme Mittheilung erhalten."

„Sie haben es errathen. Morgen kommen mein Freund und Tage nach Hause. Ach, wie freue ich mich, sie wiederzusehen!"

Lothard entgegnete kein Wort, sondern ging schweigend neben ihr her. Skuldfrid, welche vergebens wartete, ob er etwas sagen würde, bemerkte endlich, da er fortfuhr zu schweigen:

„Sind Sie schon wieder unzufrieden? Gestehen Sie, daß Sie es während unsers kurzen Zusammenseins allemal eine Zeit lang sind."

„Ich bin nicht unzufrieden, am wenigsten mit Ihnen, aber es gibt Dinge, welche mich zuweilen auf schmerzliche Gedanken bringen. So zum Beispiel, wenn Sie mit

freudestrahlenden Blicken von Ihrer Anhänglichkeit an Professor Aberney und seinen Sohn sprechen, denke ich an mich selbst und an meine Armuth. Ich habe niemand, der sich über meine Ankunft freute, oder über meinen Abschied betrübte. Ich habe kaum einen Hund, der mit Liebe an mir hängt. Ich fühle gleichsam Neid gegen die Glücklichen, für welche Sie Freundschaft hegen. Auch ich möchte einen Freund haben."

„Haben Sie denn keinen?" fragte Skuldfrid mit Theilnahme.

„Erlauben Sie, daß wir meine Person aus dem Spiele lassen — es ist dies ein zu uninteressantes Thema für die Unterhaltung. Achten Sie weiter nicht auf den Ausdruck von Wehmuth, der sich zuweilen in meinen Zügen spiegelt, wenn ich daran erinnert werde, daß andere für Sie so viel sind und ich für Sie gar nichts bin."

Wieder wanderten sie stumm nebeneinander her. Skuldfrid sah ernsthaft aus. Als sie an den Fuß einer Anhöhe kamen, sagte Lothard:

„Setzen Sie sich eine Weile hierher. Sie werden von Ihren Freunden so in Anspruch genommen werden, daß ich sicherlich lange nicht die Freude haben werde, Sie wieder zu treffen!"

Skuldfrid setzte sich. Lothard nahm in einiger Entfernung von ihr Platz.

„In einigen Wochen werde ich diese Gegend verlassen", sagte er.

„Dann reisen Sie wol nach Petersburg?" fragte Skuldfrid, indem sie das Gesicht abwendete.

„Das weiß ich nicht; ich weiß blos, daß ich nicht hier bleibe."

„Und warum?"

„Canitz muß dann abreisen."

„Und Sie mit Ihrem Freunde?"

„Ja. — Sie nennen ihn meinen Freund und Sie

haben recht, denn er ist allerdings der einzige, den ich habe."

Lothard lächelte bitter und setzte dann hinzu:

„Aber auch seine Anhänglichkeit an mich ist nicht viel werth."

„Dieser Mensch liebt überhaupt wol niemand weiter als sich selbst", fiel Skuldfrid ein.

„Ich glaube, Sie thun ihm unrecht. — Sein eigenes Ich liebt er von allem am wenigsten, und ist ebenso wie ich des Lebens und seiner selbst müde."

„Aber vorhin, ehe wir uns trennten, schienen Sie das Leben nicht mit so müden Augen zu betrachten."

„Da vergaß ich das Leben über Ihnen. Wenn ich an Ihrer Seite gehe und mich über ganz gleichgültige Dinge mit Ihnen unterhalte, dann vergesse ich über dem Reiz des Augenblicks alles, und ich wünsche dann ungestört diese kurzen Augenblicke zu genießen, welche die Sonnenstrahlen an meinem nur selten hellen Himmel ausmachen. Ich fühle dann, daß das Leben auch für mich schön sein könnte. Ihr Anblick ist ein Bedürfniß für mein Inneres geworden. Ich dünke mich ein besserer Mensch zu sein, wenn ich bei Ihnen bin, wenn ich den Ton Ihrer Stimme, den Schall Ihres Gelächters höre. Wundern Sie sich daher nicht, wenn jeder Gegenstand, der zwischen Sie und mich tritt, Bitterkeit in meiner Seele erweckt. Sie sind mir theuer geworden, während ich Ihnen gleichgültig geblieben, oder höchstens ein Gegenstand bin, dem Sie mit Wohlwollen begegnen, wenn niemand von denen, die Sie lieben, zugegen ist, den Sie aber bei der Begegnung mit diesen vergessen werden."

„Ich weiß nicht, ob das, was Sie jetzt sagen, Ihr Ernst ist", antwortete Skuldfrid, „aber ich sollte meinen, Sie müßten einsehen, daß ich Freundschaft für Sie fühle, daß ich gern mit Ihnen zusammen bin und daß ich Sehnsucht fühle, wenn ich Sie nicht sehe. Wir können

ja einander sagen, was wir doch beide glauben und wissen, nämlich, daß wir Freunde sind."

Skuldfrid reichte ihm mit ihrem unbeschreiblich sanften Lächeln die Hand und setzte hinzu:

„Haben Sie auch keinen andern Freund, so haben Sie doch wenigstens einen in mir."

Lothard zögerte, ihre Hand zu ergreifen, that es aber endlich doch.

„Ich glaube, Sie zögern, meine Hand als die einer Freundin zu fassen", sagte Skuldfrid.

„Es ist die Freundschaft zwischen einem Russen und einer Finnin — Freundschaft zwischen Ihnen und mir — Sie sind ein siebzehnjähriges Mädchen und ich bin ein zweiundzwanzigjähriger Mann."

„Aber was wollen Sie? — Ich kann unmöglich in Ihnen einen Russen sehen, und daß wir beide jung sind, macht es wol nicht für uns unmöglich, Freunde zu sein?"

„Beinahe doch", murmelte Lothard, setzte aber gleich darauf mit fester Stimme hinzu: „Wenn's mir in diesem Augenblick unmöglich vorkommt, Ihr Freund sein zu können, so will ich versuchen, das Unmögliche möglich zu machen. Ach, Sie lächeln und sehen mich ganz verwundert an. Sie sind mit der Menschennatur viel zu unbekannt, als daß Sie mich verstehen könnten, aber ich will Ihnen heute Abend etwas anvertrauen, was Ihnen beweisen wird, daß meine Anhänglichkeit nicht aus einem unedeln Herzen hervorgegangen ist. Wenn ich heute das Anerbieten Ihrer Freundschaft mit Zögern und scheinbarer Kälte entgegennahm, so geschah es deshalb, weil ich mir selbst das heiligste Versprechen gegeben habe, Ihr Vertrauen und Ihre Unerfahrenheit niemals zu meinem Vortheil zu benutzen. Sie ahnen nicht, welche Gefahr die Freundschaft zwischen einem jungen Mann und einem jungen Mädchen für beide bringen kann. Wie theuer die Ihrige mir ist, könnte ich Ihnen niemals begreiflich machen, und gleichwol habe ich den Muth zu sagen: Ueberlegen Sie

es sich genau, und wollen Sie das freundliche Wort wieder zurücknehmen, so thun Sie es. Ich werde von Ihnen niemals etwas anderes begehren als Wohlwollen. Merken Sie wohl: heute kann ich noch so handeln, morgen wäre es vielleicht unmöglich."

Noch niemals hatte Skuldfrid ihn so erhaben schön gesehen wie in diesem Augenblick. Sein Blick ruhte auf ihr mit so ernstem und zugleich so zärtlichem Ausdruck, daß er sich gleichsam in ihr Herz einbrannte.

Skuldfrid reichte ihm beide Hände und sagte mit jugendlicher Begeisterung:

„Mögen Sie meine Freundschaft haben wollen oder nicht, so gehört sie Ihnen auf jeden Fall. Mögen Sie in meiner Nähe bleiben oder in weite Ferne reisen, so werde ich dennoch Ihre Freundin bleiben, solange mein Herz schlägt."

„Dank!" stammelte Lothard, drückte ihr die Hände und ließ sie dann wieder los, indem er murmelte:

„Gott schütze Sie! Sie sind ein Engel, und möge er mir beistehen, damit ich Ihnen niemals Schmerz zufüge."

In diesem Augenblick ließ ein heiseres, gellendes Gelächter sich über Skuldfrid's Haupte hören. Sie sprang erschrocken auf und Lothard ward bleich, faßte sich aber sofort wieder und sagte:

„Es war eine Elster, die ihr Abendlied zwitscherte."

Dann wanderten sie weiter heimwärts.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Während Lothard und Skuldfrid zwischen Junta und Ektorp lustwandelten, fand auf Kronobro ein ganz anderes Gespräch unter vier Augen zwischen Doctor Wagner und dem Gutsverwalter Herrn Scheindinge statt.

Doctor Wagner hatte während der Jahre, wo der junge Besitzer von Kronobro nicht da gewesen war, von diesem Auftrag erhalten, hier als Herr zu residiren.

Wagner's als uneigennützig bekannter Charakter war schon zur Zeit des Generals Veranlassung gewesen, daß dieser ihm in seiner Abwesenheit die Rolle des Hausherrn zugetheilt, weil man, wie der General sich ausdrückte, niemals auf die Ehrlichkeit eines Verwalters rechnen konnte, wenn nicht ein wachsames Auge stets Aufsicht über ihn führte.

Obschon Lothard sich nicht sehr um die Ehrlichkeit seines Verwalters bekümmerte, so hatte er gleichwol dem einmal ausgesprochenen Wunsche seines Vaters gemäß Wagner beauftragt, in seiner Abwesenheit Herr zu sein und darauf zu sehen, daß die Unterthanen des Guts keinen Grund zur Klage hätten. Es war dies ein Auftrag, den Wagner gern übernahm und zwar aus vielen Gründen.

Er war von Natur stolz und herrschsüchtig. Diese beiden Eigenschaften, welche er sein ganzes Leben lang hatte unterdrücken müssen, machten es ihm angenehm, zu sehen, wie alle Gutsunterthanen, von dem geringsten an bis zum Verwalter, ihm eine Unterthänigkeit bewiesen, als ob er der wirkliche Besitzer gewesen wäre. Andererseits lag in dem sonderbaren Charakter dieses Mannes eine angeborene Vorliebe für das Volk, ein wahres Interesse für das Wohl desselben und ein inniger Wunsch, die Lage der untern Klassen erträglich zu machen.

Wagner war menschlich, mitleidig gegen seine Mitmenschen, solange seine eigenen Interessen und Leidenschaften nicht dazwischentraten. Wenn diese durch nichts gereizt wurden, so war er ein ehrlicher Mann in des Wortes ganzer Bedeutung, und wäre dies sicherlich auch in allen seinen Handlungen gewesen, wenn nicht ein tiefliegender Haß gegen Rußland und die Familie Canitz insbesondere von seinen Jünglingsjahren an ein niemals befriedigtes Rachegefühl genährt und alle jene Dämonen, die dadurch wach gerufen wurden, in Bewegung gesetzt hätte.

Mit einem ausgezeichneten Verstand, einer scharfen Beobachtungsgabe und demzufolge auch einer sichern Auffassung des menschlichen Charakters und des Gemüthes eines jeden Individuums, welches ihm in den Weg kam, begabt, hatte er während seiner abhängigen Stellung hinter einer unterwürfigen und demüthigen Außenseite sowol seinen verletzten Hochmuth als seinen leidenschaftlichen Haß zu verbergen gewußt. Er hatte sich zum Vertrauten seines größten Feindes gemacht und seine Rolle bei dem General Canitz so gespielt, daß dieser ihn beauftragt hatte, den fürstlich reichen Erben des ganzen Canitz'schen Vermögens zu erziehen. Sein Einfluß auf Lothard war allmächtig gewesen und war es in allem, was die äußern Verhältnisse betraf, noch jetzt. Sagte der Doctor: „Diese oder jene Veränderung muß vorgenommen werden, dieser oder jener Pachter einen geringen oder erhöhten Pacht

zahlen", so antwortete Lothard allemal: „Das verstehen Sie besser als ich — thun Sie wie Sie es am besten finden."

Und in allen diesen Fällen verdiente der Doctor unbegrenztes Vertrauen; leider aber war er nicht ebenso gewissenhaft, wenn es sich um das Innere des jungen Mannes handelte.

Während der Zeit, wo beide auf deutschen Universitäten verweilt, hatte Wagner mit ausgesuchter Geschicklichkeit dem Herzen des Jünglings den Keim zu allen möglichen Lastern einzupflanzen gewußt, indem er ihm die Lehre des Genusses predigte und seine von Natur romantischen Ideen verspottete. In jungen Jahren liebt man vorzugsweise die Vergnügungen, und da Wagner ihm dergleichen stets zu verschaffen verstand, so ward er mehr Lothard's Freund als sein Mentor.

Ganz gewiß wäre es Wagner auch gelungen, aus dem feurigen, schwärmerischen, reichbegabten Knaben einen schlechten, ausschweifenden Menschen zu machen, wenn nicht ein unerklärlicher Zufall Lothard aus seinem blinden Vertrauen auf den Doctor erweckt und ein tiefes Mistrauen gegen den ehemaligen Hofmeister sich in seine Seele eingeschlichen hätte.

Diese Veränderung war so plötzlich geschehen, daß der Doctor vergeblich nachgrübelte, woher dieselbe rühre. Er wußte blos, daß Lothard am Tage nach dem, wo er Tage und Skuldfrid gemishandelt, schon anders gewesen war als zeither, und daß er mit Eifer bei dem General den Posten ausgewirkt, welchen Wagner jetzt bekleidete, wie er denn auch durchaus nicht wollte, daß der Doctor ihn nach Petersburg begleite. Nach dieser Beleuchtung der Verhältnisse kehren wir wieder zu dem Gespräch zwischen dem Verwalter und dem Doctor zurück.

Wir finden letztern in seiner reichhaltigen Bibliothek zurückgelehnt in einem Sessel sitzen. Vor ihm auf dem Tische lagen einige Rechnungen.

Herr Scheindinge, ein Mann von einigen funfzig Jahren, mit glatter, schmunzelnder Miene, saß Wagner gegenüber auf einem Stuhle. Er saß dabei ganz knapp auf dem Rande, als ob er aus Furcht, dem allmächtigen Arzt, der jetzt durchaus nicht sanft und verbindlich aussah, zu misfallen, nicht wagte, sich ordentlich zu setzen.

„Ich habe meinen Secretär Ihre Rechnungen durchgehen lassen“, sagte der Doctor kurz, „und finde nirgends die Getreidesendung aufgeführt, welche kurz vor der Ankunft des Barons nach Åbo abging.“

„Damals ist kein Getreide von Kronobro nach Åbo abgesendet worden“, antwortete Scheindinge bestürzt.

„Nicht? Wessen Getreide war denn das, welches von Ihnen an dem und dem Tage mit Fuhre abgesendet ward?“

Der Doctor sah den Verwalter scharf an.

„Das gehörte dem Baron F. aus Umboträsk.“

„So.“

Der Doctor streckte die Hand aus und ergriff einen Brief, der auf dem Tische lag. Er reichte ihn dem Verwalter, indem er sagte:

„Lesen Sie mir das einmal vor.“

Als Scheindinge den Brief auseinander schlug und die Augen auf die Unterschrift heftete, ward er leichenblaß.

„Sie werden blaß. Nun, Herr Scheindinge, wie glauben Sie wol, daß es mit Ihrem Verwalterposten wird?“

„Ach, Herr Doctor, Barmherzigkeit! Machen Sie mich nicht nnglücklich!“ rief der zitternde Verwalter und faltete die Hände.

Er hatte den Brief auf die Diele fallen lassen. Der Doctor bückte sich, hob ihn auf und sagte, während er ihn langsam wieder zusammenfaltete:

„Sie haben also Ihren Herrn um hundert Tonnen Getreide bestohlen, dies ist bewiesen. Ich habe Sie schon zweimal wegen Ihrer Kunstgriffe und Unredlichkeit gewarnt, aber Sie scheinen daraus nur den Schluß gezogen zu haben, daß Sie ungestraft damit fortfahren könnten.

Damit noch nicht genug, haben Sie jetzt angefangen, Ihre Unehrlichkeit nach noch größerm Maßstabe zu betreiben. Gleichwol hätten Sie mich kennen und wissen sollen, daß ich nicht gesonnen bin, meinen Herrn noch länger von einem solchen Schurken wie Sie bestehlen zu lassen. Die beiden vorigen male, wo Sie ertappt wurden, haben die Bitten Ihrer Frau mich bewogen, Sie auf Ihrem Posten zu lassen. Ich habe dabei blos die Vorsicht gebraucht, Ihr ganzes Thun und Treiben genau überwachen zu lassen. Sie kennen meine Schlauheit und hätten auf ihrer Hut sein sollen."

Es folgte nun ein Auftritt von Bitten und Erklärungen von seiten des Verwalters, die von dem Doctor alle mit eiskalter Verachtung aufgenommen wurden. Das Resultat von allem war, daß Scheindinge eine schriftliche Erklärung abgab, welcher zufolge er seinem Herrn so und soviel Getreide veruntreut, wofür der Betrag ihm von seinem Diensteinkommen abgerechnet werden sollte.

Nachdem dies geordnet war, sagte der Doctor, indem er den für den Verwalter so verhängnißvollen Brief in die Tasche steckte:

„Vor der Hand will ich dem Baron nichts sagen, sondern es darauf ankommen lassen, wie Sie sich fernerhin benehmen. Sie sind inzwischen in meiner Gewalt, und dafern Sie sich nicht ganz unglücklich machen wollen, so hüten Sie sich, daß ich noch einen Beweis gegen Sie bekomme."

Scheindinge versicherte, daß die Nachsicht des Doctors ihn in einen gewissenhaften und ehrlichen Menschen verwandeln würde. Als seine Betheuerungen kein Ende nehmen wollten, unterbrach ihn der Doctor kurz mit den Worten:

„Sie brauchen nichts zu versichern, denn ich glaube Ihnen doch nicht. Ich werde Sie genau überwachen lassen, und bei dem geringsten Abweg sind Sie augenblicklich Ihres Dienstes enthoben und dem Gericht über-

liefert. Nun zu etwas anderm. Hat die Witwe auf Ektorp Ihren letzten Jahrespacht bezahlt?"

„Nein; Sie wollten ja, Herr Doctor, daß ich die Frau deshalb nicht fordern lassen, sondern die Ankunft des Herrn Barons abwarten sollte, weil Sie, Herr Doctor, für sie zu sprechen beabsichtigten."

„Das ist wahr. Inzwischen werden Sie sie an die Abtragung des Pachtzinses erinnern und fragen, wann sie ihn bezahlen kann."

„Wünschen Sie, Herr Doctor, daß ich einen Zahltermin bestimme?"

Wagner dachte eine Weile nach. Er überrechnete gleichsam, was sich ereignen könnte und welcher Augenblick am besten geeignet wäre, um Frau Smidt ins Gedränge zu bringen. Endlich sagte er:

„O nein. Sie begeben sich morgen zu ihr, erinnern Sie ganz höflich und bitten sie, selbst zu sagen, wann sie ihre Schuld bezahlen kann. Zugleich machen Sie sie darauf aufmerksam, daß die Zeit wegen Erneuerung des Contractes nahe bevorsteht."

Der Doctor verabschiedete den Verwalter, welcher mit demüthigen Verbeugungen das Zimmer verließ. Als er fort war, klingelte der Doctor und es öffnete sich eine kleine Tapetenthür neben einem Bücherschrank.

Ein Mann, etwas älter als der Doctor, mit einem magern, gerade nicht angenehmen Gesicht kam zum Vorschein. Er war ganz schwarz gekleidet und ging gebückt.

„Was gibt's Neues von Åbo?" fragte Wagner, ohne sich umzudrehen. Er wußte an dem Geräusch des Thürschlosses, daß der hagere Herr sich im Zimmer befand. Der Doctor saß mit dem Rücken nach dem Eintretenden gewendet.

Dieser hatte sich mit lautlosen Schritten genähert und stand hinter Wagner's Stuhl, während er antwortete:

„Die beiden Herren haben eben heute Åbo verlassen und sind auf dem Wege hierher."

„So. Und die Briefe?"

„Sind vertauscht."

„Gut! Hat man argwöhnische Blicke darauf gerichtet?"

„Ja. Alle Briefe sollen künftig geöffnet werden."

„Ohne daß man ahnt, woher die Anzeige kommt?"

„Ohne daß man es ahnt."

„Auf welche Weise geschah die Verwechselung der Briefe?"

„Durch mich."

„Dann bin ich ruhig."

Der Doctor stand auf und wendete sich zu dem hagern, schwarzgekleideten Herrn. Mit der Hand sich auf die Stuhllehne stützend, betrachtete er ihn, während er fortfuhr:

„Ich glaube, mein lieber Worzkow, die Reise nach Åbo hat dich noch magerer gemacht, als du vorher warst. Hast du übrigens ermitteln können, weshalb dieser Aberney so plötzlich dorthin reiste?"

„Die Veranlassung war ein Bankrott, den das A.'sche Haus gemacht hat, bei welchem der Professor ebenfalls Geld stehen hatte. Er verliert nicht ganz unbedeutend dabei."

„Wie viel ungefähr?"

„Sein halbes Vermögen."

Der Doctor begann im Zimmer auf- und abzugehen. Nach einer Weile sagte er:

„Haben Sie ein strenges und wachsames Auge auf den Verwalter. Gehen Sie alle seine Rechnungen genau durch und sehen Sie zu, daß er die Leute nicht drückt."

Herr Worzkow verneigte sich und glitt ebenso geräuschlos hinaus, wie er hereingekommen war.

Der Doctor setzte sich wieder an den Tisch und begann mit großer Aufmerksamkeit die Papiere durchzugehen, welche hier lagen. So saß er bis die Dämmerung einbrach, wo man ein Pferd in den Hof hereingalopirt kommen hörte.

Wagner erhob sich und ging ans Fenster.

„Aha, da ist er wieder!“ murmelte der Doctor, ging dann in ein Nebenzimmer, vertauschte den Schlafrock gegen einen schwarzen Frack und ordnete seinen Hemdkragen und sein Haar.

Nachdem dies geschehen war, begab er sich hinauf zu Lothard, den er aber nicht im Salon antraf. Der Diener meldete ihm, der Baron habe sich in sein Cabinet eingeschlossen.

„Hm, sollte er schon eine Niederlage erlitten haben!“ dachte Wagner. „Das ist nicht wohl möglich. Das Mädchen ist viel zu einsam und er viel zu schön, als daß er nicht einen vortheilhaften Eindruck auf sie hätte machen sollen. Es wäre dumm, wenn mein so geschickt ausgesonnener Plan durch einen Geniestreich des Zufalls vereitelt würde.“

Weiter kam der Doctor nicht in seinem stummen Monolog, während er dastand und durch die Fenster hinausblickte, denn Lothard trat plötzlich zu ihm heraus.

„Ah, sind Sie es, Doctor?“ rief er. „Aber warum ist es hier so finster? Lieben Sie es vielleicht, in der Dämmerung zu schwärmen?“

Es war etwas Seltenes, Lothard scherzen zu hören, und deshalb zog der Doctor den ganz richtigen Schluß, daß er bei sehr aufgeräumter Laune sei.

„Ich bin ja aus dem Dunkel hervorgegangen“, antwortete Wagner.

Lothard und der Doctor sprachen stets französisch miteinander.

„In diesem Falle wundert es mich, daß Sie nicht Befehl zum Anzünden der Lichter gegeben haben.“

„Wollen Sie, daß ich klingele?“

„Ja, Sie ersparen dann mir die Mühe, es zu thun. Aufrichtig gesprochen, ich bin ein wenig müde“, sagte Lothard, indem er sich auf ein Sofa warf. „Wissen

Sie was, Doctor? Ich gehe mit dem Gedanken um, morgen eine Reise nach Åbo zu machen."

Der Doctor wollte eben die Klingel ergreifen, um zu läuten, bei diesen Worten aber stellte er sie wieder auf den Tisch.

„Ich glaube Sie vergessen zu läuten", rief Lothard lachend. „Meine Reise scheint eine so große Ueberraschung für Sie zu sein, daß sie durch die Finsterniß leuchtet. Was finden Sie darin Wunderliches?"

„Etwas Wunderliches eigentlich nicht. Diese Reise kommt blos so plötzlich."

„Was wollen Sie? Die Zeit wird mir hier lang, besonders da nun meine beiden Kameraden beschlossen haben abzureisen."

Der Diener trat ein, um die Armleuchter anzuzünden. Lothard befahl, Pfeifen und Wein zu bringen. Er lag ausgestreckt auf einem kleinen Sofa und trällerte. Der Doctor hatte sich in einen Sessel gesetzt und schaute mit gleichgültiger Miene zur Decke hinauf.

„Woran denken Sie, mein lieber Doctor?" fragte Lothard plötzlich.

„Ich dachte an ein Lied, welches ich heute hörte. Es war genau dieselbe Melodie, welche Sie jetzt trällern, aber sie ward von einer Stimme gesungen, derengleichen ich niemals gehört habe."

„Und wo hörten Sie diese? Hier in dieser Wüste ist es ein wenig unglaublich, daß Sie diese Arie singen gehört hätten. Wahrscheinlich ist sie in Ihrer Einbildung gesungen worden", sagte Lothard scherzend.

„Durchaus nicht; es war ein junges Mädchen, welches mit seinen wunderbar klaren und melodischen Tönen mich unbeweglich an den Platz fesselte. Es war eine hinreißende Offenbarung."

„Ich gratulire. Wenn es aber kein Geheimniß ist, möchte ich gern erfahren, wer die Sängerin war. Ein

Naturkind, welches Garben bindet und Mozart's Musik singt, das reimt sich nicht zusammen."

„Das habe ich auch nicht behauptet, obschon es wirklich ein Naturkind ist, wenn es auch keine Garben bindet", entgegnete der Doctor mit seinem feinen Lächeln.

„Sie sehen so geheimnißvoll aus, mein lieber Doctor, daß ich ganz deutlich Ihre Absicht merke, meine Neugier zu reizen, was Ihnen heute aber nicht gelingen soll."

„Sie irren sich, Herr Baron, wenn Sie glauben, daß ich es auf Ihre Neugier abgesehen habe. Sicherlich haben Sie, der Sie diesen Weg oft reiten, denselben Gesang gehört."

„Welchen Weg meinen Sie?" fragte Lothard den Kopf herumdrehend.

„An Ektorp vorbei."

„Ah!" rief Lothard, indem er sich halb emporrichtete; „wohnt die Sängerin dort in der Nachbarschaft?"

„Ja, auf Ektorp."

Nun sprang Lothard auf und rief lebhaft:

„Wen meinen Sie?"

„Meine frühere Patientin. Ich glaubte, Sie hätten es längst errathen. Haben Sie denn vergessen, daß Sie sie einmal zwingen wollten, Ihnen etwas vorzusingen?"

„Ach, ich hatte die kleine Sängerin vergessen, weil —"

„Auch ich hatte die Ursache des Auftritts mit der Kleinen vergessen, bis ich heute an dem kleinen Pachthofe vorbeikam und die fesselnden Töne an mein Ohr schlugen."

„Und wie konnten Sie so im Vorbeifahren dieselben erhaschen?"

„Nichts war einfacher. Ich beabsichtigte, meine ehemalige Patientin zu begrüßen, und als ich in dieser Absicht an das Hofthor kam, blieb ich unbeweglich stehen, denn aus einem der offenen Fenster ließ sich eine hinreißend schöne Stimme vernehmen, welche die Arie der Donna Anna aus «Don Juan» sang. Diese Arie ward mit dem glühenden Ausdruck gesungen, welcher Vernunft

und Gefühl mit sich fortreißt. Ich konnte meinen Platz unmöglich eher verlassen, als bis der Gesang verstummte, und als ich Mamsell Smidt traf, sagte ich ihr, eine solche Stimme sei fürs Theater geschaffen und —"

„Wie, Doctor?" rief Lothard heftig, „Sie wagten wirklich diesem unschuldigen Mädchen eine so abscheuliche Beleidigung zuzufügen und ihr zu sagen, sie solle Sängerin werden?"

„Worin liegt da die Beleidigung, Herr Baron?"

„Schon in dem Gedanken, daß sie für Geld und vor einem ganzen Publikum singen sollte! Sie, dieses einfache, reinherzige Naturkind, sollte die schmuzigen Breter der Bühne betreten!" rief Lothard und begann im Zimmer auf- und abzugehen.

Der Doctor antwortete lachend:

„Reinherzig und unverdorben sind wir alle einmal gewesen, aber keiner von uns bleibt es bis an seinen Tod."

Es trat Schweigen ein, welches der Doctor nach einer Weile wieder mit den Worten unterbrach:

„Professor Aberney, der früher selbst ein ausgezeichneter Sänger war und ein verdienstvoller Componist ist, hat die schöne Stimme seines Schützlings ausgebildet, und es sollte mich sehr wundern, wenn er nicht Vortheil davon zu ziehen beabsichtigte. Es wäre ja schade, eine solche Stimme ungenutzt und hier in Finnland begraben liegen zu lassen."

Lothard's eben noch so heiteres Gesicht veränderte sich augenblicklich. Der Doctor fuhr ohne darauf zu achten fort:

„Aberney ist ein über alle kleinlichen Vorurtheile erhabener Mann, und sicherlich hat er schon von der Kindheit des Mädchens an eingesehen, daß sie in ihrer Stimme einen Schatz besitzt, der sie reich machen kann. Dies hat ihn bewogen, ihr diese sorgfältige musikalische Ausbildung zu geben."

Der Doctor schwieg.

Der Diener kam mit Pfeifen und Wein. Lothard schenkte sich ein Glas ein und leerte es auf Einen Zug.

„Der junge Aberney soll auch sehr musikalisch sein, hörte ich vom Pastor", hob der Doctor wieder an. „Es wird sonach ein gewaltiges Musiciren in Junta losgehen, wenn Vater und Sohn dort anlangen."

Er begann nun mit beißendem Witz von den sogenannten musikalischen Unterhaltungen zu sprechen, wo ein junger Mann mit einem jungen Mädchen singt, bis beide ihre Gemüthsruhe und ihre Herzen versungen haben.

Dann ging er auf die Musiklehrer junger Mädchen über, welche ebenso wie Aberney noch keine Greise sind und sich durch ihre väterliche Fürsorge in den Augen ihrer Schülerinnen zu Halbgöttern machen.

„Es ist das eine ganz schlaue Art und Weise, unerfahrene Herzen zu fesseln und unumschränkter Herrscher über sie zu werden", sagte der Doctor. „So bin ich zum Beispiel fest überzeugt, daß Mamsell Smidt vollständig von ihrem väterlichen Freunde geleitet wird und daß er weit mehr Einfluß auf sie besitzt als die Mutter."

Lothard schwieg und fuhr fort, im Zimmer auf- und abzugehen.

Es war dem Doctor mit großer Geschicklichkeit gelungen, die schlimmern Gefühle des jungen Mannes zu wecken und in seiner Brust wilde Eifersucht zu entzünden. Der unaussprechlich anmuthige Eindruck, welchen die Unterredung mit Skuldfrid in seiner Brust zurückgelassen, verschwand und er nannte sich selbst einen Narren, einen Thoren, der nicht mit Eifer ihr Herz zu gewinnen gesucht, sondern sich mit der kärglichen Gabe ihrer Freundschaft hatte abfinden lassen. Nun kam dieser Tage, der Freund ihrer Kindheit, um mit dem verhaßten Aberney ihn gänzlich auf die Seite zu drängen und ihre ganze Seele so einzunehmen, daß er nicht einmal darauf rechnen konnte, den Platz zu behaupten, den er jetzt

innehatte. In diesem Augenblick wünschte Lothard, daß er die Macht des Zaren besäße, um Aberney und seinen Pflegesohn so weit fortzuschicken, daß nicht einmal der Klang ihres Namens, geschweige denn ihre Gegenwart ihn peinigen könnte.

So aber mußte er ganz passiv zusehen, wie sie für Skuldfrid alles waren und er zu nichts herabsank.

Wartete Wagner darauf, daß Lothard's unruhige Gefühle in wirkliche Thätigkeit treten sollten, oder las er während des langen Schweigens, welches eingetreten war, ihren Ausdruck in seinem Gesicht? Dies wissen wir nicht, aber gerade in dem Augenblick, wo Lothard die Macht zu besitzen wünschte, Aberney von dem Gegenstand seiner Wünsche zu entfernen, bemerkte der Doctor:

„Professor Aberney wird von der russischen Regierung mit argwöhnischen Augen beobachtet. Seine politischen Ansichten sind nicht von der Art, daß er lange hoffen kann, in Finnland bleiben zu dürfen.“

Bei diesen Worten blieb Lothard stehen. Er betrachtete Wagner's Gesicht mit einem durchdringenden Blick, während seine umwölkte Stirn sich gleichsam aufklärte.

„Was veranlaßt Sie, davon gerade jetzt zu sprechen?“ fragte Lothard mit einem bestimmten Ausdruck von Argwohn in seiner Stimme.

„Ganz einfach der Umstand, daß ich heute Briefe von Åbo erhalten habe, worin man mir meldet, daß Aberney durch einige unbedachte Aeußerungen die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich gezogen habe. Apropos, da wir von Åbo sprechen, wann gedenken Sie morgen abzureisen, Herr Baron?“

„Ich reise nicht“, war die Antwort.

Etwas später, als der Doctor in seine Etage hinunterging, hielt er in Gedanken folgenden Monolog:

„Dies ist nun das zweite mal, daß ich ihn von

seinen guten Vorsätzen losreiße und in den Strudel wilder Leidenschaften schleudere. Wir wollen doch sehen, ob es mir zuletzt nicht noch gelingt, eine glänzende Rache an diesem verhaßten, verächtlichen Canitz zu nehmen. Wenn ich nur wüßte, durch wen oder was meine frühere Macht gebrochen, oder wodurch dieses ewig wiederkehrende Mistrauen erweckt worden ist?"

Dreißigstes Kapitel.

Am nächstfolgenden Tage, ganz zeitig des Morgens, begab Skuldfrid sich nach Junta. Sie hatte sich diesen Tag von aller Arbeit frei gemacht, um ihren guten Freund und Tage willkommen heißen zu können.

Frau Smidt, welche sich den Wünschen ihrer Tochter selten widersetzte, hatte gern ihre Einwilligung zu diesem Verlangen gegeben. Als das junge Mädchen mit vor Freude hoch klopfendem Herzen in dem Erkerzimmer der Wohnung ihres Freundes und Lehrers stand, kam ihr hier Tante Sarah entgegen.

„Bist du schon da, mein liebes Kind?“ fragte die Alte und klopfte sie auf die blühende Wange. „Eben wollte ich dich durch Anders holen lassen, damit du mit uns frühstücken solltest. Ach, liebes Kind, du kannst nicht glauben, was für ein stattlicher, prächtiger Mann Tage geworden ist!“

Die Alte sprach mit großem Wortreichthum davon, wie schön ihr Günstling sei und wie gut und klug, während sie unter Skuldfrid's Beihülfe den Kaffeetisch deckte.

Als es acht Uhr schlug, vernahm man Tritte auf der Treppe und gleich darauf im Zimmer. Skuldfrid konnte

nicht auf ihrem Platz sitzen bleiben, sondern sprang Aberney entgegen. Mit kindischer Lebhaftigkeit warf sie sich in seine Arme und rief:

„Willkommen, willkommen, mein guter, mein lieber Onkel!“

„Dank, mein liebes, liebes Kind!“ rief Aberney, während seine Lippen die Stirn des Mädchens berührten und er hinzusetzte: „Gott segne dich, meine Tochter!“

Aberney und Skuldfrid traten in das Vorhaus hinaus. Hier stand jetzt ein junger Mann von einundzwanzig Jahren mit einem so grundehrlichen und rein nordischen Gesicht, daß er einem schönen Musterbild des skandinavischen Volksstamms glich.

Bei seinem Anblick trat Skuldfrid einen Schritt zurück. Als sie Tage zuletzt gesehen, war er ein achtzehnjähriger Knabe, bengelhaft, in ausgewachsenem Rock und Beinkleid und mit wirrem Haar. Jetzt dagegen war er ein zierlicher Herr in der Uniform der schwedischen Flotte. Skuldfrid fühlte sich ganz verlegen.

Tage ging auf sie zu und sagte mit einem Lächeln, welches an die Kinderjahre erinnerte:

„Wie, Skuldfrid? Es sieht ja aus, als ob mein Anblick dich erschreckte. Solltest du nicht ebenso wie ich Freude über das Wiedersehen deines Gespielen empfinden?“

Er reichte ihr die Hand.

„Ja wohl, ja wohl, lieber Tage! Willkommen! Willkommen!“ setzte sie hinzu und legte ihre Hand in die seine.

Dieser Tag war ein Freudenfest auf Junta. Aberney ließ seine geliebten Bücher und seine Studien ruhen, um die Zeit mit den Kindern zu verplaudern. Auf seiner hohen, klaren Stirn war nicht einmal ein Schatten zu sehen, welcher verrathen hätte, daß er die Hälfte seines Vermögens verloren.

Tage seinerseits ward nicht müde, Skuldfrid zu betrachten, und rief fortwährend aus:

„Wie schön du geworden bist, liebe Skuldfrid!“

Die Anhänglichkeit, welche er als Jüngling schon von ihrer ersten Bekanntschaft an für sie gefaßt, schien bei dem Wiedersehen noch stärker und jede Stunde wärmer zu werden.

Am Nachmittag ging Aberney in sein Zimmer, um seine Pfeife zu rauchen und ein Mittagsschläfchen zu machen. Skuldfrid und Tage saßen mittlerweile allein im Vorhause.

„Hast du während dieser Jahre, wo wir einander nicht gesehen, jemals Sehnsucht nach mir gefühlt?“ fragte Tage und ergriff Skuldfrid's Hand.

„Wie kannst du eine solche Frage thun? Jeden Frühling hoffte ich meinen Ritter wiederzusehen, aber vergebens; er hatte mich verlassen“, antwortete Skuldfrid lächelnd.

„Dein Ritter bin und bleibe ich stets, aber wie steht es mit dir? Bist du auch noch die Dame meines Herzens?“

Vor Skuldfrid's Seele trat in diesem Augenblick das Bild des Fremden. Sie wußte nicht recht weshalb, aber es kam ihr vor, als wäre sein Blick bekümmert auf sie geheftet.

„Nun, Skuldfrid, du schweigst?“

„Ach, lieber Tage, freilich bin ich noch immer dieselbe Freundin, wenn es aber um und um kommt, so bin ich doch wol zu alt, um eine Jungfrau aus dem Mittelalter zu spielen, wie ich früher that, wo ich mich die Dame deines Herzens nannte.“

„Es war aber nicht zum Spiel, daß du dir diesen Namen gabst, sondern nach dem Kampfe mit Canitz, wo ich das hier bekam“, sagte Tage, indem er die blonden Locken aus der Stirn strich und auf eine breite Narbe zeigte. „Gedenkst du noch deines damaligen Verspre-

chens, für das ganze Leben die Dame meines Herzens zu bleiben?"

Skuldfrid fühlte sich bei dieser Mahnung des Freundes ihrer Kindheit unruhig in ihrem Gemüth. Indessen ward sie davon bald durch Abernen erlöst, der zu ihnen heraustrat, gefolgt von Tante Sarah, welche ihrem Neffen, als ihr Blick auf die jungen Leute fiel, zuflüsterte:

„Mein Gott, was für ein schönes Paar die Kinder mit der Zeit geworden sind!"

Der Professor drehte sich nach ihr herum und sagte kurz:

„Was ist das für dummes Geschwätz! Hast du aus solchen im voraus geschlossenen Partien nicht schon Unglück genug kommen sehen, Tante?"

Am Abend, als Skuldfrid sich auf den Heimweg machen wollte, erhielt Tage Auftrag, die Chaise anspannen zu lassen und Skuldfrid nach Ektorp zu kutschiren. Während dieser Fahrt sprach er von den merkwürdigsten Ereignissen während der verflossenen Jahre. Skuldfrid erzählte ihm ebenfalls alles, bis auf die Bekanntschaft mit dem fremden jungen Mann. Mitten in der Freude, die sie empfand, wieder bei ihrem lieben Freunde zu sein, stahl sich dennoch ein Gefühl der Sehnsucht über sie und sie wünschte Lothard zu treffen. Die Erinnerung an ihre letzte Unterredung erwachte fortwährend wieder in ihr. Sie meinte selbst, es sei unrecht, daß sie sich nicht vollkommen zufrieden fühlte.

Am Anfang der Allee sprang Tage aus dem Wagen, reichte Skuldfrid die Hand, um ihr herauszuhelfen, drückte ihr dieselbe zum Abschied und sagte:

„Darf ich dich morgen Nachmittag abholen?"

„Ja wohl, versteht sich."

Skuldfrid nickte freundlich und entfernte sich. Tage knallte mit der Peitsche und fuhr rasch davon, während Skuldfrid den Weg noch bis zu einer kleinen Bank fortsetzte, die am Fuße eines Baums stand. Hier angelangt,

setzte sie sich. Ein leichter Seufzer hob ihre Brust. Sie faltete die Hände und dachte:

„Mein Gott, wenn ich ihn nur auf einen kurzen Augenblick zu sehen bekäme!“

„Guten Abend!“ hieß es in diesem Augenblick hinter ihr. Sie fuhr zusammen und drehte sich herum. Da stand Lothard, so bleich und so bekümmert.

„Ah, das ist schön!“ rief Skuldfrid. Ihr ganzes Gesicht spiegelte die lebhafteste Freude wider. Bei diesem Anblick erheiterte sich auch Lothard's Blick wieder und er antwortete mit wehmüthigem Lächeln:

„Haben Sie Dank für diese Worte. Ach, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich mich heute gefühlt habe!“ sagte er, indem er an ihrer Seite Platz nahm. „Noch ein solcher Tag wie dieser und ich verwandele mich in einen wirklichen Dämon!“

Er ergriff sie bei der Hand und fuhr fort:

„Sagen Sie jetzt, daß Sie wirklich Freundschaft für mich empfinden! Ach, gestern wollte ich derselben entsagen und heute ist es mir, als wäre Ihre Freundschaft noch nicht genug. Wie viel kann sich in vierundzwanzig Stunden ändern!“

Er schloß Skuldfrid's Hand in die beiden seinigen und fuhr fort:

„Warum mischt sich stets soviel Bitterkeit in unsere reinsten Freuden? Warum durfte ich nicht den Eindruck des Friedens behalten, den unsere letzte Unterredung zurückließ? Jetzt ist es, als ob dieser einzige vergangene Tag hinreichend gewesen wäre, meine Ruhe zu vernichten und lauter Stürme in meiner Seele zu erwecken. Sprechen Sie daher einige freundliche Worte zu mir; der Klang Ihrer Stimme wird mein aufgeregtes Gemüth gewiß beschwichtigen.“

„Sie müssen nicht so bekümmert aussehen“, sagte Skuldfrid und spendete ihm einen lächelnden, sonnenwarmen Blick. „Wenn Sie gewünscht haben, mich zu treffen, so

müssen Sie ebenso wie ich nun heiter sein. Auch ich fühlte das Bedürfniß, Sie wiederzusehen, und nun, da Gott diesen meinen Wunsch erfüllt hat, bin ich zufrieden und glücklich."

„Sagen Sie noch einmal, daß es Ihnen Freude macht! O ich bitte, sagen Sie es noch einmal!"

„Das ist ja nicht nöthig; Sie müssen es ja sehen", sagte Skuldfrid und lächelte, wie ein Kind seine Spielgenossen anlächelt.

„Aber als Sie Ihren Jugendfreund wiedersahen, freuten Sie sich doch noch mehr."

„O, das ist etwas anderes. Ach, ich habe mir den ganzen Tag Vorwürfe darüber gemacht, daß ich nicht an Sie denken konnte, während ich bei meinem alten Freunde war."

Lothard ließ Skuldfrid's Hand los und erhob sich von der Bank, indem er mit aufgeregter Stimme stammelte:

„Welche Schmerzen Sie mir auch noch zufügen, so werde ich doch niemals vergessen, wie glücklich Sie mich diesen Abend gemacht haben. Jetzt will ich Ihnen Lebewohl sagen und bin Ihnen dankbar für Ihre Worte. Später einmal werden Sie verstehen, wie theuer Sie meinem Herzen sein mußten, da ich gerade jetzt Sie verlasse. Gute Nacht und Dank!"

Im nächsten Augenblick war er verschwunden und Skuldfrid ging langsam weiter nach ihrer Wohnung.

Ein angenehmes und doch unruhiges Gefühl erfüllte ihre Brust und machte ihr Herz schneller schlagen als gewöhnlich. Sie war gleichzeitig glücklich und doch nicht glücklich. Sie fühlte einen gewaltigen Drang, zu ihrer Mutter zu gehen, ihr Haupt an ihre Brust zu lehnen und ihr zu erzählen, wie unbegreiflich sie sich selbst vorkam; als aber der Morgen anbrach und Skuldfrid vor der Mutter stand, die an diesem Tage bleicher war als

gewöhnlich, da schien es ihr wieder unmöglich zu sein, von ihren jugendlichen Eindrücken zu sprechen.

Frau Smidt küßte ihre Tochter auf die Stirn, und Skuldfrid glaubte zu bemerken, daß ihre Lippen bebten. Sie blickte schnell zu ihr hinauf, umschlang sie mit ihren Armen und sagte in bittendem Tone:

„Mutter, sprich mit mir! Dein Auge ist heute bekümmerter als gewöhnlich und deine Lippen beben vor Schmerz. O, sage, kann ich nichts thun, um dein Leiden zu mildern?"

„O ja, sei nur allezeit froh, heiter und glücklich —, das ist das einzige Linderungsmittel, was es für mich gibt."

Frau Smidt küßte, nachdem sie dies gesagt, ihre Tochter nochmals, und Skuldfrid wagte nicht etwas weiter zu sagen.

Am Nachmittag kam Tage mit dem Wagen, um Skuldfrid abzuholen. Es vergingen einige Tage, ohne daß sie mit dem Fremden zusammentraf. Jeden Nachmittag ward sie entweder von Aberney selbst oder dessen Pflegesohn abgeholt und des Abends gewöhnlich von beiden nach Ektorp zurückbegleitet.

Ein erfahrener Beobachter würde leicht bemerkt haben, daß eine wachsame Fürsorge in der Art und Weise lag, auf welche Aberney dem jungen Mädchen folgte.

Jeden Tag, welcher verging, ohne daß sie mit dem fremden jungen Mann zusammengetroffen war, ward sie unruhiger, besonders da sie ein paar mal einen Schimmer von dem weißen Pferde im Walde zu sehen geglaubt.

Zwei Wochen vergingen. Es war Sonntag. Skuldfrid sollte Tante Sarah in die Kirche begleiten und Tage hatte sie daher des Morgens ganz zeitig von Ektorp abgeholt. Tage's Art und Weise gegen seine Spielgenossin war gleichzeitig zärtlicher und weniger vertraulich geworden. An diesem Morgen war er ungewöhnlich abgemessen. Als sie durch den Wald fuhren, sagte er:

„Kannst du mir sagen, wer der junge Mann ist, der beinahe täglich durch den Wald von Ektorp reitet?"

Tage's Augen ruhten forschend auf Skuldfrid, deren Gesicht bei dieser Frage von einer dunkeln Röthe übergossen ward.

„Ich weiß nicht, wer er ist", antwortete Skuldfrid verlegen.

„Hast du ihn niemals gesehen?"

„O ja, gesehen habe ich ihn."

„Wirklich? Und du kennst ihn nicht näher?"

„O ja, ich kenne ihn."

„Es wäre dir auch nicht gut möglich gewesen, die Wahrheit zu leugnen, denn dein Erröthen verrieth sie schon. Wenn du ihn aber kennst, so weißt du auch wol, wer er ist?"

„Tage, du bist unfreundlich!" rief Skuldfrid, nahe daran in Thränen auszubrechen. „Ich leugne die Wahrheit niemals, und wenn ich sage, daß ich nicht weiß, wer er ist, so spreche ich die Wahrheit. Er hat mir seinen Namen niemals gesagt."

„Nicht? Gleichwol habt ihr miteinander gesprochen?"

„Ja."

Dies war alles, was Skuldfrid antworten konnte denn die Thränen brachen unaufhaltsam hervor.

„Warum hast du dies geheim gehalten, Skuldfrid?" fragte Tage.

„Das weiß ich selbst nicht, aber es widerstrebte mir, davon zu sprechen. Ach, guter, lieber Tage! sprich nicht so kalt zu mir, sondern sei freundlich."

Skuldfrid fing jetzt an, laut zu schluchzen.

Dies war mehr, als Tage ertragen konnte. Er beugte sich zu ihr nieder und flüsterte:

„Verzeihe mir, geliebte, theuere Skuldfrid."

In diesem Augenblick ließen sich rasche Hufschläge hinter ihnen hören und wie ein Sturmwind jagte ein weißes Pferd mit seinem Reiter vorbei. Er hatte das

Gesicht von ihnen abgewendet. Skuldfrid's Herz ward von einem eigenthümlichen Schmerz zusammengeschnürt, als er so an ihnen vorbeiritt, ohne sie auch nur anzusehen.

„Das war er", sagte Tage und biß die Zähne zusammen. Er gab dem Pferde einen Hieb und die Fahrt ging rasch vorwärts.

Kein Wort ward weiter zwischen Skuldfrid und ihm gewechselt. Erstere weinte und letzterer schlug mit der Peitsche in alle Blätter und Zweige hinein, als ob er ein unwiderstehliches Bedürfniß fühlte, seinen Zorn an irgendetwas auszulassen.

Als sie Junta erreichten, wunderte sich Tante Sarah über Skuldfrid's rothgeweinte Augen, und Aberney heftete einen langen, forschenden Blick erst auf das junge Mädchen und dann auf Tage, sagte aber nichts.

Als man Kaffee getrunken hatte, fuhr der viersitzige Wagen des Professors vor. Tante Sarah, Skuldfrid und Tage stiegen hinein. Während der ganzen Fahrt nach der Kirche saß Tage stumm und mit finsterer Miene da. Er vermied es Skuldfrid anzusehen. Tante Sarah erzählte von den Nachbarn und eine ganze Menge Neuigkeiten, die sie von Kronobro gehört, unter anderm, daß man allgemein sagte, der junge Besitzer beabsichtige, den Winter über dazubleiben, während dagegen seine Gäste bald abreisen würden.

Skuldfrid hörte dies mit Unruhe und Tage mit gerunzelter Stirn.

„Man erzählt sich viel von den Sonderbarkeiten des jungen Herrn", sagte Tante Sarah.

„Aber von wem hast du denn alle diese Neuigkeiten?" fiel Tage ein. „Ich sollte meinen, die Eigenheiten dieses Herrn könnten uns weiter nicht interessiren."

„Ei, mein Junge! Du bist ja sehr kurz angebunden. Ich sollte meinen, es wäre nicht in der Ordnung, daß du solche Bemerkungen machst. Wenn es mir Vergnügen

macht, von irgendetwas, was ich gehört, zu sprechen, so schickt es sich nicht für dich, Kind, das, was ich sage, uninteressant zu finden."

Tante Sarah war ganz erzürnt und strich und glättete ihr Kleid ganz verzweifelt.

Der noch übrige Weg ward schweigend zurückgelegt. Skuldfrid hätte weinen mögen, als sie daran dachte, daß sie dem fremden jungen Mann vielleicht nicht einmal ein Wort des Abschieds sagen könnte.

An dem Fuß der Anhöhe, auf welchem die Kirche stand, angelangt, hob Tage seine junge Begleiterin aus dem Wagen und flüsterte:

„Verzeihe mir, Skuldfrid, wenn ich dich betrübt habe. Ich trete nicht eher in das Gotteshaus, als bis du mir gesagt hast, daß du mir nicht bös bist."

Skuldfrid lächelte freundlich. Sie drückte ihm herzlich die Hand und antwortete:

„Wenn ich hier im Tempel Gottes Wort höre, werde ich schon wieder heiter und ruhig werden."

Skudfrid irrte sich aber. Auf ihre Bank niedergebeugt, betete sie allerdings warm und andächtig, aber das Gebet besaß nicht dieselbe beruhigende Wirkung wie sonst, denn in ihrem Innern war und blieb es unruhig.

Einunddreißigstes Kapitel.

Der Mittag in Junta nach der Kirchfahrt war sehr still, denn es herrschte eine allgemeine Verstimmung. Tante Sarah glaubte, ihre Würde verlange es, sich unzufrieden mit Tage zu zeigen. Ueberdies hatten sich auch mehrere Verdrießlichkeiten ereignet, so zum Beispiel war der Braten angebrannt und der Eierkuchen nicht gerathen.

Alles dies waren Entdeckungen, welche die Alte mislaunig machten.

Skuldfrid war gegen ihre Gewohnheit schweigsam und sah bekümmert aus. Tage's Gesicht glich dem Herbsthimmel, so umwölkt war es. Aberney war sehr einsilbig. Es war leicht zu sehen, daß die Gedanken des Professors nicht auf das gerichtet waren, was ihn umgab, sondern von andern Dingen in Anspruch genommen wurden.

Als die Mahlzeit zu Ende war, nickte er Skuldfrid und Tage zu und sagte:

„Zerstreut euch eine Weile auf eigene Faust. Ich habe einiges zu schreiben."

Mit diesen Worten ging er in sein Zimmer.

Tante Sarah strich mit einigen hastigen Bewegungen die Falten aus ihrem Rock, nahm das Schlüsselbund und trippelte hinaus in die Küche, um der Köchin durch einige kurze, angemessene Worte bemerklich zu machen, welche tadelnswerthe Handlung sie begangen, indem sie die guten Gaben Gottes verderben lassen. Hierauf begab sie sich in ihr Zimmer, um ein wenig in einem Andachtsbuch zu lesen, bis sie einnickte und die Kaffeestunde herankam.

Skuldfrid saß auf der Treppe des Vorhauses und warf einem Schwarm schöner Tauben, die auf dem Hofe herumspazierten, Erbsen zu. Tage stand an das Thürgewänd gelehnt und betrachtete sie mit bekümmertem Blick.

Skuldfrid's Züge hatten sich, während sie die Tauben fütterte, aufgeheitert und sie sprach jetzt mit ihnen in einem Tone, welcher deutlich verrieth, daß der Anblick dieser ihrer Günstlinge ihre üble Laune bedeutend verscheucht hatte. Die letzten Erbsen warf sie ihnen mit den Worten zu:

„Nun denn, meine Lieblinge, ist es aus — es ist aus mit der Freude! Fliegt nun frei und fröhlich davon! O, wer doch Flügel hätte wie ihr!“

Sie wendete sich nach Tage herum, reichte ihm die Hand und fragte mit freundlichem Lächeln:

„Was fehlt dir, Freund? Bist du immer noch unwillig auf mich?“

Tage ergriff die dargebotene Hand mit den Worten:

„Alles Dunkle und Düstere weicht, wenn Skuldfrid lächelt, und gleichwol gäbe ich in diesem Augenblick viel darum, wenn ich ganz aufrichtig mit dir sprechen dürfte.“

Skuldfrid erhob sich, legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte:

„Ganz gewiß darfst du das. Wer sollte dich hindern?“

„Du wirst vielleicht unwillig und betrübt werden.“

„Betrübt, Tage, das ist möglich, aber unwillig auf dich, das ist unmöglich.“

„Nun, wir werden sehen. Nimm meinen Arm und laß uns dorthin an den Fuß des Felsens gehen und uns niedersetzen. Dort können wir sprechen, ohne gestört zu werden, und dort haben wir als Kinder so oft im vertraulichen Gespräch gesessen. Ich glaube, gerade dieser Platz ist geeignet, dich weniger ungünstig für das zu stimmen, was ich zu sagen habe."

Skuldfrid nahm seinen Arm und sie wanderten über den Hof und weiter bis an eine grünende Wiese am Fuße eines Berges, der wie ein Riese mitten im Walde emporstieg. Der moosbewachsene Granitriese neigte seinen mit zwerghaften Tannen geschmückten Scheitel ein wenig über die Grasebene, welche von den Armen des Berges gleichsam umschlossen und dadurch vor den rauhen Einwirkungen der Nordwinde geschützt war. Von dem Gipfel des Berges hatte man eine freie und schöne Aussicht über den ganzen Hof von Junta und die Umgegend.

Die beiden jungen Leute setzten sich auf eine aus Weidenruthen geflochtene Bank, die am Fuße des Berges unter einer dichtbelaubten Hängebirke stand.

„Nun, Tage", sagte Skuldfrid, als er immer noch schwieg, „du hattest ja etwas zu sagen. Ich habe lange darauf gewartet, daß du anfangen solltest."

„Glaubst du, Skuldfrid, daß ich dich lieb habe?" fragte der junge Mann.

„Welche sonderbare Frage! Wie könnte ich daran zweifeln!"

„Dessenungeachtet hast du kein Vertrauen zu mir. Ich bin jetzt nicht mehr wie früher der Freund, mit welchem du deine Gedanken austauschest."

„O ja, Tage, du bist noch ganz ebenso mein Freund — das weiß ich gewiß."

„Und gleichwol hast du Geheimnisse vor mir."

Skuldfrid senkte den Kopf und schwieg.

„Du hast jenen fremden jungen Mann schon lange gekannt, aber mir nichts davon gesagt."

„Das hat seinen Grund darin, daß ich überhaupt niemand etwas davon gesagt habe."

„Ein solches Benehmen ist aber nicht das, welches man von dir erwartet hätte."

„Ach, ich weiß es, aber ich kann mir die Ursache selbst nicht erklären."

Es trat eine Pause ein. Tage kämpfte sichtlich mit seinem aufgeregten Innern; endlich hob er wieder an:

„Erzähle mir, wie ihr einander kennen gelernt habt. Willst du das?"

„Recht gern. Sicherlich wird mir dann leichter ums Herz werden."

Skuldfrid legte ihre Hand in die ihres jungen Freundes und erzählte nun Lothard's erstes Zusammentreffen mit ihr sowie alles Uebrige.

Tage's Stirn ward immer bleicher und bleicher, während er Skuldfrid's Worten zuhörte. Es war die erste wirklich bittere Stunde in seinem Leben.

Als Skuldfrid geendet hatte, sagte er langsam:

„Liebst du ihn?"

Bei dieser so einfachen und für jedes andere Mädchen so leicht zu fassenden Frage sprang Skuldfrid auf und stierte ihn an, als ob er etwas ganz Entsetzliches gesagt hätte.

„Mein Gott, Tage, was sagst du!" rief sie.

„Ich frage dich, ob du ihn liebst — ob er dir sehr theuer und werth ist."

„Daran habe ich noch niemals gedacht. Es macht mir Vergnügen ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen, aber dies ist auch das Einzige, was mir klar ist. Daß ich für ihn niemals die innige Anhänglichkeit gefühlt habe, die ich für dich und Onkel Aberney hege, ist vollkommen sicher. Ja, wenn man sagte, du mußt wählen: entweder den Fremden oder Tage nie wiederzusehen, so würde ich mich ohne Bedenken dafür entscheiden, daß ich auf das Wiedersehen des Fremden verzichtete."

„Gott sei Dank!“ rief Tage und ergriff heftig ihre Hände, welche er küßte.

In diesem Augenblick kam ein Stein von dem Berge herab- und zwischen Tage's und Skuldfrid's Füße gerollt. Unwillkürlich richteten sich die Augen in die Höhe, aber es war oben niemand zu sehen.

„Nun, meine geliebte Skuldfrid, Dame meines Herzens, nun bin ich ruhig und froh“, sagte Tage und zog Skuldfrid neben sich auf die Bank nieder.

Skuldfrid ihrerseits aber war durchaus nicht ruhig und noch weniger froh. Alle Unruhe, welche sie im Laufe des Tags gefühlt, kehrte mit erneuter Stärke zurück, und sie ward von einem fast unwiderstehlichen Drange ergriffen, in Thränen auszubrechen. Sie hielt dieselben indessen zurück, weil sie fürchtete, Tage werde sie fragen, warum sie weine, während sie selbst sich das Gefühl nicht erklären konnte, welches sie so beklommen machte.

Tage mit seinen einundzwanzig Jahren und seinem unerfahrenen Herzen ergriff mit der Leichtgläubigkeit seines Alters alles, was seinen Wünschen schmeichelte, ohne weiter nachzuforschen, ob er sich von einem Irrlicht blenden ließ.

Skuldfrid hatte gesagt:

„Wenn man mich aufforderte, zwischen dir und dem Fremden zu wählen, so könnte von gar keiner Wahl die Rede sein.“

Was brauchte Tage mehr zu wissen? Was konnte es nutzen, sich und Skuldfrid, nun, da er einmal die Gewißheit erhalten, länger zu plagen? Deshalb setzte er auch in so freundlichem Tone, daß er fast schmeichelnd klang, hinzu:

„Skuldfrid, laß mich noch einmal in deinem Blick lesen, daß du mich noch ebenso lieb hast wie in unsern Kinderjahren!“

„Ich bin und bleibe stets deine Schwester, deine Freundin.“

„Und die Dame meines Herzens", wollte Tage hinzusetzen, in diesem Augenblick aber stürzte ein ganzer Regen von Steinen von dem Berge herunter, und einer davon hätte bald Skuldfrid an den Kopf getroffen.

Dieser kleine Vorfall führte, wie alle unvermuthet eintretenden Nebendinge, eine plötzliche Unterbrechung herbei. Skuldfrid war vor Schrecken aufgesprungen und Tage konnte sich nicht erklären, wo dieser sonderbare Steinhagel herrührte.

Ehe sie sich noch wieder gefaßt hatten, ward Tante Sarah am Gitterthor sichtbar und rief sie. In dem Vorhause stand Aberney, und bei seinem Anblick beeilte Skuldfrid sich, dem Rufe zu gehorchen. Der Professor war jetzt auf seiner gewöhnlichen Laune und auch Tage wieder heiter und munter. Tante Sarah hatte ihren Aerger verschlafen, und alle waren daher in besserer Gemüthsstimmung, nur Skuldfrid nicht. Es lastete gleichsam eine bleierne Wucht auf ihrem Innern, aber mitten in dieser Gedrücktheit machte sich ein lebhaftes Gefühl geltend — die Sehnsucht nach dem fremden jungen Manne.

„Was fehlt denn meinem Sommervogel heute?" fragte Aberney endlich, indem er seine Hand auf den Kopf des jungen Mädchens legte.

„Ach, ich weiß es selbst nicht — ich fühle mich so sonderbar unruhig", stammelte Skuldfrid, ergriff die Hand des väterlichen Freundes und drückte sie an ihre Lippen. „Es ist", fuhr sie fort, „gerade als ängstigte mich, daß bei mir zu Hause etwas vorgefallen sein könne, und deshalb werde ich wol am besten thun, wenn ich nach Hause fahre."

„Willst du das wirklich?"

„Ja."

Wieder küßte sie die Hand, von der sie so freundlich geliebkost ward.

„Nun dann laß anspannen", sagte Aberney zu Tage.

Als er mit Skuldfrid allein war, setzte er sanft hinzu:

„Ich glaube, Tage hat dir die gute Laune verdorben. Ist er vielleicht garstig gegen dich gewesen, wie früher zuweilen, als ihr noch Kinder waret?"

„O nein. Tage hat jetzt wie damals stets recht. Ich bin es, die sich nicht so benimmt, wie sie soll."

Einige Augenblicke später saßen Tage und Skuldfrid in der gelben Chaise und fort ging es nach Ektorp. Tage sprach von allem Möglichen, was, wie er glaubte, Skuldfrid interessiren oder unterhalten konnte, und zum Lohn für seine wackern Bemühungen erhielt er ein sanftes Lächeln. An dem schmalen Seitenwege hielt Tage an, und da Skuldfrid sofort aus dem Wagen sprang, sagte er:

„Gib mir deine Hand, habe Dank für den heutigen Tag. Verzeihe, wenn meine Worte dich betrübt haben, aber ich habe dich so lieb, so lieb!"

Skuldfrid reichte ihm die Hand und nickte, worauf sie forteilte. In der Hausflur saß Annika.

„Was macht Mama?" fragte Skuldfrid. „Ist sie unten im Lusthause?"

„Nein, mein Kind, sie ist in ihr Zimmer gegangen. Sie sagte, sie wolle allein sein. Warum kommst du so zeitig nach Hause?"

„Ich ängstigte mich wegen Mama", entgegnete Skuldfrid und ging hinauf in ihr Zimmer.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Mittlerweile fuhr Tage nach Junta zurück. Er ließ die Zügel schlaff und die Hand, welche dieselben hielt, ruhte nachlässig auf dem Spritzleder. Er selbst war in tiefe Gedanken versunken.

Er blickte auf die Jahre zurück, die er und Skuldfrid zusammen als Kinder verlebt hatten, sowie auf alle Beweise von Freundschaft und Anhänglichkeit, die er von ihr als kleinem Mädchen erhalten. Dann erinnerte er sich jener Wochen, die er daheim zugebracht, Skuldfrid's stets gleich herzlichen Wesens, und kam zu dem Schlusse, daß ebenso wie er mit den wärmsten Gefühlen seines Herzens an ihr, sie auch an ihm hinge. Wie treu und zuversichtlich war nicht der Blick gewesen, mit welchem sie ihn angesehen, als sie die Worte gesagt: „Von etwas anderm kann nicht die Rede sein!“ Und endlich, wie gering mußte das Interesse sein, welches sie an dem Fremden nahm, da sie nicht einmal seinen Namen zu erfahren gesucht!

Warum aber hatte sie die ganze Bekanntschaft mit ihm verschwiegen? Dies war eine Frage, welche die Vernunft aufwarf. Das Herz war sogleich mit der Er=

klärung bei der Hand, daß es aus gewöhnlicher Mädchenlaune geschehen sei. Daß sie mit dem Fremden gesprochen und sogar Zusammenkünfte mit ihm gehabt, bewies durchaus noch keine Zuneigung zu ihm, sondern blos, daß es eine Zerstreuung in ihrem einförmigen Leben war, etwas, was von der gewöhnlichen Ordnung abwich.

Von dieser, wie er glaubte, genauen Prüfung seiner eigenen Gefühle und Skuldfrid's Benehmen ging er auf jene bezaubernden, schönen Jugendträume über, in welchen man sich die Zukunft so lachend malt. Er dachte sich Skuldfrid als seine Gattin, und sein Herz pochte bei dem Gedanken an das Glück, welches ihnen dann beschieden sein würde.

Gerade als er in seiner Phantasie bei diesem Paradies angelangt war, ließen sich Hufschläge hören. Er stutzte und horchte. Es war aus dem Schalle sehr leicht abzunehmen, daß ein Reiter sich näherte, und an der Biegung des Weges ward ein weißes Pferd sichtbar. Hatte Tage das seinige vorher ganz nach eigenem Belieben gehen lassen, so zog er jetzt die Zügel schnell an und zwang es noch langsamer zu gehen.

Der nahende Reiter schien derselben Eingebung zu folgen und hielt sein Pferd an, sobald er Tage erblickte, indem er es ebenfalls im Schritt gehen ließ. Als sie endlich aneinander vorbeikamen, konnte man sagen, daß die beiden jungen Männer mit dem drohenden Feuer ihrer Blicke einander zu durchbohren suchten.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß er so hübsch aussähe“, dachte Tage. „Diese Züge habe ich übrigens schon einmal gesehen — aber wann und wo?“

Lothard dagegen dachte:

„Sie muß ihn lieben. Er hat ein Aeußeres, welches mehr als vortheilhaft ist.“

Bei diesem Gedanken bekam das Pferd einen heftigen

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwartz, Marie Sophie

Schuld und Unschuld Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von August Kretzschmar

Bd.: 1

Leipzig 1862

P.o.rel. 7794 h-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038898-1